

Barényi

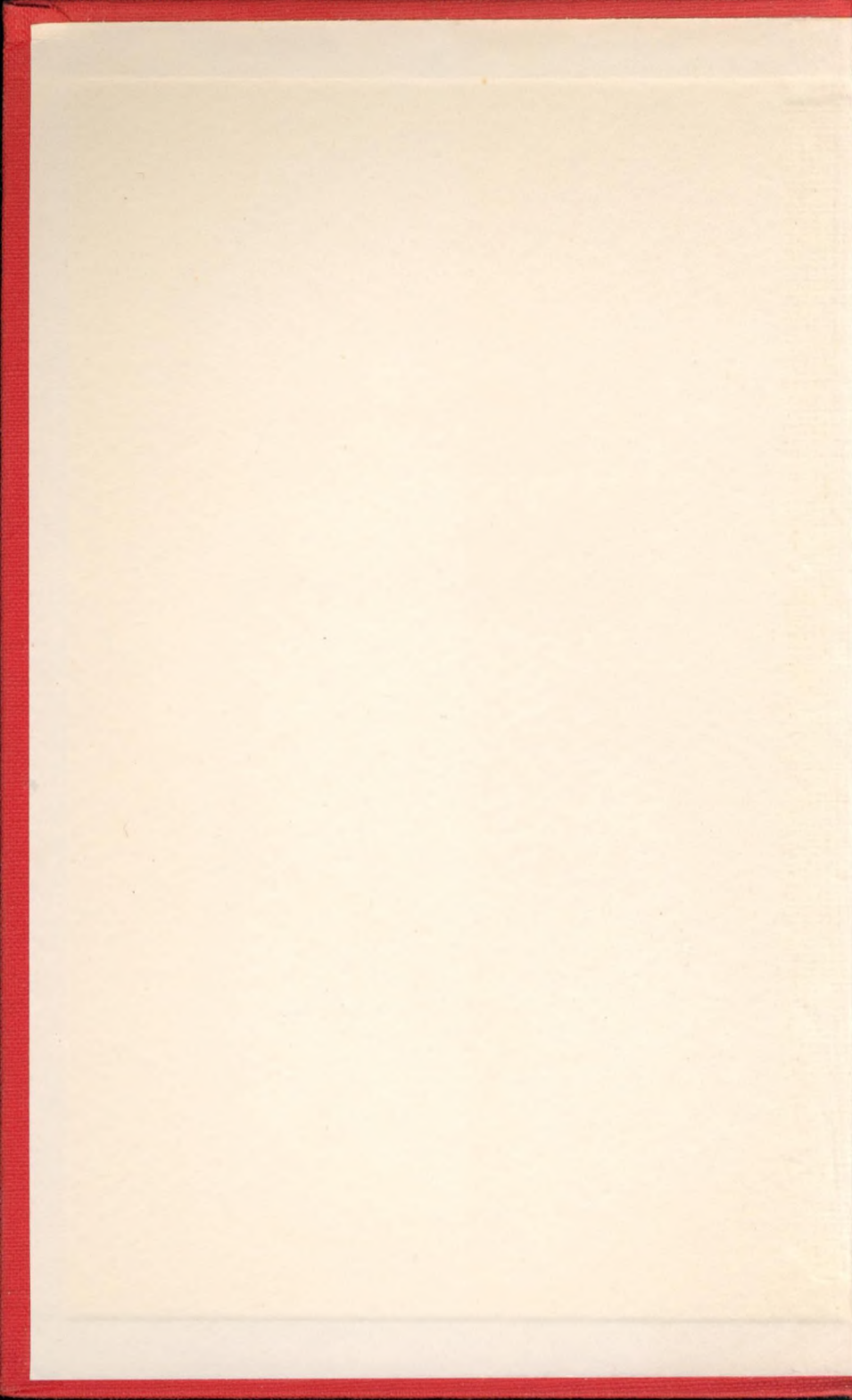
Prager

Toten-

tanz

Prager Totentanz

HILDEBRANDT VERLAG



9.50



4.6.93



Prager Totentanz

EIN ROMAN
AUS DEN TAGEN DER
PRAGER REVOLUTION 1945

VON
OLGA BARÉNYI



Copyright 1958 by Schild-Verlag, G. m. b. H.
München-Lochhausen

Druck: Waldheim-Eberle, Wien VII.

MOTTO:

Jaroslav Hašek, „Der brave Soldat Švejk“:

„Nestřelejte, volové, vždyť jsou tady lidi!“

„Nicht schießen, ihr Ochsen, das sind doch Menschen!“

STATT DES VORWORTES — EIN BRIEF AN DEN LESER

Meine unbekannten Leser, Sie wollen mir einige Stunden schenken, und ich weiß nicht, ob ich ein so großes Geschenk verdiene. Denn was habe ich schon geleistet in meinem Leben? Einige mehr oder weniger schlechte Romane geschrieben, mit sorgfältig stilisierter Handlung und leblosen Akteuren, die im Takt des Geklappers meiner Schreibmaschine marschieren mußten, wohin ich wollte. Ich ließ sie leben, lieben und sterben, wie es mir paßte. Ja, so souverän ist der Autor bei seinem Schreibtisch, beinahe wie eine kleine Gottheit kommt er sich vor.

Ich spielte die Rolle des allmächtigen Schicksals in meinen Romanen und ahnte nicht, daß das Schicksal mit mir spielte. Das Schicksal ist nicht so geheimnisvoll und körperlos, wie man glaubt. Es kommt zu uns, immer höchst persönlich, es zeigt uns ganz deutlich den richtigen Weg, aber wir halten meistens das Schicksal für seinen kleinen Bruder, den Zufall, und beachten es kaum.

Als ich das Internat der Klosterschule mit der öffentlichen Schule des Realgymnasiums vertauschen sollte, bekam ich als Stilprobe das Thema „Die Französische Revolution“. Mein Schicksal grinste hämisch, als ich mich mit dieser schweren Aufgabe plagte. Robespierre, Danton, Marat — wer fraß wen, verdammt noch einmal? Ich entschied mich für die Pinseltechnik, mit ganz weichen, verwischten Konturen. Der Königin Marie Antoinette gab ich großzügig noch mehr Liebhaber, als ihr sämtliche Romanschriftsteller zugeordnet hatten. Die Revolution selbst, die war einfach herrlich. Ich ließ die Köpfe der Aristokraten wie die Kugel beim Kegelspiel über die rohen Bretter der unersättlichen Witwe, der Guillotine, rollen, daß es direkt eine helle Freude war. Und aus der blutgetränkten Erde des Platzes der Einigkeit und Versöhnlichkeit — was für ein netter und passender Name — stampfte ich mit meinem Bleistift eine neue und bessere und gerechtere Welt. Auf vierzehn Seiten meines Schulheftes. Mit viel echter Demokratie und Humanität. Wegen des guten Stiles wurde mein Aufsatz mit minus Gut bewertet, warum auch nicht — ich verfertigte zum Beispiel solche Sätze, wie „Sie müssen sterben, Gräfin, denn Sie sind die

Vergangenheit und das Volk ist die Zukunft', sagte der Henker Sanson sachlich".

Trotz meiner ausgesprochenen Stupidität nahm sich das Schicksal die Mühe, noch einmal bei mir anzuklopfen. Bei meiner Reifeprüfung. Die russische Oktoberrevolution sollte ich beschreiben, obwohl mir der von mir bestochene Schuldiener versichert hatte, daß ich als Thema die wilden Tiere in Afrika bekommen werde. Die Löwen und die Krokodile nutzten also gar nichts, es mußten der Denikin und der Kolttschak her und ein bärtiger Mann, der in einem plombierten Waggon aus der Schweiz durch Deutschland nach Rußland kam, um den Kommunismus hinter der Front zu verbreiten. Entweder war es Trotzki oder Lenin, ich nannte ihn vorsichtshalber nur „den roten Führer“, und ich ließ ihn auf dem Roten Platz in Moskau eine lange Rede halten. Über die wahre Demokratie und über den fortschrittlichen Humanismus, soweit ich mich erinnern kann. Inzwischen passierte aber irgend etwas in Kronstadt oder bei Kronstadt, verdammt noch einmal. Macht nichts, Kronstadt und die kleine Revolution in Kronstadt ist bei einer Reifeprüfung völlig unwichtig. Ich ließ ein bißchen die Matrosen meutern, ohne anzudeuten, wer gegen wen gemeutert hatte. und ich schleppte rasch auch den Bauern aus dem Dorf Pokrowskoje her und ließ ihn von dem Fürsten Jussupow tadellos ermorden. Dafür bekam ich minus Gut und wurde Philosophiestudentin, die sich in den Konzertsälen herumtrieb und ständig in Mozart und Beethoven verliebt war.

Dann kam das Schicksal das drittemal zu mir, denn es steht geschrieben „Selig sind, die gar nichts im Schädel haben“ oder so ähnlich. Das Schicksal haute vor mir auf den Kaffeehaustisch, an dem ich gerade einen Vortrag über die wahre Demokratie und den neuzeitlichen Humanismus hielt, ein dickes Buch und ging. So machte ich die Bekanntschaft mit Alja Rachmanova, mit ihrem Roman „Studenten, Tscheka, Liebe und Tod“. Ein Tagebuch einer Russin, die die Revolution erlebt hatte. Damals ein großer Schlager. Das Buch war aber ganz anders als meine beiden Aufsätze über die zwei Revolutionen. Weder Spachtel noch Pinsel, mit Blut gemalt, mit Blut, mit Herzensblut. Ein Denkmal aus Blut und Tränen! So war es damals in Rußland also? So schreien angeblich die Toten, und so bekommt man das viele Geld für einen Sensationsroman. Studenten? Gegenrevolutionäre waren es, lauter Rückständige. Tscheka? Aber, meine liebe Frau Rachmanova, in jedem Land gibt

es eine politische Polizei, aber in jedem Land gibt es auch Gesetze, die der politischen Polizei die Hände binden. Liebe? Hat man wirklich Zeit für Liebe, während man über Leichen stolpert, oder stammt Ihre große Liebe aus Ottakring, Frau Rachmanova? Und der Tod! Ihr Tod, Frau Rachmanova, ist ein politischer Hampelmann, dem Sie in jedem Kapitel Ihres sensationellen Machwerkes ein neues Gewand anziehen. So stirbt kein Mensch, wie Sie es beschrieben haben, so krepieren höchstens die Schweine in dem Schlachthof!

Ich hielt darüber, ich muß es gestehen, sogar einen Vortrag, und meine Kollegen von der philosophischen Fakultät haben mir applaudiert, weil ich jung, nicht häßlich und ganz dumm war.

Das Schicksal hatte aber genug von mir und kam erst im Jahre 1945 wieder. Verkleidet als Revolution, die dritte Revolution. Ohne Schulheft und ohne einen Roman warf mich das Schicksal aus meiner luxuriösen Wohnung auf die Straße hinaus, zwischen Barrikaden und Leichen, und alles, alles stank nach Blut. Da war ich, samt meiner wahren Demokratie und meiner fortschrittlichen Humanität. Ich sah Säuglinge wie die Fledermäuse an die Haustore angenagelt, und niemand, niemand fragte sie, ob sie bei der SS oder bei der Gestapo waren, die wimmernden Säuglinge. Ich sah alte Männer und alte Weiber am Scheiterhaufen brennen, die Redner predigten dabei über die wahre Demokratie und den Humanismus, und sie schrien so gräßlich, die Verbrannten. Das Schicksal lachte über mich, als ich auf allen vieren kroch, ohne das große Wort zu führen, nur feige, nur mit einem Satz, den mein Gehirn noch formen konnte — denn Mut, das ist nichts anderes als die Flucht nach vorne. Dabei baute ich ununterbrochen. Als ich das stinkende Wasser aus der Moldau soff, in der die aufgebauchten Leichen schwammen, als ich das Brot fraß, das ich den Leichen auf den Straßen geraubt hatte.

Ich baute ein Denkmal aus Papier, ein Denkmal für die hunderttausend Deutschen und sechshundert Tschechen in Prag, die die grausame Stimme aus dem Prager Rundfunk ermordete, ein papierenes Denkmal für die deutschen Hunde, denen man die Pfoten abgehackt hatte, weil sie die Pfoten zum deutschen Gruß gehoben haben sollten, ein papierenes Denkmal für Julia, die in meinem Roman Marta Konrad heißt, ein papierenes Denkmal für die kleine Lilly, die ich nicht sterben lassen konnte, und die ich zwölf Jahre lang herumschleppte, die kleine, stille Leiche. Ich frage Sie,

meine Leser und Leserinnen, glauben Sie noch immer, wie ich es töricht geglaubt hatte, daß es eine ideale Revolution gibt? Ich malte sie weder mit einem Pinsel noch mit einer Spachtel, die Personen meines Romans, ich versuchte immer wieder zu lügen und zu mildern, aber die Toten schrien: „Die Wahrheit!“ Wie beschreibt man die Wahrheit? Mit einer Spachtel oder mit einem Pinsel? Wie beschreibt man die vielen blauen Schmetterlinge, die als Totenwache bei der schwangeren Frau bleiben? Wer von uns hat sie eigentlich umgebracht? Die Revolution? Freilich, die Revolution, aber die Revolution machen doch Menschen. Wie hieß also die Revolution?

Zwölf Jahre sind seitdem vergangen, und tagtäglich stehen die Toten auf, die Toten, die die Prager Revolution ermordet hatte. Sie leben, sie wollen leben, sie haben eine Stimme, und wer eine Stimme hat, der ist nicht tot.

Ein Denkmal aus Papier für die Toten von Prag. Ein Denkmal aus Papier für den Mann, der in meinem Roman Martin heißt.

Meine unbekannten Freunde, von Euch hängt es ab, ob mein papierenes Denkmal nicht zerknüllt und weggeworfen wird. Denn ich bin ja niemand, ich bin auch nur eine Tote, die zufällig noch weiterleben muß und nichts anderes zu tun hat, als auf einen kleinen grünen Wagen zu warten. Denn ich bin —

DIE VERFASSERIN

PERSONENVERZEICHNIS

Die Hauptpersonen dieses Romans sind:

Ein Mann, der sich *Martin* nennt, ein Salonkommunist aus Langeweile, einer von den Regisseuren, die wochenlang „die spontane Revolution“ vorbereitet haben, und der an eine „ideale Revolution“ glaubte. Als er aber das wahre Gesicht der Revolution sah, die zynisch grinsende Fratze, versuchte er töricht, die rote Lawine zum Stehen zu bringen und wurde deshalb selbstverständlich aus einem Verfolger zu einem Verfolgten. Er versuchte mit seinem Freund Emil, dem Chef des kommunistischen tschechischen Spionagedienstes, ein Tauschgeschäft zu machen, er bot ihm für das Leben von hundert deutschen Kindern einen Gestapomann an. Dieses Geschäft mißlang. Auf der Flucht aus Prag verschwindet Martin spurlos.

Michaela, ein junges Mädchen, das aus seiner Geborgenheit und Passivität brutal durch die Revolution herausgerissen wird. Sie muß die Rolle ihrer Schwester, der Sekretärin des Prager deutschen Polizeipräsidenten, übernehmen, lernt dabei Martin kennen und erlebt mit ihm die fünf Tage der Revolution. Es ist eine armselige, hoffnungslose Liebe, die sterben muß. Michaela begleitet Martin in seinem Wagen auf der Flucht und sieht sein sonderbares Ende, das in Wirklichkeit kein Ende war.

Lilly, ein achtjähriges Kind eines Gestapokommissars, der sich selbst, seine Frau und seine anderen vier Kinder zu Beginn der Revolution vergiftet hatte. Lilly bleibt am Leben, weil sie zu dieser Zeit nicht zu Hause war. Sie treibt sich in den Straßen umher und freut sich über das „Volksfest“ der Tschechen. Für die Tschechen sollte das Ende des Krieges wirklich ein großes nationales Fest werden, und war es auch, bis der Prager Rundfunk zu hetzen anfang und das Fest in Mord und Totschlag verwandelte. Lilly lernt Martin kennen, als er, als Angestellter der Begräbnisanstalt getarnt — die deutschen Behörden hatten die Macht noch in der Hand — die sechs Vergifteten abholen kam. Eine Wider-

standsgruppe wollte Lilly auch töten, damit sie sie nicht verrät, Martin versteckt sie aber an einem Ort, wo sie niemand suchen würde — in der jüdischen Totenkammer.

Nina, Martins Frau. Eine russische Emigrantin, puppenhaft schön, oberflächlich, verwöhnt und launenhaft, verliebt nur in sich selbst und in das Geld ihres Mannes. Am ersten Tag der Revolution bekommt sie ein Kind. Während den deutschen Müttern die Säuglinge aus den Armen gerissen und getötet werden, liegt Nina in einem Luxussanatorium und freut sich auf ihre „russischen Brüder“. Zwischen ihr und ihrem Mann kommt es zu einem Streit und schließlich zu einer Trennung, als sie verlangt, daß eine hochschwangere deutsche Frau, die sich ebenfalls in dem Sanatorium befindet, verhaftet oder umgebracht werden soll. Nina ist es, die später aus Rache und Eifersucht Martin verrät.

Elvira Blümelein, eine steinreiche Jüdin, die kurz vor der Revolution aus dem Ghetto in Theresienstadt flüchtete, um zu erkennen, daß sie aus einer Hölle in eine andere, noch heißere kam. Die Revolution frißt nicht nur die Deutschen, auch die deutschen Juden werden von ihr verschluckt. Ihr Bräutigam, ein Prager Rechtsanwalt, der während des Krieges mit den Deutschen kollaborierte, verwandelt sich vor der Revolution in einen feurigen tschechischen Nationalisten und läßt Elvira verhaften. Frau Blümelein sieht die unvorstellbaren Grausamkeiten im Prager Polizeipräsidium, sie wird mit einem Haufen Zigeunerinnen zusammen eingesperrt, die ebenfalls als „Volksfeindinnen“ gelten, sie flüchtet, wird noch einmal verhaftet und in einem Kino interniert, in ihrem eigenen Kino. Als sie sich in der höchsten Gefahr befindet, trifft sie Martin.

Helena Reumann, die erste Sekretärin des Prager deutschen Polizeipräsidenten, Michaelas ältere, bildschöne Schwester. Raffiniert und gewissenlos meistert sie jede Situation. Kurz vor der Revolution beginnt sie mit einer tschechischen Widerstandsgruppe zu arbeiten und vereitelt im Auftrage dieser Tschechen die Absicht des Polizeipräsidenten, sich mit den anständigen Tschechen zu verständigen und dadurch die Revolution zu ersticken. Sie wird aber selbst von den Tschechen an die Tschechen verraten und rettet sich schließlich dadurch, daß sie durch Martin die Bekanntschaft mit dem Chef des tschechischen kommunisti-

schen Spionagedienstes macht. Helena geschieht nichts, Frauen wie sie kann die Revolution immer brauchen.

Emil, der Chef des tschechischen kommunistischen Spionagedienstes, früher ein armer Gemüsehändler, jetzt der Herr über Prag. Nicht gerade schlecht, aber mit einem Gehirn, das nur marxistische und stalinistische Räder hat, deren eintöniges Surren die Stimme des Herzens übertönt. Ein langjähriger Freund von Martin, ein wirklicher Freund sogar, entdeckt aber plötzlich an Martin einen unverzeihlichen Fehler. Seine „Sentimentalität“, sein Mitleid mit den wehrlosen deutschen Frauen und Kindern. Das kann die Partei nicht verzeihen, die Sentimentalität ist ein rückständiges, kapitalistisches Gefühl.

Marta Konrad, eine junge Tschechin, die am 5. Mai, dem ersten Tag der Prager Revolution, heiraten sollte. Als die Revolution brüllend nach Blut verlangte, flüchteten deutsche Frauen und Kinder in die Antoniuskirche, wo Marta auf ihren Bräutigam, einen tschechischen Offizier, wartete. Ein alter tschechischer Pfarrer, der mit einem Gewehr in der Hand den Rosenkranz mit den Verfolgten betete, war entschlossen, die deutschen Frauen und Kinder mit der Waffe zu verteidigen. Martas Bräutigam holte inzwischen deutsche Panzer, die Soldaten wollten die Kinder und die Frauen mitnehmen, sie waren selbst auf der Flucht. Aber überall standen schon Barrikaden, und die Panzer mußten wieder umkehren. Martas Bräutigam wird für diesen „Verrat an dem tschechischen Volk“ auf der Stelle erschossen, Marta wird mit einem Hakenkreuz auf dem Rücken gezeichnet. Dieses Zeichen wird ihr mit einem glühenden Eisen eingebrannt, die Zuschauer brüllen dabei vor Lachen. Marta verliert das Letzte, was sie noch hatte, den Verstand, und irrt ziellos durch Prag. Auch für sie bedeutet die Begegnung mit Martin eine Wendung.

Jan Konrad, ein neunjähriger Junge, Martas Bruder, geht wie gewöhnlich am ersten Tag der Revolution in die Schule und ahnt nicht, daß er nie mehr nach Hause kommen wird. Als er zu der Hochzeit der Schwester will, sind die Brücken an der Moldau schon von den Revolutionären besetzt. Die Wohnung der Geschwister ist ausgeplündert, Marta wird als Volksfeindin gesucht. Die erste Nacht verbringt er in einem Tunnel, wo sich auch

Lilly vor der Schießerei und vor den mordenden Revolutionsgardisten versteckt hatte. Die Erlebnisse dieser beiden Kinder werden von ihrem Standpunkt gesehen und geschildert. Alle Glocken läuteten, als das zwanzigste Jahrhundert zum Jahrhundert der Kinder getauft wurde. Während der Prager Revolution irrten Tausende deutsche und tschechische Kinder, verzweifelt ihre ermordeten oder verhafteten Eltern suchend, umher, und viele von ihnen wurden von den Gardisten einfach aus Spaß erschossen.

Rosita Bella, eine italienische Zirkusartistin, eine von Martins zahlreichen Liebeleien. Als der aufgehetzte Pöbel den Zirkus am Prager Sommerberg überfällt und rücksichtslos alles, Polen, Ungarn, Engländer, Franzosen, Tschechen und Deutsche, martert und einige von ihnen umbringt, verteidigt Rosita die Zirkustiere mit dem Revolver ihres Vaters. Am letzten Tag der Revolution liegt vor der Theynkirche beim Altstädter Ring ein blutiger, zertrampelter Fetzen, der noch vor einer kleinen Weile Rosita Bella war. Die Artistin endete mit Selbstmord. Sie sprang von dem Turm der Theynkirche, als sie die letzte Patrone verschossen hatte.

Richard, ein biederer Tscheche, ein Angestellter der städtischen Begräbnisanstalt. Zuerst ein begeisterter Kommunist, später ein enttäuschter Flüchtling. Auch er kämpft mutig gegen die Revolution und versucht zu retten, was in diesem Sturm zu retten ist.

*

Sie alle aber lebten — oder leben noch heute, und ihre Schicksale während der Prager Revolution sind nicht ausgedacht. So waren sie, so sind sie.

DIE ROTE FARBE

Noch zwei Minuten, noch eine — und jetzt werden sie kommen. Ja, da sind sie auch schon, die zwölf Apostel. Ob sie wohl wirklich gehen? Oder sind sie vielleicht auf Rädern? Der hübsche, in dem blauen Kittel, das ist der Johannes. Sieht ein bißchen dem Onkel Paul ähnlich, aber der hat jetzt nur noch ein Bein. Wie konnte er auch so dumm sein, ein Bein einfach in Rußland liegenzulassen. Hätte er es mitgenommen, dann wäre es schon längst angenäht und angewachsen. Eigentlich müßte sie mit Mama wieder einmal hingehen, zum Onkel Paul ins Lazarett. Aber Mama kann jetzt wohl nicht, wo die kleine Brigitte immer so schreit. Naja, die hat noch keinen Verstand, die ist ja noch nicht einmal drei Wochen alt. Aber da — da ist schon der Tod! Hui, ist der aber häßlich! Und wie er mit der Sense schwenkt! Wenn der losgelassen wäre, wo hier auf dem Altstädter Ring so viele Leute sind. — Weg ist er. Und jetzt kommt der Hahn. Schade, daß man ihn bei dem Lärm nicht krähen hören kann. So schön rot ist er und so lustig!

Das Fensterchen auf der uralten Uhr des Prager Alten Rathauses ist wieder zu. Die Figuren der zwölf Apostel, der Tod und der Hahn haben ihre Runde gemacht und stehen jetzt still unter dem mächtigen Uhrwerk. Fünf dumpfe Schläge folgen. Fünf Uhr. Um sechs Uhr kommen sie wieder. Jede Stunde, schon seit mehr als zweihundert Jahren.

Lilly erschrickt. Schon fünf Uhr! Das hätte sie gar nicht geglaubt, daß es schon so spät sein kann. Um vier Uhr sollte sie zu Hause sein. Jetzt muß sie aber rennen, sonst wird die Mama schelten, und heute gibt es doch die Butterzuteilung und auch den Kunsthonig. Jetzt aber schnell, sonst wird die Molkerei schon zu sein.

Das Mädchen überquert die Fahrbahn und trabt in der Richtung zum Pulverturm. In einer Hand hält es fest eine kleine Papp-

schachtel, in der ein paar Maikäfer herumkrabbeln, in der anderen eine Aktentasche mit Schulbüchern. Da aber wird es wieder veranlaßt stehenzubleiben. Vor einem Hutgeschäft steht eine Leiter, und auf der sitzt hoch oben ein alter, dicker Herr mit einem Kübel zwischen den Knien.

Eine Weile schwenkt er den Pinsel hin und her, genauso wie der Tod die Sense, und dann macht er ritsch-ratsch, und schon ist die deutsche Aufschrift auf dem Firmenschild weg, und über das Schaufenster tröpfelt rote Farbe. Ist der Anstreicher aber ungeschickt! Na — warum macht er nicht weiter? Jetzt muß er doch auch die tschechische Aufschrift überpinseln. Aber er klettert schon herunter und sagt zufrieden: „Das hätten wir also“, und die Leute auf dem Gehsteig und die Verkäuferinnen in der Tür klatschen in die Hände und hüpfen wie die Kasperl.

Gleich nebenan steht wieder eine Leiter, und hier werden die Pelze überstrichen. Auch mit roter Farbe und auch nur die deutsche Aufschrift. Die Leute singen dazu ein lustiges Lied und hüpfen, und Lilly hüpf mit. Ritsch-ratsch, die Bücher sind weg, das Gasthaus ist weg, die Blumen sind weg, der Fleischhauer ist weg, die Apotheke ist weg, die Begräbnisanstalt ist weg — alles ist weg. Nur gut, daß Lilly Tschechisch versteht, sonst würde sie sich nimmermehr auskennen.

Weiter geht es durch die Zeltnergasse. Die rote Farbe tropft und spritzt, und auf den Gehsteigen bilden sich kleine Bächlein, und die Straße singt, klatscht, lacht und hüpf. Dann fangen die Leute an, sich die Hände zu schütteln und sich abzuküssen. Gott, ist das aber ulkig! Das muß Lilly sofort dem Papa und der Mama erzählen und den Kindern auch.

Ein kleiner Hund watschelt durch die roten Pfützen, und seine Pfoten sind auch bald rot. Sofort macht Lilly mit. Ihre weißen Leinenschuhe, die ohnehin staubig waren, sind jetzt wie neu. Neue rote Schuhe hat sie, und die weiß-blauen Socken haben rote Tupfen.

Beim Pulverturm kann sie nicht weiter. Die Leute schieben und drängen sich dicht durcheinander, die Elektrischen können nicht weiterfahren, aber niemand schimpft.

Jetzt weiß Lilly, was das Ganze bedeutet. Es ist ein Volksfest,

bestimmt. Alle Fenster stehen offen, und die Leute winken mit Taschentüchern. Lilly winkt mit der Schachtel zurück, jemand stößt sie an, und die Schachtel fällt herunter. Bevor sie sich bücken kann, sind die armen Maikäfer zertrampelt. Man müßte sie begraben, aber wenn man sich nicht einmal bücken kann, da kann man nichts machen. Ist das ein Gedränge! Weiter geht es nur schrittweise. Durch die Revolutionsstraße, wo auch sämtliche deutsche Aufschriften mit roter Farbe überpinselt sind. Bei der Kettenbrücke steht eine Frau auf dem Dach eines Autos und schreit. Die Leute klatschen nach jedem Satz, den sie sagt, und einige weinen und einige lachen. Lilly versteht nicht ganz, was die Frau brüllt. Nur das Wort „Svoboda“ versteht sie. Immer wieder „Svoboda“, das heißt Freiheit.

Unter dem Sommerberg spielt eine Blaskapelle, und einige große Mädchen verteilen rote und weiße Nelken aus Papier. Lilly bekommt auch zwei Stück, und die befestigt sie an der blauen Schleife auf ihrem Zopf. Eilig hat sie es jetzt nicht mehr. So etwas muß man doch mitmachen, das wird der Papa auch begreifen, das ist doch noch viel lustiger als ein Schulausflug. „Wer braucht noch rote Farbe?“ schreit jemand, und Lilly schreit „ich“ zurück. Tschechisch natürlich, sonst würde man sie ja nicht verstehen. Alles klatscht, als Lilly einen kleinen Kübel mit roter Farbe bekommt. Stolz schleppt sie ihn zum Stroßmayerplatz, obwohl er verdammt schwer ist. Immer wieder muß sie stehenbleiben und den Kübel aus einer Hand in die andere geben. Aber die Mama wird sich sicherlich freuen. So viel schöne rote Farbe, damit wird man das Kinderzimmer anstreichen können und vielleicht auch noch das Vorzimmer. Und umsonst hat sie die Farbe bekommen. „Tüchtig, tüchtig, Lilly“, wird der Papa sagen.

Das Tor der Antoniuskirche steht breit offen, und drinnen knien die Menschen und singen „Ave, ave Maria“. Die Maiandacht. Um den Marienaltar herum stehen weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen im Haar und mit brennenden Kerzen in der Hand. Lilly klettert die Stiegen hinauf bis zu dem Plateau vor dem Tor, stellt den Kübel hin, legt darauf die Aktentasche und späht hinein. Nein, in der Kirche wurde noch nichts überpinselt. Gleich links, hinter dem Beichtstuhl ist unter dem Bild des Jesus eine deutsche Auf-

schrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Schade, daß sie keinen Pinsel hat, man könnte ritsch-ratsch machen. Aber jetzt, während der Maiandacht, geht es doch nicht.

Von ihrem Platz aus sieht sie die Fenster der elterlichen Wohnung in der Antoniusstraße. Alle Fenster sind zu, und die bunten Kretonvorhänge sind zugezogen. In den Zimmern brennt kein Licht, obwohl es schon finster ist. Entweder sind die Eltern auch bei dem Volksfest, oder sie schlafen schon. Aber nein, so zeitlich gehen sie nicht schlafen. Die elektrische Uhr an der Ecke zeigt ja erst acht.

Lilly spuckt sich in die Hände, packt den Kübel und trippelt nach Hause. Schon von weitem sieht sie vor der Haustür einige Frauen stehen. Auch die Milchfrau ist da, die junge, die unten das Geschäft hat und mit der Lilly befreundet ist. Ihr Firmenschild ist noch nicht überpinselt. Die Molkerei ist noch da.

„Guten Abend, Frau Novák!“ ruft Lilly vergnügt. „Gut, daß Sie noch da sind! Können Sie mir die Butterzuteilung und den Kunstthonig geben? Die Lebensmittelkarten und das Geld werde ich Ihnen in der Früh geben. Sie, das ist eine Hetz in der Stadt! Und schauen Sie, was ich bekommen habe! Rote Farbe! Wollen Sie auch ein bißchen haben?“

Frau Novák, die gesprächige Tschechin, verneint nur stumm. Wortlos, ohne zu wiegen, wirft sie ein Stück Butter auf das Pult und gibt dazu sechs Papiertiegel mit Kunstthonig. Sie wickelt die Sachen in eine alte Zeitung, und Lilly steckt das Paket zu den Schulbüchern.

„Ich danke recht schön, Frau Novák“, zwitschert sie. „Jetzt muß ich aber laufen, und hungrig bin ich auch!“

Die Frauen stehen noch immer vor der Haustür und tuscheln. Aha, sicherlich wegen des Kübels. Und Lilly schwenkt ihre Eröberung stolz hin und her.

Frau Novák steht noch immer auf demselben Fleck hinter dem Pult. Auf einmal dreht sie sich zu der Wand, schlägt mit der Stirn gegen das Reklamebild einer Kuh mit einem Kälbchen und schluchzt.

Trällernd tänzelt Lilly über die Treppen hinauf. Die rote Farbe hat die Wände bespritzt, Lillys Hände haben rote Handschuhe, das

Kleidchen ist auch schon mehr rot als hellblau — macht nichts.

Die Wohnungstür ist nur angelehnt. Im Vorzimmer brennt Licht. Auf dem Kleiderhaken hängt Papas grauer Frühlingsmantel, und auch Mamas blaue Kostümjacke ist da. Die Eltern sind also zu Hause. In der Mitte des Vorzimmers steht Herberts Schaukelpferd, und auf ihm reitet die große Puppe Erika. Na warte, Helga hat schon wieder mit meiner Puppe gespielt! Und die Vase mit den schönen Maiglöckchen, die Mama am Vormittag gekauft hat, ist umgeschmissen.

Lilly hebt die kleine Vase auf, sammelt die zerstreuten Maiglöckchen sorgfältig zusammen und stellt die Vase auf ihren Platz auf das kleine Telefontischchen. Da aber — na, das ist die Höhe! Die Kinder haben die Telefonschnur durchgeschnitten. Da baumelt sie — wie wird jetzt der Papa anrufen können?

Empört stößt Lilly die Tür zum Speisezimmer auf, macht Licht und schreit: „Papa, Papa, komm schnell her!“ Keine Antwort. Nichts rührt sich. Das Speisezimmer ist leer. Auch in Papas Arbeitszimmer ist niemand. Vielleicht sind sie alle in der Küche? Auf einmal bekommt Lilly Angst. Noch nie war die Wohnung so still, noch nie war sie hier am Abend allein. In der Küche steht in dem Waschtisch ein Haufen Geschirr. Noch vom Mittagessen, obwohl um diese Zeit immer alles schon längst aufgeräumt war. Und die Wohnungstür war nicht verschlossen. Warum nur? Wieder läuft Lilly durch das Vorzimmer in das Speisezimmer zurück, stolpert über den Kübel, und die rote Farbe ergießt sich über das hellgrüne Linoleum. Das hat noch gefehlt! Aber das kann man nachher abwischen, jetzt muß sie noch im Schlafzimmer nachschauen.

Und im Schlafzimmer waren sie. Alle. Lilly schaut und schaut, und dann kauert sie sich auf der Schwelle hin und sagt brav, wie sie es von der Mama gelernt hatte. Wenn man nämlich einen bösen Traum hat, da muß man sich fest zusammennehmen und laut sagen: „Das ist doch alles nur ein Traum. Ich muß jetzt aufwachen, und dann wird alles wieder gut sein.“

DER MANN MIT DEM LEICHENWAGEN

Durch die Bubnerstraße fährt ein Leichenwagen. Kein Begräbnisparadewagen mit großen Glasscheiben und weinenden Engeln auf dem Dach, sondern ein uraltes, omnibusartiges, aber solides Ding. Zwei Angestellte der Städtischen Begräbnisanstalt, in Prag Funebermänner genannt, sitzen vorne und pfeifen einen Schlager. Der eine ist klein, dick und breitschultrig, trägt eine schwarze Lederjacke über seinem speckigen schwarzen Dienstanzug und hat den steifen Hut tief in die Stirne gedrückt. Der andere ist groß, schlank und blond, sein unrasiertes Gesicht ist beinahe hübsch, und seine grauen Augen können sicherlich jeder Frau gefallen. Jetzt aber kann er sie kaum offenhalten, so schläfrig ist er. Wenn er sich nicht durch das ununterbrochene Pfeifen munter halten würde, wäre er schon längst eingeschlafen.

Bei der Antoniuskirche laufen zwei Männer auf die Fahrbahn, stellen sich dort hin und winken. Sofort steckt der Größere die Hand in die rechte Hosentasche. Sein Kollege bringt den Wagen fluchend zum Stehen. „Was gibt es denn?“ brüllt er die beiden an. „Macht Platz, wir müssen noch nach Karolinenthal, eine Kundschaft abholen und auf dem Friedhof abliefern. Für dumme Späße haben wir keine Zeit!“

„Ist gut, Richard“, grinst einer von den Männern bei dem Wagen. „Zuerst mußt du aber mitkommen. Wir haben da im Haus auch eine Kundschaft, kapiertst? Fahr um die Antoniuskirche herum und bleib dann an der Ecke bei der Molkerei stehen.“

Der Leichenwagen fährt langsam weiter.

„Kennst du ihn?“ fragt der Blonde mißtrauisch.

„Freilich“, spuckt der Dicke aus.

„Ich meine — kennst du ihn gut? Keine Falle?“

„Nein. Der gehört zu uns. Bin gespannt, was sie eigentlich da haben. Der Marcel — der ist von der Gruppe sieben. Schlachthof.“

Die Frauen stehen jetzt im Hausflur und schauen durch die Glastür, als der Leichenwagen hält. Sie drücken sich an die Wände, um die vier Männer vorbeigehen zu lassen, und flüstern miteinander.

„Was ist denn hier los, Weiber? Eine Volksversammlung?“ grunzt Marcel und zwickt die dralle Hausmeisterin in das Hinter-

teil. „Auseinandergehen, kein Aufsehen verursachen! Und Maul halten vor allem!“

„Eine blöde Geschichte“, erzählt der zweite Mann auf der Treppe. „Sechs Stück haben wir da oben.“

„Was — sechs Stück? Kisten mit Flugblättern? Oder Munition?“ fragt der Dicke.

„Keine Kisten, Leichen!“

Der Blonde hält noch immer die Hand in der Hosentasche und läßt die beiden Männer nicht aus den Augen.

„Leichen?“ knurrt der dicke Funebermann erschrocken. „Leichen? Wirkliche Leichen?“

„Total tote Leichen, mein Lieber“, lacht Marcel und sucht in den Taschen nach Schlüsseln. Er muß einige ausprobieren, bevor einer in das Schloß paßt. Der Blonde liest inzwischen die Visitenkarte auf der Tür: „Oberkommissär Horn.“ Oberkommissär Horn? Den Namen hat er doch schon irgendwo gehört. Er läßt die drei Männer in das Vorzimmer eintreten, zieht rasch die Hand aus der Tasche heraus und hebt den Revolver.

„Ich möchte jetzt gerne wissen, was wir hier in der Wohnung eines Gestapáks (Gestapomannes) zu suchen haben?“ sagt er drohend.

„Aber, Chef“, brummt der Dicke beruhigend. „Das sind doch unsere Leute!“

„Heute abend —“ beginnt der Blonde und richtet die Waffe gegen Marcel.

„Gibt es ein Fest“, ergänzt Marcel den Satz. „Na, bist du jetzt endlich zufrieden? Ist das das Losungswort für heute nacht oder nicht? Also, gehen wir jetzt zuerst ins Speisezimmer. Keine Arbeit ohne Vergnügen ist mein Losungswort. Der Gestapák hat uns ein paar feine Fläschchen vererbt.“

Wie zu Hause stampft er zu der Anrichte, nimmt Gläser von dem silbernen Tablett und eine Flasche Kognak aus einem Körbchen und stellt alles auf den ovalen Tisch in der Mitte des Speisezimmers hin. „Na, Prost also!“ plaudert er munter. „Und jetzt werde ich dir die Geschichte erzählen, Chef. Also — heute nachmittag haben wir ausgemacht —“

„Wer ist das — wir?“

„Na, unsere Gruppe, der Schlachthof doch! Wir haben also beschlossen, daß es gut wäre, auf alle Fälle einige Gestapomänner zu schnappen, sozusagen als Pfand. Denn morgen heißt es — haust du mein Karlchen, hau ich dein Karlchen, oder nicht? Brauchst nicht so böse zu schauen, Chef, ich weiß Bescheid. Gut — ich also nicht faul, nehme die Reserveschlüssel zu der Wohnung von der Hausmeisterin, nicht wahr, Rudolf, und wir sind beide hineinspaziert. Guten Tag, Herr Oberkommissär, habe ich höflich begrüßt, und bevor er ‚Heil Hitler!‘ sagen konnte, habe ich die Telefonleitung durchgezwickelt. Er natürlich sofort auf mich los, aber Rudi hat ihm einen Tritt in den Bauch gegeben, prima Schuß, Rudi ist nämlich Torwart bei SK Holleschowitz. Der Herr Germane wälzt sich auf dem Fußboden hin und her und sagt weder ja noch nein, aber da kommt sein Frauchen und macht ein großes Theater. Erst als sie zwei Zähne verloren hat, hat sie sich einigermaßen beruhigt, und wir konnten weiterdebattieren. So, hab' ich gesagt, paß auf, Horn, es geschieht dir nichts, im Gegenteil. Wir wollen dich samt Familie gut verstecken, denn morgen könntenst du viele Besucher bekommen. Eine Hetz war es, Prost, Brüder!“

„Kurz und gut“, unterbricht ihn Rudi und zertritt den Zigarrenstummel auf dem Teppich, „er wäre schon mit uns gegangen, aber die deutsche Brunhilde, die hat geschrien wie am Spieß. Wegen der Kinder.“

„Habt ihr den Kindern etwas getan?“

„Aber woher denn, Chef“, lacht Marcel gutgelaunt. „Wir werden doch nicht unsere Kraft auf die Brut verschwenden. Im Gegenteil, mit mir läßt sich doch reden. Meinetwegen, habe ich gesagt, bleibt also da. Das Telefon ist kaputt, die Wohnungsschlüssel werde ich euch abnehmen, damit ihr am Ende nicht in diesem Zustand einen Spaziergang unternimmt, was eurer Gesundheit bestimmt nicht zuträglich wäre. Morgen können wir uns weiter gemütlich unterhalten. Habe die Ehre, hab' ich gesagt und an nichts Böses gedacht. So nach einer Stunde ungefähr ist mir aber die Geschichte durch den Kopf gegangen. Wir haben da unten im Haus einen großen Keller, ganz abgesperrt, gehört eigentlich zu der Molkerei. Sicher ist sicher, wir müssen das Gestaponest doch ausheben, die könnten ja aus dem Fenster um Hilfe schreien oder so

etwas. Gut also, wir gehen mit Rudi noch einmal hinauf, ich speñre leise auf — nichts rñhrt sich. Teufel noch einmal — sind die Vñg-lein vielleicht ausgeflogen? Das war aber nicht mñglich, wir, ich und Rudi, sind die ganze Zeit unten auf der Treppe gesessen. Na — im Schlafzimmer fanden wir die Bescherung. Alle sechs Stñck tot. Gift.“

Der Blonde springt wñtend auf. „Weißt du, was du bist? Ein Idiot bist du! Was wird jetzt passieren, wenn die Gestapo den Horn suchen kommt?“

„Die haben jetzt wichtigere Arbeit“, beschwichtigt ihn der Dicke. „Papiere verbrennen und türmen. Schon seit gestern sieht man den Rauch über die Dächer des Petschek-Palais steigen.“

„Das ist wahr, aber immerhin, der Teufel schläft nicht. Die Leichen müssen auf jeden Fall fort. Und je früher, desto besser.“

„Recht hast du, Rudi“, nickt Richard zustimmend und kippt ein neues Gläschen. „Bloß — wohin mit den vielen Leichen? Und so ohne Särge, ohne ärztliches Attest, die Wehrmacht patrouilliert draußen, wenn die uns mit den Leichen schnappen, dann wird es gleich um zwei Leichen mehr geben.“

Der Blonde betrachtet finster das Familienbild zwischen den Fenstern. Sie im Dirndl, er in kurzen Lederhosen, zwei Buben in Uniformen der Hitlerjugend, ein kleines Mädchen mit einer Puppe am Arm und ein größeres Mädchen mit langen blonden Zöpfen. Die ganze Familie ist erstarrt mitten im frñhlichen Lachen. Rasch zñndet er sich eine neue Zigarette an und schaut weg. Doch das Bild ist immer noch da, aber ein bißchen verändert. Er und Nina, genau wie das Gestapoehepaar in der Mitte, links seine zwei Buben, rechts seine zwei Mädchen. Aber jetzt ist keine Zeit, Vergleiche zu machen. Geschehen ist geschehen. Die Leichen müssen weg.

Bevor die vier Männer in das Schlafzimmer gehen, trinken sie noch rasch und schweigend. Dann marschieren sie los. Durch das Herrenzimmer, wo an der Wand ein großes, helles Viereck ist. Hier ist sicherlich das Hitlerbild gehangen. Die Schreibtischplatte ist ganz leer. Nur ein Schulheft liegt in der Mitte. Auf dem blauen Deckel steht der Name Heinrich Horn. Der Blonde nimmt das Heft zerstreut in die Hand und blättert. Es sind Schulaufgaben. Die

letzte heißt „Der Frühling in Prag“. Die Tinte ist noch ganz frisch.

„Suchst Papiere?“ fragt Marcel eifrig. „Gar nichts da. Wir haben schon alles durchgesucht. Nur die Schulbücher von den Kindern und ein paar Kriminalromane haben wir gefunden.“

„Geld war auch keines da?“ schmunzelt Richard mit einem schlaun Augenzwinkern.

„Ein paar Tausender. Aber die deutschen Papierfetzen nimmt jetzt ohnehin niemand mehr.“

Das Schlafzimmer ist eine billige Serienkopie eines Schlafgemaches im Stile Ludwigs des XIV. Die Möbel sind weiß poliert und mit vergoldeten Blumengirlanden verziert. Blaue Vorhänge, ein blauer Teppich, eine blaue Steppdecke auf dem Doppelbett. Auch die Gesichter und die Hände der Toten sind blau. Die Frau in einem Dirndl liegt in der Mitte des Bettes und hält einen Säugling fest auf die Brust gedrückt. Rechts von ihr liegt ein Bub. Seine Hand ist in das Haar der Mutter verkrallt. Der größere Bub links von ihr liegt auf dem Rücken und sein Kopf hängt über die Bettkante herunter. Bei dem dreiteiligen Spiegel sitzt in einem Ohrenfauteuil ein Mann. Auf seinen Knien liegt ein ungefähr vierjähriges Mädchen.

Der Blonde dreht sich plötzlich um und läuft weg. Nach einer Weile hört man ihn irgendwo im Badezimmer oder auf der Toilette mühsam würgen.

„Mensch, für einen Funebermann hat er einen verdammt schwachen Magen“, wundert sich Marcel.

„Ist halt noch nicht lange bei dem Geschäft“, antwortet der Dicke kurz und klopft mit einem Fingerknöchel auf die Hand des toten Mannes. „Hart wie Holz. Den kriegen wir nicht mehr gerade. Habt ihr Kisten?“

„Der Säugling wird in einer Margarineschachtel Platz haben. Die Milchfrau hat schon eine vorbereitet. Die drei Kinder — in dem Sofa da ist ein großes Ausziehfach. Darüber ein Leintuch oder so etwas. Die Frau werden wir in die Steppdecke einwickeln und der Gestapomann — ja, mit dem wird es halt schwer sein.“

„Warte, ich werde die Weiber unten fragen, ob man irgendwo eine große Kiste auftreiben könnte“, und schon ist Rudolf verschwunden.

Der Blonde hört schon im Speisezimmer ein Knacken, als ob jemand Holzstücke brechen würde. Schnell reißt er ein Fenster auf und atmet tief. Trotzdem muß er noch einmal in das Badezimmer zurück. Sein Magen revoltiert noch immer gegen das grausige Bild dort im Schlafzimmer. Es hilft aber nichts, er muß wieder zurück.

Als die gebrochenen Arme der Mutter den Säugling losgelassen haben, wird er in die Margarineschachtel geworfen, die inzwischen Rudolf gebracht hatte. Hinter ihm keuchten einige Weiber mit einer großen Bücherkiste die Stiegen hinauf. Marcel jagt sie aber sofort weg. Richard legt das kleine Mädchen quer über den Nachttisch und hebt dann zusammen mit Marcel den toten Mann aus dem Fauteuil und zwingt ihn in seiner hockenden Stellung in die Kiste hinein. Zitternd, mit grünblassem Gesicht, legt der Blonde den größeren Knaben in die Sofaschublade. Mit zusammengebissenen Zähnen versucht er, die Finger des kleinen Buben von dem Haar der Mutter zu lösen. Es geht nicht. Aber schon ist Marcel da und schneidet mit seinem Taschenmesser das Haar durch. Der Blonde muß die Augen schließen. Die zur Faust geballte Kinderhand mit dem Haarbüschel ist zu schrecklich. Richard wickelt die Leiche der Mutter in die blaue Steppdecke ein, öffnet den Kleiderschrank, rafft Gürtel und Krawatten zusammen und benützt sie als Stricke, um das blaue Paket zusammenzuschnüren.

„Na, das hätten wir also“, lacht Marcel zufrieden und holt eine neue Flasche aus dem Speisezimmer. Diesmal gibt es keine Gläser. Die Flasche macht eine Runde von Mund zu Mund. Nur der Blonde trinkt nicht mehr. Er versucht krampfhaft, nicht daran zu denken, daß die Flasche mit dem Messer geöffnet wurde, mit dem die Haare der Mutter durchgeschnitten wurden. In dem dreiteiligen Spiegel sieht er drei blaue, lange Pakete, drei kleine Mädchen liegen quer über drei Nachttischen, und drei kleine Bubenfüsse halten einen Haarbüschel. Richard sitzt auf der großen Kiste, Marcel und Rudolf auf dem Ehebett. Ruhig und gemütlich plaudernd.

Die Leiche des kleinen Mädchens liegt noch immer auf dem Nachttisch. Auf der roten Spielschürze, auf der gestickte Hasen hüpfen, schimmert etwas. Ein Stück Papier steckt in der Tasche. Marcells Augen folgen dem Blick des Blondens und entdecken das

Papier auch. „Meinst, es könnte etwas Interessantes sein, Chef?“ Er zieht das Papier aus der winzigen Schürzentasche, liest murmelnd, aber dann wirft er es dem Blondem hin. „So viel Deutsch kann ich nicht.“

Der Blonde nimmt das Blatt und überfliegt die mit Bleistift geschriebenen Zeilen. „Meine liebste Lilly, Mama und Papa und die Geschwister grüßen dich zum letztenmal. Geh sofort zum Bahnhof, das Geld ist im Frisiertisch, und fahre nach Pilsen und weiter nach Deutschland. Bitte die Soldaten, daß sie dich mitnehmen sollen, und sei tapfer!“ Dann folgen noch ein paar Worte. Ungleich große Buchstaben, die steil herunterfallen. „An alle guten Tschechen! Meine Tochter Lilly konnte ich nicht mitnehmen — bitte, nichts tun! Kinder sind unschuldig.“

Auf einmal wird das Familienbild aus dem Speisezimmer wieder lebendig. Freilich, das Mädchen mit den blonden Zöpfen fehlt!

„Der Gestapomann hat fünf Kinder gehabt, nicht wahr?“ Aber sofort bedauert er seine Frage. Vielleicht hat sich das Kind inzwischen gerettet, wenn es aber zurückkommen sollte —

„Herrgott noch einmal, ich bin schon ganz verdreht“, schreit Marcel vergnügt. „Die Lilly! Die hab' ich ganz vergessen! Die muß doch hier in der Wohnung sein! Sie ist später gekommen, als schon alles erledigt war. Lilly, wo bist du denn? Mit einem Kübel roter Farbe ist sie heimgekommen. Eine geschickte, hübsche Göre!“

Sofort wird die ganze Wohnung durchsucht. Sämtliche Schränke, sogar im Eiskasten schaut Marcel nach. Nichts. Hoffentlich, denkt der Blonde, hoffentlich — aber in dem Moment entdeckt er auf dem blauen Teppich rote Fußspuren. Blut? Haben die Kerle das Mädchen vielleicht umgebracht und spielen jetzt Komödie? Unsinn, eine Leiche kann doch keine Fußspuren hinterlassen. Das arme Kind hat sich unter das Bett verkrochen. Aber was jetzt? Man kann das Kind unmöglich allein in der Wohnung lassen.

Er bückt sich und schaut unter das Bett. Lilly liegt wie ein zusammengerollter Igel an die Wand gedrückt. Als die Hand des Mannes nach ihr greift, beißt sie ihn in ihrer Todesangst in die Finger.

„Hast du sie?“ fragt Marcel von der Tür her, und als er die blu-

tenden Finger sieht, beginnt er zu fluchen. „Gebissen hat das Biest? Sofort herkommen, Lilly! Sofort, sag' ich dir! Ich werde dich lehren, was es bedeutet, einen Tschechen zu beißen, du kleine deutsche Wanze!“

„Halte den Mund und komm ins Speisezimmer“, herrscht ihn der Blonde an. „Ihr beide auch. Wir müssen — nein, du bleibst im Schlafzimmer, Rudolf, damit die Kleine am Ende nicht aus dem Fenster springt. Wir sind gleich wieder da.“

„Na, was willst du von uns?“ knurrt Marcel feindlich und setzt sich auf den Speisezimmertisch. Die Gläser und die Aschenbecher fegt er einfach auf den Fußboden.

„Was werden wir mit dem Kind machen?“

„Die siebente Leiche, was denn sonst?“ grinst Marcel. „Der Gestapomann hätte sie doch auch umgebracht, wenn sie zu Hause gewesen wäre. Warum regst du dich so auf, Chef?“

„Ich bin kein Mörder“, sagt der Blonde heiser.

„Ich auch nicht, aber was soll man machen? Wenn wir sie laufen lassen, haben wir die Deutschen auf dem Hals. Du weißt doch, was für ein Tag morgen ist. Es geht jetzt um alles, nicht um einen deutschen Fratzen. Was meinst du, Richard?“

Der Funebermann zuckt nur mit den Achseln und schaut ungeduldig auf seine Armbanduhr.

„Ich lasse das Kind nicht umbringen“, braust der Blonde auf. „Unsere Hände müssen rein bleiben, morgen wird die ganze Welt auf uns schauen!“

„So gute Augen hat niemand, um hinter die Mauer sehen zu können“, lacht Marcel gereizt.

Der Blonde weiß, daß er gegen die drei machtlos ist. Man muß es anders machen.

„Vielleicht hast du recht“, sagt er versöhnlich. „Aber nicht hier.“

„Wo denn sonst? Willst du sie vielleicht am Wenzelsplatz abmurksen?“

„Das nicht, aber dort, wo wir die Leichen ablagern werden.“

„Wir können sie auf keinen Fall mitnehmen, Chef“, protestiert Richard. „Die wird doch schreien wie am Spieß!“

„Ach was, einen Knebel ins Maul, Pfoten und Haxen zusammen-

binden — nicht wahr, Chef?“ Marcel ist sichtlich froh, daß er Lilly so glatt aus dem Haus bekommt. „Also los, jetzt! Rudi, lauf hinaus und schau nach, ob die Luft rein ist. Die Margarineschachtel kannst du gleich mitnehmen.“

Dann geht alles sehr schnell. Marcel mit Richard heben die Kiste und tragen sie so rasch wie möglich aus der Wohnung hinaus und über die Treppe hinunter. Von den Weibern ist keine mehr zu sehen. Die Straßenlaternen brennen nicht, aber der Himmel ist voller Sterne. Als die schwere Kiste glücklich in dem Leichenwagen steht, leuchtet ein SS-Mann mit seiner blau verdunkelten Taschenlampe hinein. „Was tun Sie hier?“ fragt er barsch.

Marcel duckt sich rasch hinter die Kiste, aber Richard antwortet ruhig: „Feierabend, Herr! Da ist meine Legitimation! Die städtische Begräbnisanstalt.“

Dem SS-Mann genügt aber vollkommen der schwarze Funeberanzug. Die Kiste ist ihm aber doch irgendwie verdächtig. „Was ist das für eine Kiste?“

„Desinfektionsmittel. Die Kollegen vom Gesundheitsamt tun heute Dienst beim zivilen Luftschutz, darum mußten wir ihre Arbeit übernehmen. Bitte, überzeugen Sie sich selbst! Kommen Sie doch hinein!“

„Nein, danke, es stinkt mir zuviel nach Leichen“, winkt der SS-Mann ab und geht weiter zum Stroßmayerplatz.

Kaum ist er verschwunden, schon schießen aus dem Haus der Blonde mit Rudolf hinaus und schieben in den Leichenwagen die Sofaschublade.

„Herrgott noch einmal“, keucht Marcel. „Habt ihr den Esesák (SS-Mann) gesehen? Wir sind knapp an einer Revolverkugel vorbeispaziert!“

„Geh mit Richard hinauf und bring die Frau! Aber Tempo!“ unterbricht ihn der Blonde. „Und Rudolf soll das tote Mädchen heruntertragen! Ich werde inzwischen aufpassen.“

Er setzt sich auf die ausziehbare Holzterrappe des Leichenwagens und raucht in hastigen Zügen. Nur jetzt kein Fliegeralarm, sonst bleiben wir hier stecken! Nur jetzt keine Militärpatrouille! Was machen die Kerle so lange dort oben?

Aber schon muß er aufspringen, und Richard wirft in den

Leichenwagen das längliche, blaue Paket. Rudolf stolpert über die Holztreppe und läßt das tote Mädchen fallen. Ohne ein Wort zu sagen, hebt Richard das kleine Bündel und wirft es im hohen Bogen zu der Kiste hin. Der kleine Körper schlägt hart auf die schmutzigen Bretter des Leichenwagens. Zum Schluß kommt noch ein Paket — die geknebelte Lilly.

„Halt, halt“, ruft Marcel, als der Motor schon anspringt. „Hier, Chef, zwei Fläschchen zur Stärkung! Und Hals- und Beinbruch!“

Der Leichenwagen verschwindet hinter dem großen Gebäude der Elektrizitätswerke und fährt weiter entlang der Moldau.

AM JÜDISCHEN FRIEDHOF

„Wo fahren wir eigentlich hin?“ gähnt Richard, als sie den Wenzelsplatz hinter sich gelassen haben.

„Zum jüdischen Friedhof.“

„Zum jüdischen Friedhof? Das ist eine Idee, Chef! Darauf wäre ich nie gekommen! Der jüdische Friedhof ist bestimmt der einzige Ort, wo die Deutschen keine Kontrolle machen werden. Unter uns gesagt, was bist du eigentlich von Beruf? Drei Nächte gondelst du schon mit mir herum — wann haben wir eigentlich angefangen, die rote Farbe zu verteilen? Am Mittwoch, nicht? Du bist etwas Besseres, nicht wahr? Beamter oder Offizier?“

„Beamter.“

„Na, ich will dich nicht ausfragen, mich geht das schließlich nichts an. Aber etwas mußt du mir versprechen, Chef. Wenn der Tanz vorbei sein wird, komm einmal in das kleine Gasthaus hinter dem Denisbahnhof. Das ist nämlich mein Stammlokal. Gleich links hinter dem Tunnel.“

„Nach dem Krieg Punkt sechs Uhr abends im Gasthaus ‚Beim Kelch‘.“

„Wie? Richtig, das hat doch der gute Soldat Švejk gesagt“, lacht Richard. „Na, gleich sind wir da.“

Links steht die hohe Mauer des größten Prager Friedhofes. Ein

schlanker, weißer Engel hält auf der hoch erhobenen Hand eine tote Taube. Durch das Gittertor schimmern marmorne Kreuze. Die langen Haare der Trauerweiden bewegen sich unhörbar im Schlaf. Und wieder Kreuze, weinende Engel und kleine, häuserartige Gräfte.

Die Räder des Leichenwagens knirschen, man biegt scharf nach links. Nur die eine Hälfte des Tores zum jüdischen Friedhof steht noch, die andere liegt schräg über einem großen, grauen Grabmal. Der Leichenwagen hält, Richard springt heraus und drückt die Hälfte des Tores zur Seite. „Besser ist, wenn wir hineinfahren, nicht wahr?“ flüstert er, aber in der Stille klingt seine Stimme wie ein lautes Geschrei.

Weit kommen sie aber mit dem Wagen nicht, denn auf dem breiten Hauptweg liegen umgestürzte, zerschlagene Grabsteine. Links steht die Totenkammer.

Die zwei kleinen Fenster neben der Tür haben keine Glasscheiben, sind aber sorgfältig mit Pappe verklebt. Die verstaubte Tür ist verschlossen.

„Zuerst alles herunter, wenn uns Zeit übrigbleiben wird, können wir sie nachher in die Totenkammer tragen“, kommandiert der Blonde leise.

„Warte, Chef, die Frau nehme ich allein und das Kind auch, damit du sie nicht anfassen mußt. Ich weiß, wenn man nicht vom Fach ist, wie ich —“

Das längliche blaue Paket liegt zwischen zwei Grabhügeln, daneben das Bündel mit dem kleinen Mädchen. Die Margarine-schachtel wird hinter einem Steinquader versteckt. Die Sofaschub-lade mit den Leichen der beiden Buben tragen sie ganz leicht, dafür aber kann der Blonde die große Kiste nicht heben. „Nach drei schlaflosen Nächten kann man keine Kraft mehr haben“, tröstet ihn Richard. „Laß nur, ich kippe das Ding einfach ein paarmal um.“

Es gibt einen Riesenkrach. Die Kiste, eigentlich der Tote — denkt der Blonde zusammenschauernd — steht einmal auf dem Kopf und einmal auf den Füßen. Aber auch sie landet schließlich in dem frischen Frühlingsgras. Dann holt Richard noch aus dem Wagen die zwei Flaschen und stellt sie auf eine Grabplatte hin.

„Isidor Löbl hat der Jude geheißen, da steht es, Chef! Prima Marmor, schade, daß die Platte einen Sprung hat. Gerade so ein Ding würde ich für meinen Nachttisch brauchen. Ich denke, zuerst machen wir einen Schluck, bevor wir — bevor du — ich weiß, die Sache mit dem Mädchen ist nicht so einfach. Was willst du denn lieber? Eierkognak oder Rum? Ich nehme jedenfalls Rum. Warte, ich bringe noch deine Aktentasche. Dort hast du die zerlegbaren Becher drin. Du bist nicht gewöhnt, aus der Flasche zu trinken, nicht wahr?“

Die Aktentasche ist ganz neu. Sie mußte ein Vermögen gekostet haben, so eine große Tasche aus echtem Schweinsleder. Auch die Patentbecher muß der Dicke immer wieder bewundern. Eigentlich sehen sie wie flache runde Schachteln aus, wenn man aber die silbernen Ringe, aus denen sie bestehen, herumdreht, werden sie je nach Bedarf zu einem kleineren oder größeren Becher. Sogar eine schneeweiße Damastserviette ist vorhanden. Dieser Mann ist bestimmt kein gewöhnlicher Beamter. Mit dem darf man sich's nicht verderben, solche Leute kann man immer brauchen. Außerdem ist er ein wirklich braver, anständiger Kerl.

Der Blonde hält ihm sein Zigarettenetui hin und sagt dann, ohne ihn anzuschauen: „Könntest du nicht, Richard, das mit dem Kind —“

„Ich hab' gleich gewußt, daß du nicht imstande sein wirst — aber ich kann es auch nicht tun. Weißt du, wenn es ein Gestapomann wäre oder jemand vom Reichsprotektor, dann ohne weiteres und sogar mit Vergnügen. Aber ein Kind — du, hast nichts gehört? Mir war, als hätte jemand gehustet!“

Sofort suchen sie Deckung hinter einem großen Stein und horchen gespannt. Nichts. Nur das Gras raschelt leise im Wind.

„Vielleicht war es das Mädchen in dem Wagen“, flüstert der Blonde, aber seine Hand steckt noch immer in der Tasche. „Wir müssen rasch etwas tun. Ich muß spätestens in dreißig Minuten irgendwo sein. Ich hab' eine Idee, Richard. Wir werden das Mädchen vorläufig in die Totenkammer geben, und morgen werde ich sie durch jemanden abholen lassen. Die deutschen Kinder werden doch irgendwo zusammen konzentriert.“

„Das machen wir“, flüstert Richard zurück. „Da hast du einen

Schlüssel, der paßt zu allen Totenkammern in Prag. Mach inzwischen die Tür auf, und ich werde das Kind bringen.“

Von weit her hört man eine Elektrische rattern. Es klingt irgendwie beruhigend in der Stille. Der Blonde pfeift leise, steckt den großen Schlüssel in das Schloß — aber in dem Moment wird die Tür von innen geöffnet. Bevor er nach dem Revolver greifen kann, wird er fest umklammert und in die Totenkammer hineingezogen. Das Ganze hat kaum einige Sekunden gedauert, aber Richard hat alles genau gesehen. Deutsche Soldaten — sie haben den Chef geschnappt! Ohne zu überlegen, wirft er Lilly auf den Fahrweg und ist mit zwei großen Sprüngen auf dem Führersitz. Der Leichenwagen torkelt und holpert nach hinten, wirft ein Grabmal um, zermalmt das längliche blaue Paket, aber schließlich ist er doch draußen und saust im Tempo eines Feuerwehrwagens davon. Langsam kommt der Dicke zu sich und kann halbwegs vernünftig nachdenken. Wieso hat man ihn so ohne weiteres wegfahren lassen? Warum hat man nicht nach ihm geschossen? Vielleicht wollten sie keinen Lärm machen, wo doch das Radio den ganzen lieben Tag zur Ruhe mahnt. Aber mit dem Chef ist es Amen. Schade um ihn. Ausgerechnet jetzt, zwei Minuten vor zwölf, mußte es passieren. Na, machen kann ich für ihn jetzt ohnehin nichts. Das beste wird wohl sein, den Mund zu halten.

Es fragt ihn aber niemand etwas, als er den Leichenwagen in die Garage bringt. Auch die Schrammen bemerkt niemand. Man hat jetzt andere Sorgen.

IN DER TOTENKAMMER

Zuerst war nichts als schwarze Finsternis und keuchende Atemzüge mehrerer Männer. Jemand hielt noch immer die Hände des Funebermannes fest. Die Luft in der Totenkammer war feucht, und es roch nach altem Staub und Schweiß. Dann konnte er die Silhouetten der Männer undeutlich sehen. Mindestens zwanzig deutsche Soldaten standen herum.

„Loslassen!“ kommandierte einer von ihnen. „Und Sie, Hände hoch und nicht rühren!“

Kaltes, blaues Licht einer Taschenlampe kroch über seinen Kopf und dann hinunter über seinen Körper. Leugnen, alles leugnen, klopfte es in seinem Gehirn. Richard fährt weg, Gott sei Dank! Aber wieso hat man ihn laufen lassen? Die Aktentasche — wenn sie die Aktentasche finden, ist alles verloren. Und das Mädchen wird alles verraten. Und Nina wartet, und die Kinder sind schon fünf Tage allein — jetzt kann ich nichts mehr machen. Oder doch. Vorsicht und Frechheit, damit kann man viel gewinnen.

„Sprechen Sie Deutsch?“ fragt wieder die Stimme aus dem Dunkel.

„Ja. Ich versteh' nicht, meine Herren, ich bin doch, wie Sie gesehen haben, von der städtischen Begräbnisanstalt!“

„Was waren das für Sachen, die Sie hierhergebracht haben?“

„Sachen? Leichen habe ich natürlich gebracht.“

„Was für Leichen?“

„Wie meinen Sie es?“

„Deutsche oder tschechische Leichen?“

„Für mich ist eine Leiche wie die andere.“

„Für einen Tschechen spricht der Mann verdächtig gut Deutsch“, konstatiert jemand in dem Dunkel.

„Ich habe längere Zeit in Berlin gelebt.“

„Das ist jetzt unwichtig“, sagt die erste Stimme. „Können Sie uns sagen, ob draußen alles ruhig ist?“

„Freilich ist es draußen ruhig, es ist doch schon ziemlich spät.“

„Sie verstehen ganz genau, was ich gemeint habe, Mann! Sie können mit uns offen sprechen, wir sind Versprengte. Überzeugen Sie sich!“

Wieder kriecht das kalte, blaue Licht umher. Diesmal über die Männer. Lauter Soldatenuniformen, aber kaum mehr Rangabzeichen. Die Gesichter sind hohl und die Augen müde.

Deserteure also, seufzt der Blonde erleichtert auf und wiederholt die Worte laut.

„Wir sind keine Deserteure“, schreit eine dünne Knabenstimme. „Es gibt keinen Krieg mehr, es gibt also auch keine Soldaten mehr!“

„Halte den Mund, ja?“ fährt ihn der Soldat an, der das Verhör geführt hatte. „Wir sind schon zwei Tage in der Totenkammer. Ohne Brot und ohne Wasser. Glauben Sie, daß wir heute nacht schon weiter könnten?“

„Nein. Die Bahnhöfe sind streng bewacht und auf allen Ausfallstraßen sind deutsche Militärpatrouillen.“

„Wo stehen die Russen?“

„Sie haben die mährisch-böhmische Grenze überschritten, soviel ich weiß.“

„Und die Amerikaner?“

„Die können übermorgen in Prag sein.“

„Sie meinen also, daß wir warten sollen?“

„Ich meine, daß Sie jetzt noch nicht aus Prag hinaus können.“

„Glauben Sie ihm nicht, Herr Oberleutnant“, schreit die junge Stimme hysterisch. „Ich traue keinem Tschechen!“

„Hinauslassen dürfen wir ihn auf keinen Fall“, schreit ein anderer. „Sonst hetzt er uns die Feldgendarmerie auf den Hals!“

Der Blonde kann die Hände nicht mehr oben halten. Seine Finger zittern und seine Schultern brennen vor Müdigkeit. Nur undeutlich hört er die Soldaten murmeln. Wenn man ausgeschlafen wäre — aber mit zwanzig Männern könnte man sowieso nicht fertig werden. Richard wird natürlich niemanden verständigen und keine Hilfe holen, denn er hat die Männer in der Totenkammer sicherlich für eine Militärstreife gehalten. Seine Gedanken flattern matt, ohne Ziel im Kreise. Die da beraten jetzt, wie sie mich umbringen sollen. Waffen haben sie scheinbar keine mehr. Entweder haben sie sie weggeworfen oder gegen Brot umgetauscht. Das machen jetzt viele. Aber — wie ein Blitz zuckt eine Erinnerung durch den Wirrwarr in seinem Kopf — wir haben doch genauso beraten dort in der Wohnung in der Antoniusgasse. Es ging um Lilly, und jetzt geht es um mich. Der Lohn der guten Tat kann mich jetzt loskaufen. Gute Tat? Meine Feigheit war es, die das Kind gerettet hat. Und ob dieses Kind jetzt mich retten wird, das ist noch eine große Frage. Versuchen muß man aber alles.

„Meine Herren“, beginnt er fast leise mitten in dem allgemeinen Geschrei. „Lassen Sie mich zuerst die Hände herunternehmen. Ein Haufen Soldaten wird sich doch nicht vor einem Mann fürch-

ten. Und jetzt gestatten Sie mir, Ihnen etwas zu sagen. Von meinem Kollegen droht Ihnen keine Gefahr, der wird und muß schweigen. Wir haben nämlich auch einen Grund, um die Gestapo und um die Militärpatrouillen einen großen Bogen zu machen. Dort draußen in der Kiste ist die Leiche eines Gestapokommissärs. Er hat sich selbst und seine ganze Familie vergiftet.“

„Aha, Torschlußpanik“, lacht jemand höhnisch auf.

„Weil ein Teil der Gestapo noch immer in Prag ist, war es ratsam, die Leichen aus der Wohnung zu entfernen. Von unserem Standpunkt, meine ich, vom tschechischen Standpunkt. Die Hausbewohner haben uns gerufen, als wir mit dem leeren Leichenwagen vorbeifuhren. Alle waren tot, der Gestapomann, seine Frau und seine vier Kinder. Nur ein Mädchen hat die Tragödie überlebt, weil es am Nachmittag nicht zu Hause war. Es war klar, daß das Kind nicht in der Wohnung bleiben durfte. Wir haben genauso überlegt, wie Sie jetzt. Wird man das Mädchen laufen lassen, wird sie uns bestimmt die Gestapo auf den Hals hetzen. Und sehen Sie, wir haben dem Kind nichts getan. Vor mir brauchen Sie also keine Angst zu haben, denn ich bin durch diese Geschichte — ohne es zu wollen — Mitwisser einer Tat, von der die Deutschen nichts wissen dürfen. Wenn Sie mir nicht glauben, werden Sie vielleicht dem Mädchen glauben. Holen Sie die Lilly, sie liegt draußen. Wir wollten sie vorläufig in dieser Totenkammer unterbringen, bevor wir ein besseres Versteck finden.“

Ohne ein Wort zu sagen, macht der Oberleutnant die Tür zu einer schmalen Spalte auf und späht hinaus. Der Blonde will zu ihm hintreten, wird aber sofort grob zurückgerissen. „Tatsächlich, dort liegt etwas auf dem Weg“ — und schon ist der Oberleutnant draußen und gleich wieder zurück. Mit Lilly. Die Aktentasche, die kaum fünf Schritte weiter lag, hat er nicht einmal angeschaut. Das kalte, blaue Licht beginnt zu tänzeln, bleibt aber gleich wieder auf Lillys Hand stehen.

„Das Kind ist ja voll Blut“, sagt der Oberleutnant drohend.

„Das ist kein Blut, es ist rote Farbe.“

Drei Männer beschäftigen sich mit dem Mädchen. Die Stricke aus Kleidergürteln und Krawatten, mit denen ihre Hände und Füße zusammengeschnürt waren, werden durchgeschnitten. Der

Knebel — ein winziges Käppchen der kleinen Brigitte — wird vorsichtig aus dem Mund herausgezogen. Lilly ist wieder frei, sie rührt sich aber nicht. Tot? Nein, Ohnmacht wahrscheinlich oder ein Nervenschock.

„Wasser müßte man haben“, murmelt ein alter Soldat und reibt dem Mädchen mit dem Käppchen, das feucht von Speichel ist, die Schläfen.

„Dort draußen — auf der schwarzen Grabplatte hinter dem Fliedergebüsch sind zwei Flaschen. Rum und Eierkognak. Den Rum könnte man statt Wasser verwenden“ — verdammt noch einmal, warum habe ich es gesagt? Draußen liegt doch auch die Aktentasche.

Aber gesagt ist gesagt. Wieder schleicht sich der Oberleutnant hinaus, und über vierzig Augen haften gierig auf den zwei Flaschen, mit denen er winkt. Doch niemand sagt etwas, und alle schauen gespannt zu, wie der alte Soldat dem Kind sein schmutziges Taschentuch, das mit Rum benetzt wurde, fest auf die Nase drückt. Zuerst hat es keine Wirkung, Lilly bleibt starr wie eine Tote. Dann aber beginnen die Augendeckel zu zucken, und auf einmal niest Lilly kräftig. Alles ruft übermütig „zum Wohl“ und alle lachen erlöst. Der Alte setzt sich auf eine Totenbahre und hält Lilly auf dem Schoß. Wie ein kleines Kind wiegt er sie hin und her und summt beruhigend.

Der Oberleutnant gibt dem Funebermann die zwei Flaschen zurück, doch der steckt die Hände in die Taschen. „Sie haben den Alkohol nötiger als ich. Richtig, Zigaretten habe ich auch. Drei Päckchen Vlasta-Sorte. Zwei Zigaretten brauche ich noch, aber die anderen — —“

Wieder wandert die Flasche von Mund zu Mund wie dort in dem Speisezimmer. Diesmal aber dauert es länger. Der Oberleutnant verteilt die Zigaretten. Jeder Soldat bekommt eine und fünf bleiben noch übrig. Jetzt ist es in der Totenkammer beinahe gemütlich. Nur Lilly wimmert kläglich.

„Na, was ist denn? Was hat das kleine Haserl?“ brummt der alte Soldat zärtlich.

Lilly beginnt laut zu weinen, öffnet endlich die Augen und beginnt zu schreien. „Ich will nach Hause! Wo bin ich? Lassen Sie

mich los, ich will nicht umgebracht werden! Zuerst war doch ein Volksfest, und ich hab' die rote Farbe gebracht, aber alle waren so schrecklich blau! Der Papa, Brigitte, Helmut, alle! Und dann sind die Tschechen in die Wohnung gekommen — warum ist es hier so finster? Bin ich schon im Grab? Ich will nicht, ich will nicht!“

Einige Taschenlampen flammen auf, die schwarze Finsternis wird dunkelblau und ist durchbrochen durch die kleinen Feuerchen der glühenden Zigaretten. Lilly schluchzt krampfhaft, und ihre Augen irren hin und her. Deutsche Soldaten, das ist gut, jetzt dürfen ihr die Tschechen nichts mehr tun. Der Oberleutnant schiebt den Funebermann vor sich hin. Bis zu dem Mädchen. „Ist das der Mann, der dich umbringen wollte?“

Eine Taschenlampe wird hochgehoben, das Gesicht des Blondens kann man jetzt deutlich sehen.

„Nein, das ist doch der, den ich gebissen habe!“

„So? Und was hat er dir getan, daß du ihn gebissen hast?“ fragt der alte Soldat.

„Weil er mich unter dem Bett gesehen hat. Aber der wollte mich nicht umbringen, der hat doch meinetwegen mit dem blöden Marcel gestritten. Aber warte nur, die Gestapo wird alle Tschechen verhaften! Alle! Mein Papa wird es ihnen schon zeigen!“

Ein hoher, heulender Ton zerreißt die Luft. Fliegeralarm.

„Genügt Ihnen das?“ Der Blonde zerdrückt die glühende Zigarette zwischen den Fingern und schaut den Oberleutnant an. „Ich muß nämlich jetzt gehen. Meine Frau wird sich schon ängstigen. Vielleicht, wenn Sie mich noch bis zum Tor begleiten wollen, Herr Oberleutnant — jetzt ist keine Katze draußen.“

Eine Weile bleiben sie draußen stehen. Der Oberleutnant wirft einen raschen Blick auf die Pakete hinter den Grabsteinen, der Tscheche hebt die Aktentasche, holt den silbernen Becher von der Grabplatte und steckt ihn in ein Seitenfach der Tasche. „Da hab' ich noch etwas“, und er öffnet die Tasche. Papiere sind drinnen, wichtige Papiere, es ist ein Hasardspiel, oder eigentlich nicht, der Deutsche interessiert sich für keine Papiere, nur für das Stück Wurst und das Sackerl mit Semmeln. Er nimmt das Geschenk, ohne zu danken, er traut sich nicht, den Mund aufzu-

machen, in dem die Speicheldrüsen schmerzhaft arbeiten. Wie lange hat er nicht mehr gegessen?

„Und die Bonbonniere, die ist für das Kind. Ich habe sie heute von einer reichen Kundin bekommen.“

Der Oberleutnant nickt nur. Nicht einmal die Hand kann er ihm geben, dem Tschechen, in einer Hand hält er die Wurst und die Semmeln und in der zweiten die große Bonbonniere. „Was sollen wir tun?“ murmelt er ratlos.

„Warten. Vielleicht ist es morgen schon soweit. Ich kann nichts versprechen, Sie wissen, ich habe meinen Dienst und kann mich nicht freimachen, wann ich möchte, aber warten Sie, morgen haben wir Samstag, vielleicht komme ich schon nachmittags auf einen Sprung her und bringe Ihnen etwas zu essen. Und falls Sie früher gehen sollten, dann werden Sie das Kind mitnehmen, nicht wahr?“

Wieder nickt der Deutsche. „Jetzt sind wir keine Feinde mehr“. meint er mit einem verlegenen Lächeln und geht langsam zu der Totenkammer zurück. Die Tür knarrt, das Stimmengewirr verstummt, nur Lilly hört man noch. „Wie lange bleibt man eigentlich tot?“

Dann wird die Tür wieder zugemacht. Der Funebermann knöpft den Rock fröstelnd zu und geht rasch fort.

IM SANATORIUM

Die Wände sind voller Störche, die alle in den Schnäbeln Wickelkinder tragen. Die Tapete ist aus teurem, abwaschbarem Stoff. Auf dem runden Nachttisch steht auch ein Storch auf einem bronzenen Bein. Wenn man auf das zweite, eingezogene Bein drückt, wird der Storch zu einer märchenhaft schönen Lampe. Regenbogenfarbige Lichter strahlen durch den durchsichtigen Vogelkörper und durch das gläserne Wickelkissen, aus dem ein lachendes Kinderköpfchen hervorlugt. Das breite Bett steht mitten in dem großen Zimmer und scheint aus lauter Spitzen und

Seide gemacht zu sein. Auf dem Waschtisch in der Ecke stehen Fläschchen und Flakons, Puderboxen und Cremedosen, dazwischen ein silbernes Haarnetz, Bürsten, Kämmen, Lippenstifte und bunte Bänder, Ringe und eine winzige goldene Armbanduhr.

Die Frau, die in dem luxuriösen Bett, halb sitzend, halb liegend, ruht, hat in der Mitte gescheiteltes, nachtschwarzes Haar, mit dem die großen blauen Augen apart kontrastieren. Sie ist sehr schön, auch jetzt, wenn sie schmolzt. Ihre Lippen sind ununterbrochen in Bewegung. Die Stimme ist angenehm tief, jetzt aber klingt der Alt ein bißchen schrill.

„Müde, müde, ich bin auch müde — in meinem Zustand, und ich gähne nicht wie du! Was machen die Kinder?“ Ohne auf die Antwort zu warten, plappert sie fort. „Denk dir, vielleicht wird es schon morgen mit mir soweit sein, hat der Oberarzt gesagt! Die sind jetzt alle reizend zu mir. Schöne Russin hin und schöne Russin her, aber was nützt das alles, schämen muß man sich vor den Ärzten und vor den Pflegerinnen! Der Herr Gemahl zeigt sich einfach nicht. Dort, die Rosen, siehst du? Die sind von dem netten Zimmerarzt. Bist du eifersüchtig? Erlaube, ist das alles, was du machen kannst? Du gähnst ja schon wieder!“

Der Mann, der neben dem Bett in einem Ohrensessel sitzt, klappt den Mund rasch zu und verzieht ihn zu einem Lächeln. Er ist groß und schlank, sein aschblondes Haar ist sorgfältig gebürstet, und sein Gesicht ist frisch rasiert. Trotz der Wärme in dem Zimmer hat er seinen grauen Trenchcoat nicht ausgezogen. Neben ihm auf dem weißen Teppich, den unzählige rote Nelken verzieren, liegen eine große Aktentasche, ein weicher Filzhut und graue Lederhandschuhe.

„Übrigens“, schmolzt die schöne Frau weiter, „du hast mir heute gar nichts mitgebracht. Nicht einmal ein Blümchen und gar nichts zum Naschen. Freilich habe ich alles, aber so mit leeren Händen zu kommen, ach was, du wirst nie lernen, wie man sich benehmen soll. Wenn ich es bloß schon hinter mir hätte, ausgerechnet jetzt muß ich das Baby kriegen! Du, ich habe schon einen Namen für das Kind!“

Der Mann unterdrückt wieder ein Gähnen, stützt den müden

Kopf mit beiden Fäusten und schließt die Augen. Die Stimme seiner Frau, die Hitze hier, das süße Parfum, das das Bett atmet, alles wirkt auf ihn einschläfernd.

„Josip, wie Stalin, muß der Bub heißen! Was sagst du dazu? Und wenn es ein Mädchen sein wird, dann Svjetlana, wie Stalins Tochter! Und nachher werden wir alle zusammen nach Odessa fahren. Weißt du, daß ich mich gar nicht an Odessa erinnern kann? Aber Mama hat mir so viel von Odessa erzählt, du weißt doch, daß ich damals noch ein kleines Baby war? Auch von Petrograd hat Mama immer erzählt, dort wurde sie geboren und erzogen. Es waren schöne Zeiten damals, vor der Revolution. Aber nur für die Reichen. Jetzt aber geht es in Rußland allen Sowjetmenschen gut, und darum möchte ich hin. Jede Nacht höre ich Radio Moskau, auch wenn ich noch so schläfrig bin. Ich kann es mir gar nicht so richtig vorstellen, daß die Russen hierher, nach Prag, kommen werden! Die Tschechen freuen sich, nicht wahr? Wenn das Kind schon morgen käme und die Russen erst in einer Woche, dann könnte ich auch dabei sein! Ich muß doch dabei sein! Du kannst mich ja im Wagen zum Wenzelsplatz fahren, wenn es nicht anders gehen sollte. Allen Emigranten hat Stalin verziehen. Ich bin aber keine Emigrantin, ich kann doch nichts dafür, daß mich die Eltern damals mitnahmen. Alles hat sich damals vor den Roten gefürchtet, und außerdem war der Papa Offizier in der Wrangel-Armee.“

Der Mann in dem Fauteuil atmet regelmäßig. Er schläft. Die Frau ist aber mit sich selbst und mit ihren Träumen so beschäftigt, daß sie es gar nicht merkt. Sie verschränkt die schönen, schlanken Arme hinter dem Kopf und summt ein altes russisches Volkslied. Aber das Lento des Dreivierteltaktes wird bald zu einem feierlichen Marsch. Das Partisanenlied. Sie sieht sie vor sich, die Partisanenhelden, aber nicht zerlumpt und ausgehungert, wie es in dem Lied geschildert wird, sondern als schneidige Reiter in eleganten Kosakenuniformen mit hohen, schwarzen Papachen. In Paris hat sie einmal ein Bilderbuch gehabt, und in dem hat sie jeden Abend andächtig geblättert. Es war in einem schäbigen Zimmer eines kleinen Hotels. Der Vater arbeitete als Nachtchauffeur, und die Mutter sang jede Nacht in einer Bar. Die wunderschöne Mutter

in der kleidsamen russischen Nationaltracht, die Männer waren alle nach ihr verrückt. Aber eines Tages war sie fort und kam nie wieder. Der arme Vater — aber Mama konnte einfach nicht mehr in dem schäbigen Zimmer leben. Und als dann die Puppe aus Nizza kam, in den zierlichen Stiefelchen aus rotem Saffianleder, mit dem langen, blauen Rock, der weißen Bluse mit den gestickten Puffärmeln, das schwarze Miederchen über und über mit Gold und Perlen besät — da nahm der Vater die Puppe und warf sie aus dem Fenster. Obwohl sie so schön und der Mutter so ähnlich war. Seitdem trank er, und eines Tages kam auch er nicht mehr nach Hause, und als Nina zu ihm in das Krankenhaus kam, war er schon tot. Das Taxi, mit dem er das Geld verdiente, war ganz kaputt.

Nina seufzt, steckt rasch ein Bonbon in den Mund und lutscht. Auf einmal hört sie in der nächtlichen Stille die tiefen Atemzüge des schlafenden Mannes. Sofort schlägt ihre sentimentale Stimmung in kalte Wut um. Nein, das ist kein Liebhaber mehr, das ist einfach der Herr Gemahl, dieser Mensch. Sie packt einen Liebesroman, der auf der Steppdecke lag, und schleudert das Buch dem Schlafenden ins Gesicht.

„Geh! Geh weg, verstehst du? Geh, sonst werde ich der Nachtschwester läuten und lasse dich hinauswerfen! Fünf Tage warst du nicht hier, und jetzt kommst du nur, um zu schlafen?“ schreit sie außer sich.

Der Mann steht auf, klemmt die Aktentasche unter den Arm, nimmt den Hut und die Handschuhe und will etwas sagen, wird aber überschrien. Bei der Tür dreht er sich noch einmal um. Seine Frau kramt in der Schublade des Nachttischchens, nimmt einen Handspiegel heraus und richtet sich das Haar.

Dann geht er.

IM HOTEL ALCRON

In der großen Halle des besten Prager Hotels sind trotz der späten Nachtstunde noch fast alle Tische besetzt. Hohe deutsche

Offiziere unterhalten sich gedämpft, die Zivilisten sprechen alle nur deutsch. Frauen sieht man fast keine.

Bei der breiten Glastür, hinter der die mit einem weißen Teppich ausgelegte Treppe zu den Hotelzimmern führt, sitzt vor einer Tasse Mokka ein Mädchen in dunkelblauem Kostüm. Neben der Tasse liegt ein weißes Täschchen. Zwei silberne Buchstaben schmücken die linke Ecke. H. R. Von dem Gesicht des Mädchens sieht man nur das zarte Kinn. Alles andere bedeckt ein koketter Schleier, der in dichten Falten von der Hutkrempe fällt. Immer wieder schiebt sie die Manschette ihrer weißen Bluse höher und schaut auf die Armbanduhr. Dabei versucht sie, so unbefangen wie möglich auszusehen, obwohl ihre Knie unter der Tischdecke ununterbrochen zittern. Jeden, der von der Straße in die Hotelhalle kommt, betrachtet sie erwartungsvoll. Niemand aber nähert sich ihrem Tisch.

In einer Ecke wird nur flüsternd gesprochen. Die fünf Herren sind alle höhere Beamte vom Reichsprotektoramt. Zwei Berliner, zwei Sachsen und ein Hamburger. Die Zeitung, die vor ihnen liegt, hat nur zwei Blätter, wie jetzt alle Prager Zeitungen. Auf der ersten Seite steht mit riesengroßen Lettern „Prag, offene Stadt!“ Dann, etwas kleiner gedruckt: „K. H. Frank fordert die Prager tschechische Bevölkerung auf, Ruhe zu bewahren.“ Es folgt ein nichtssagender Artikel, der besagen soll, daß die Deutschen in Prag keinen Grund zur Beunruhigung haben. Außer dem Datum, 4. Mai 1945, enthält die erste Seite nichts mehr.

„Ich wäre dafür“, sagt der Hamburger, „daß wir jetzt das Lokal wechseln. Hier ist sowieso nichts los.“

„Etwas wird schon los sein“, meint einer von den Berlinern. „Die Reumann sitzt schon seit drei Stunden hier. Die wartet bestimmt auf ihren Chef.“

„Oder auf ihren Bettfreund“, grinst einer von den beiden Sachsen.

„Mensch, das habe ich ja eben gesagt. Ihr Bettfreund und der Prager Polizeipräsident sind doch eine und dieselbe Person, das weiß sogar die Gestapo, und die weiß selten etwas.“

„Glauben Sie übrigens, daß Weidermann mehr wissen könnte als Frank?“

„Das wäre nicht ganz ausgeschlossen. Weidermann ist bei den Tschechen nicht so verhaßt wie Frank.“

„Aber meine Herren, die Tschechen, Gott, mit denen werden wir doch wohl noch fertig werden. Standrecht, Ausgehverbot, ein paar öffentlich baumeln lassen zwecks Abschreckung.“

„Und dann?“

„Dann? Dann sind wir längst nicht mehr da.“

Das Mädchen schrickt zusammen, als ein Kellner bei ihrem Tisch stehenbleibt und mit einer tiefen Verbeugung fragt: „Frau Reumann? Sie werden am Telefon verlangt, bitte. Darf ich Sie in die Kabine führen?“

Die Männer drehen sich nach ihr um. Das macht sie so verlegen, daß sie über ein Fauteuil stolpert. In der Telefonkabine fällt ihr ein, daß sie das Täschchen auf dem Tisch liegen ließ. Hoffentlich — „Ja“, haucht sie in die Telefonmuschel.

„Bist du es? Ich wollte dich erinnern, daß die Wäscherin die Vorhänge morgen abholen kommt.“

„Morgen? Ich dachte — ich dachte — übermorgen“, stottert das Mädchen.

„Mein Gott, du kannst dir aber gar nichts merken“, ärgert sich die ungeduldige Frauenstimme im Telefon. Niemand, der dieses Gespräch ablauschen würde, wäre auf die Idee gekommen, daß es etwas anderes als ein Geplauder zwischen zwei Freundinnen ist. Die Lösungsworte sind sehr geschickt gewählt. „War noch niemand dort? Keiner von unseren Bekannten? Nein? Also paß auf, warte nur noch genau eine viertel Stunde und dann gehe. Den Ausweis hast du, du kannst dir also ein Taxi nehmen. Aber laß dich von niemandem begleiten, verstehst du?“

„Ja.“

„Und ich werde dich zu Hause noch einmal anrufen. Vorläufig Schluß.“

Als sie zu ihrem Tisch zurückkommt, sitzt in einem von den vier Fauteuils ein Mann. In dunkelgrauem Anzug, sehr elegant. Sein Gesicht sieht sie nur verschwommen, vor ihren Augen flimmert es vor Aufregung.

Er steht sofort auf, schiebt ihr einen Sessel zurecht, schlägt die Absätze zusammen und spricht ziemlich laut in dienstlichem Ton:

„Der Herr Polizeipräsident hat mich beauftragt, Ihnen auszurichten, daß er Sie nicht abholen kommt. Herr Polizeipräsident ist nach Hause gefahren, weil er sich nicht wohl fühlte. Der Dienstwagen wird in kurzer Zeit da sein. Wegen der späten Stunde soll ich Sie nach Hause bringen, Gnädigste!“

Das Mädchen muß sich zuerst hinsetzen, bevor es zu einer Antwort fähig ist. Sie faltet die Hände im Schoß zusammen, um ihr Beben zu verbergen, und versucht die trockene Zunge in Bewegung zu setzen. Fast alle in der Hotelhalle haben die Meldung gehört. Einige schmunzeln und zwinkern sich zu. Das kennen wir, der Herr Polizeipräsident läßt sich sein Püppchen in die Wohnung bringen.

„Wenn der Weidermann momentan keine anderen Sorgen hat“, schnarrt einer bei dem Reichsprotektortisch, „dann brauchen wir auch keine Sorgen zu haben. Herr Ober, bringen Sie uns eine Runde Kognak!“

„Ich danke Ihnen, Herr Inspektor“, die Stimme des Mädchens ist lauter, als es notwendig wäre. Trotzdem aber heiser und unsicher. „Ich glaube aber, daß es besser sein wird, wenn ich zu Fuß gehen werde. Ich habe ein bißchen Kopfweg, und darum möchte ich — —“

„Wie Sie befehlen, meine Gnädigste“, antwortet der Inspektor trocken. „Darf ich Ihnen in den Mantel helfen? Sie haben ihn in Ihrem Zimmer gelassen, die Nacht ist aber ziemlich kühl, und so befahl mir der Herr Polizeipräsident, ihn herzubringen.“

Linkisch, wie eine Holzpuppe, läßt sie sich in den Mantel hüllen, nimmt das weiße Täschchen, öffnet es und legt eine Zehnkronenbanknote auf den Tisch. Nervös schaut sie sich nach einem Kellner um, aber schon hebt der Inspektor den Geldschein auf und geht dem Kellner entgegen. Er läßt sich einige Heller zurückgeben, zählt sie sorgfältig, überlegt, ob er sie als Trinkgeld zurückgeben soll, aber dann tippt er nur lächelnd mit zwei Fingern an seinen Filzhut, den er schon aufgesetzt hatte.

„Ein echter Tölpel von der Polizei“, grinst belustigt ein Offizier.

„Weißt du was?“ springt sein Kamerad auf. „Ich steige dem Mädchen nach!“

„Tu das lieber nicht, der Weidemann ist eifersüchtig. Es könnte Mord und Totschlag geben.“

Aber der Offizier, ein hübscher Bursche, semmelblond und pausbackig, ist schon draußen aus der Halle.

Die Stephansstraße ist menschenleer. Trotz der Verdunkelung ist die Frühlingsnacht sehr hell. Auf dem Gehsteig gegenüber huscht schnell ein Schatten in den Toreingang. Irgend etwas dort drüben hat sich verändert. Aber was nur? Dort ist doch das Friseurgeschäft, wo er sich wegen der hübschen Mädchen, die dort beschäftigt sind, öfter maniküren ließ. Ja, das Schaufenster mit den drei Wachsköpfen, das ist es, das ist die Veränderung, die Fensterscheibe ist mit rotem Papier überklebt. Die größeren Druckzeilen kann er ganz gut lesen. Er versteht Tschechisch, er ist aus Aussig. „Die kommunistische Partei der CSR — mit den Deutschen wird hart abgerechnet — Genossen und Genossinnen, die Stunde —

Der Schatten löst sich von der Mauer und läuft zum Wenzelsplatz.

„Halt“, ruft der Offizier. „Halt, sonst schieße ich!“

Das Mädchen und der Polizeiinspektor sind gerade aus der Halle hinausgetreten. Der Offizier steht dicht vor ihnen. Aber nicht lange. Ein Schuß — der Offizier fällt langsam auf die Knie, dann dreht er sich um und schlägt mit dem Hinterkopf auf das Pflaster.

Der Inspektor packt seine Begleiterin am Arm und zerzt sie fort. „Laufen Sie, laufen Sie doch, verdammt noch einmal! Nehmen Sie sich zusammen, wir müssen verschwinden, bevor — —“

Hinter ihnen wird geschrien und gepffiffen. Drüben rennt der Mann zurück und schlüpft in die Passage des Palais Lucerna hinein.

„Schnell hinein in den Wagen“, keucht der Inspektor und wirft das Mädchen wie ein Paket hinein. Das Auto trägt das Zeichen des Polizeipräsidiums. Eine deutsche Militärstreife, vier oder fünf Mann, hasten an dem Wagen vorbei — „passieren lassen, Polizeipräsidium“, schreit der Inspektor, aber die Deutschen haben schon das Zeichen gesehen und laufen weiter.

Vor dem zweiten Eingang zum Lucernapalais neben dem Café Rokoko am Wenzelsplatz steht ein deutscher Militärwagen. Der Mann in der Passage ist in einer Falle.

IM POLIZEIPRÄSIDIUM

Die zweite Sekretärin des Polizeipräsidenten Weidermann, eine kleine Frau mit einer schiefen Schulter und einem spitzigen Rattengesicht, mustert mißbilligend Helena Reumann, die, ohne sich zu beeilen, die blaue Jacke ihres Kostüms auszieht und dabei ihrem Spiegelbild in einem verstaubten, zersprungenem Ding an der Mauer kokett zulächelt. „Na, haben Sie sich gut amüsiert, Frau Helena?“ fragt sie säuerlich.

„Jedenfalls besser als mit Ihnen, Frau Pecha“, kommt es schnip-pisch zurück.

„Ich möchte jetzt nämlich endlich nach Hause gehen.“

„Gott, machen Sie doch nicht so ein Gesicht, es ist doch kaum Mitternacht vorbei.“

„Der Chef hat schon mindestens zehnmal nach Ihnen gefragt. Trägt man jetzt wieder solche Fetzen auf den Hüten?“

„Sehen Sie, Frau Pecha, eigentlich merkwürdig, nicht wahr? Der Schleier wurde sicher für häßliche Frauen erfunden, und dabei tragen ihn meistens nur die schönen.“

Frau Pecha brummt etwas und ordnet ihre Sachen in der Netz-tasche. Eine Thermosflasche, ein grüner Sweater, die heutige Kunstthonigzuteilung, schon ziemlich abgeschleckt, und ein eng-lisch-tschechisches Lexikon, sorgfältig mit bunten Deckeln eines Detektivromans getarnt.

Auf einmal ein Geschrei auf dem Gang draußen. Wuchtige Schritte, ohne anzuklopfen reißt jemand die Tür auf, Männer in deutschen Uniformen trampeln herein, außerdem einige tsche-chische Polizisten, alles in einem Knäuel, und der Mittelpunkt dieses Knäuels ist ein Mann, dessen Kopf mit Blut übergossen zu sein scheint.

„Was ist das?“ fragt Helena, mehr angeekelt als verwundert.

„Ist der Polizeipräsident noch hier?“ fährt sie einer von den Deutschen an.

„Jawohl“, antwortet Frau Pecha mürrisch. „Er darf aber nicht gestört werden, weil dauernd Telefonanrufe kommen.“

„Rufen Sie ihn, aber sofort“, herrscht sie der Deutsche an.

Die zweite Sekretärin schaut Helena an. Es ist ihre Pflicht, zum

Chef zu gehen. Doch Frau Reumann bleibt ruhig auf dem Schreibtisch sitzen und zündet sich eine Zigarette an.

In dem saalartigen Büro des Polizeipräsidenten riecht es eindringlich nach Kognak. Gerade unter dem lebensgroßen Hitlerbild in dem breiten schwarzen Rahmen — dieser Rahmen hat schon drei Potentaten beherbergt: den österreichischen Kaiser Franz Joseph I., den tschechoslowakischen Präsidenten Masaryk und jetzt den deutschen Diktator — sitzt der Polizeipräsident. Seine Augen sind glasig, die Stirn voller Schweißperlen. Als die gepolsterte Doppeltür geöffnet wird, belebt sich sein eingefallenes graues Gesicht. Endlich ist die Helena da!

„Was gibt es?“ fragt er enttäuscht die Frau Pecha, die einen schulmädchenhaften Knix vollführt.

„Herr Polizeipräsident, Sie werden draußen verlangt. Es sind viele deutsche Polizisten da und eine Militärstreife.“

Weidermann starrt sie entsetzt an. Also doch! Die Unruhen beginnen.

„Und Frau Reumann ist schon gekommen. Darf ich jetzt nach Hause gehen, Herr Polizeipräsident?“

„Jaja, gehen Sie nur — oder warten Sie noch, ich muß zuerst sehen, was eigentlich los ist.“

Frau Pecha verzieht die schmalen Lippen und wartet, bis ihr Chef an ihr vorbei ist. Dann tritt sie brummend nach.

Alle Uniformierten, die Deutschen wie die Tschechen, stehen stramm, als der Polizeipräsident erscheint. Das beruhigt ihn. Die tschechische Polizei meutert also nicht. Den Mann mit dem blutigen Kopf kann er nicht sehen, er sitzt hinter den Männern auf einem Stuhl. Ein Polizist bespritzt ihm das Gesicht mit Wasser.

Der Führer der Militärstreife erstattet Meldung. Genau zehn Minuten vor Mitternacht hat dieser kommunistische Hund vor dem Hotel Alcron einen deutschen Oberleutnant erschossen. Der Erschossene hat ihn beobachtet, wie er kommunistische Plakate klebte. Die Rolle — sie liegt auf dem Schreibtisch neben Helena — wurde im Palais Lucerna hinter einem Abfallkorb gefunden. Es sind 27 Plakate, Größe 120 mal 80. Es ist notwendig, den Mann möglichst sofort zu verhören, denn das kommunistische Nest muß

noch heute ausgehoben werden. So lange prügeln, bis er alles gesteht.

„Wir dachten übrigens“, bemerkt ein deutscher Offizier — er ist der Kamerad des Pausbackigen —, „daß Sie nicht mehr da sind, Herr Weidermann?“

„Wo sollte ich denn sonst sein?“ fragt der Polizeipräsident mit mißtrauisch zusammengekniffenen Augen. Dachten vielleicht diese großmäuligen Kaffeehaushocker, daß ich geflüchtet bin?

Aha, denkt der Offizier, also nicht zu Hause, sondern hier sollte das Schäferstündchen sein. Wozu aber solche geheimnisvolle Faxen machen — das Mädchen ist aber wirklich prima.

„So, jetzt müssen wir wieder weiter“, der Führer der Streife hebt die Hand zum deutschen Gruß, und weil er gerade bei dem Gefangenen steht, läßt er sie, zur Faust geballt, wuchtig auf dessen Kopf fallen. „Beeile dich mit dem Geständnis, du rotes Schwein, sonst —“

„Ich habe nichts getan!“ stöhnt der Mann. Er bekommt einen Fußtritt, daß er samt dem Stuhl umfällt.

„Ja, wenn Sie den Mann totschiessen, bevor er gesteht —“, sagt der Polizeipräsident zornig.

„Daß er den Oberleutnant erschossen hat, dazu haben wir eine einwandfreie Zeugin da. Ihre Sekretärin hat alles gesehen. Erzählen Sie doch, was sich vor dem Hotel Alcron abgespielt hat!“

Helena Reumann besieht sich die granatroten Fingernägel. Ihre grünschillernden Augen verschwinden hinter den langen Wimpern, und mit ihnen verschwindet auch die irrsinnige Angst, die ihr die Pupillen weitete. Jetzt kommt alles heraus. Was soll sie denn um Himmels willen erzählen? Sie war doch gar nicht im Alcron, sie hat keine Ahnung, was passiert ist. Nur jetzt nicht die Nerven verlieren. Nur jetzt nicht! Zeit gewinnen, das ist das Wichtigste. „Ich denke, das Recht, Fragen an mich zu richten, hat nur der Polizeipräsident“, und sie wirft den Kopf hochmütig zurück.

„Bitte, Herr Weidermann, die Dame zu befragen“, schreit der Führer der Militärstreife beleidigt.

Frau Pecha bedauert jetzt nicht mehr, daß sie noch nicht nach Hause gehen durfte. Hier stimmt etwas nicht. Dieses raffinierte Luder, diese Helena — die war doch gar nicht im Alcron, sonst hätte sie schon längst über den Vorfall geplaudert. Entweder war

sie bei einem Mann, der Alte ist ja nicht ihr einziger Liebhaber — oder ist die Situation schon so schlimm, daß sie gegen einen Tschechen nicht aussagen will. Hastig legt sie Papiere zusammen, steckt sie in die Schreibmaschine und wartet gespannt. Da läutet das Telefon. Frau Pecha hebt den Hörer ab und ist fest entschlossen, den Polizeipräsidenten zu verleugnen. Dieses Theater darf ihr niemand stören. Eine Männerstimme will dringend Frau Reumann sprechen. Schön, warum nicht? Oder doch lieber nicht? Als der Polizeipräsident ungeduldig nach dem Hörer greift, lispelt sie süß: „Es ist für die Frau Reumann. Ein Herr will sie sprechen.“

Helena hat das Gefühl, daß alle ihr wahnsinnig hämmerndes Herz hören müssen. Gut noch, daß der Mann so laut stöhnt. Aber keiner von den Anwesenden merkt etwas von ihrer Angst, so glänzend kann sie sich beherrschen.

Die Stimme im Telefon ist ganz fremd. „Frau Reumann? Fragen Sie nach Ihrer Schwester. Sagen Sie irgend etwas, ich möchte nur überprüfen, ob Sie es wirklich sind. Also — reden Sie irgend etwas!“

„Ja, wer sind Sie denn? Was soll mit meiner Schwester sein?“

„Pressen Sie die Muschel fest ans Ohr, damit niemand in dem Raum mithören kann. Sie waren im Alcron, verstehen Sie? Der Offizier ist direkt vor Ihnen gestanden, beim Eingang in die Hotelhalle, als er erschossen wurde. Sie fuhren mit einem Polizisten im Dienstwagen zum Polizeipräsidium. Sie dürfen den Mann, der geschossen hat, nicht erkennen. Sagen Sie, daß alles sehr schnell geschah, oder daß Sie zu aufgeregt waren, um irgend etwas sehen zu können. Und jetzt fragen Sie wieder nach Ihrer Schwester! Fragen Sie, ob sie sofort nach Hause gehen dürfen! Sagen Sie, daß Ihre Schwester einen Unfall hätte.“

Helena spürt den lauernden Blick ihrer Kollegin. Natürlich weiß diese alte Ziege, daß hier etwas nicht stimmt, ich habe doch kein Wort über den Mord gesagt. Hoffentlich wird es nicht schiefgehen. Und sie sagt ins Telefon ganz erschrocken: „Ein Autounfall? Ist sie bei Bewußtsein? Aber ich kann jetzt nicht sofort nach Hause kommen! Ich danke Ihnen jedenfalls, Herr Doktor! Bitte, bleiben Sie bei ihr, bis ich komme! Ich werde so bald wie möglich —“, sie

preßt ein kleines hellblaues Tüchlein auf die Augen und hängt den Hörer auf.

Der Polizeipräsident legt beruhigend den Arm um ihre Schulter. „Hoffentlich wird es nicht so schlimm sein. Sobald wir diese Geschichte hinter uns haben werden, dürfen Sie gehen.“

In dem Raum bleiben außer dem Polizeipräsidenten mit seinen zwei Sekretärinnen nur noch zwei deutsche Uniformierte und vier tschechische Polizisten. Das Verhör kann beginnen.

„Wie gewöhnlich, nicht wahr? Zuerst die Nationalien“, fragt Frau Pecha und tippt das heutige Datum. Der fünfte Mai 1945, null Uhr siebenunddreißig Minuten.

„Der Verhaftete wird vorgeführt und gibt an. Doppelpunkt. Name?“

Auf einen Wink des Polizeipräsidenten bietet seine erste Sekretärin Zigaretten an. Der Gefangene steht jetzt an der Wand, zwei tschechische Polizisten neben ihm. Seine abgearbeiteten Hände stecken in Handschellen.

„Wollen Sie auch rauchen?“ fragt ihn der Polizeipräsident betont freundlich.

„Für eine Zigarette wollen Sie mich kaufen?“ lacht der Gefangene höhnisch.

„Also nicht. Ihr Name?“

„Mein Name? Genosse ist mein Name!“

„Sie geben also zu, Mitglied der illegalen kommunistischen Partei zu sein?“

„Ich bin stolz darauf!“

„Woher hatten Sie die aufwieglerischen Plakate?“

„Von meiner Partei“, sagt der Mann prahlerisch.

Der älteste von den tschechischen Polizisten, ein hagerer Mann mit gerötetem Gesicht, schlägt ihn mit dem Handrücken über den Mund. „Antworte anständig, du Moskauer Hanswurst!“ Der Gefangene winselt wie ein Hund und versucht den Schlägen, die jetzt von allen vier tschechischen Polizisten kommen, auszuweichen.

„Genug! Aufhören!“ Nie hat man den Polizeipräsidenten so brüllen gehört wie jetzt. Frau Pecha kichert und schleckt sich die Finger ab. Die ganze Zeit lutschte sie an dem Honig herum. Genau so tut sie es mit Bonbons im Kino bei den spannendsten Szenen.

Wie herrlich, der Weidermann spielt den braven wilden Mann! Der deutsche Polizeipräsident nimmt einen tschechischen Kommunisten in Schutz!

„Hier wird nicht geschlagen“, sagt der Polizeipräsident ruhiger.

„Und wie sollen wir diesen verstockten Lumpen zum Sprechen bringen?“ fragt der alte Polizist drohend.

„Mund halten, sonst können Sie noch heute die Uniform für immer ausziehen“, braust Weidermann wieder auf.

„Das würde wenig nützen“, respektlos pflanzt sich der zweite von den tschechischen Polizisten vor seinem obersten Vorgesetzten auf. „Jawohl, Herr Polizeipräsident, jetzt ist es zu spät, die Uniform auszuziehen. Der Mann muß zum Sprechen gebracht werden, so oder so! Es geht jetzt nicht um Dienstvorschriften, es geht ums Leben! Wenn der kommunistische Pöbel die Macht an sich reißen wird, dann ist es aus mit uns Tschechen, das sage ich Ihnen, Herr Polizeipräsident!“

Helena hält einen Lippenstift in der Hand und hört mit offenem Mund zu. Der gute, dumme Weidermann! Wenn der wüßte — Diese tschechischen Polizisten muß man sich gut merken. Wenn die wüßten —

Die zwei deutschen Uniformierten verhandeln leise mit dem Polizeipräsidenten. Ob es nicht am besten wäre, den Gefangenen seinen Landsleuten zu überlassen? Dann hätte man keine Verantwortung.

„Nein“, schüttelt Weidermann mit dem Kopf. „Ich trage die Verantwortung in jedem Fall, und ich habe mein Wort gegeben, daß keine Mißhandlungen vorkommen werden. Warum grinsen Sie so blöd, Frau Pecha?“

Statt zu antworten, zeigt die Sekretärin mit dem klebrigen Finger auf den alten tschechischen Polizisten, der dem Gefangenen seinen Dienstrevolver vor die Schläfe hält. „Rede jetzt, du Hund, ich zähle bis drei! Eins —“

„Sind Sie wahnsinnig geworden“, und mit einem Sprung ist einer von den Deutschen bei ihm.

„Zwei — weg von da!“

„Der Mann ist verhaftet! Führen Sie ihn ab“, und der Polizeipräsident fällt kraftlos auf einen Stuhl.

Die drei Tschechen rühren sich nicht, als ihr Kollege von den zwei Deutschen abgeführt wird. Dann aber gehen sie auch. Schweigend und großlos.

Der Kommunist hebt die Hände in den Handschellen hoch, versucht sie zu Fäusten zu ballen und krächzt schluchzend: „Nieder mit den Deutschen! Es lebe die Sowjetunion!“ Und er brüllt mit ganzer Kraft:

„*Poslední bitva vzplála . . .*“ — „Auf zum letzten Gefecht . . .“

Es ist kein Gesang, es ist, als ob die Internationale selbst ihren Einzug in das Prager Polizeipräsidium theatralisch verkünden würde.

AM MASARYK-BAHNHOF

Als der Inspektor aus der Telefonzelle zurückkommt, sitzt das Mädchen noch immer auf der Bank der Bahnhofshalle. Das Hütchen mit dem Schleier trägt sie nicht mehr, das hat der Inspektor zusammengeknüllt und durch ein Kanalgitter hineingezwängt in das schmutzige Wasser. In dem dunkelroten Kopftuch, das eigentlich ein Schal ihres Begleiters ist, schimmert das herzförmige Gesicht schneeweiß. Das Kostüm sieht man nicht mehr, sie trägt einen grauen Flauschmantel mit tiefen Taschen. Es ist ein fremder Mantel, sie hat ihn nie gesehen, aber er ist wunderbar weich und warm. Man müßte die kalten Hände ganz tief in seine Taschen vergraben können, doch das geht nicht. In der rechten Tasche steckt das weiße Täschchen mit den silbernen Initialen und in der linken die gefälschten Ausweispapiere für Helena.

„So, das wäre jetzt erledigt. Ihre Schwester hat sofort kapiert“, sagt der Inspektor und setzt sich neben sie. „Und Sie sind auch nicht dümmer als Helena. Der Masaryk-Bahnhof ist momentan der sicherste Ort von ganz Prag. Oder hatten Sie eine Weisung, daß Sie hierherkommen sollten?“

„Ja“, nickt das Mädchen und steckt die Hände in die Mantelärmel. Die rechte in den linken und die linke in den rechten.

„Von welcher Gruppe?“

„Von Theresienstadt. Vom Ghetto.“

„Von der Gruppe Jaffa?“

„Nein. Von meinem Mann.“

„Ach so. Die SS also?“ Komisch, man kann sich dieses Kindergesicht beim besten Willen nicht verheiratet vorstellen.

„Nein. Mein Mann ist Jude.“

„Ein was? Lassen Sie doch die dummen Witze. Ihre Schwester ist doch die Sekretärin des deutschen Polizeipräsidenten!“

Das Mädchen lächelt. Oder nein, sie — nein, sie weint nicht.

„Wir sind geschieden. Aber er hat mir geschrieben. Er kommt. Hierher. Ich bin jeden Tag hier am Bahnhof.“

Zwei alte Frauen kommen in die Bahnhofshalle. Mit Kübeln und Besen. Die eine kehrt den Fußboden, die andere wischt mit einem Lappen die Bänke ab. Jedes Wort, das sie sagen, wiederholt die leere Halle mit einem dröhnenden Echo. Sie unterhalten sich über einen Film, den sie sich heute anschauen wollen. Nachher über eine Frau, die sich ein Gebiß machen ließ.

Das Mädchen steht auf und reicht dem Inspektor die Hand. „Ich gehe jetzt auf den Bahnsteig. Ich danke Ihnen und — gute Nacht! Ja, richtig, den Mantel muß ich Ihnen —“

„Den können Sie ihrer Schwester geben. Sie weiß, wem er gehört. Jetzt brauchen Sie ihn noch, Sie zittern ja vor Kälte. Und außerdem, ich geh' noch nicht. Kommen Sie, ich begleite Sie.“

Der Bahnsteig mit dem schmutzigen Glashimmel gleicht einem Lager. Koffer, Schachteln, Rucksäcke, weinende Kinder, schlafende Kinder, apathische Frauen, verzweifelte Frauen. Es sind Flüchtlinge, Deutsche aus dem Reich, die schon wochenlang auf der Flucht vor der Roten Armee sind. Tschechische Eisenbahner stehen herum und rauchen. Sie sind im Dienst, es fahren aber keine Züge. Vielleicht in der Früh, antworten sie gleichgültig. Man fragt aber immer wieder. Jeder möchte wegfahren, obwohl niemand ein Ziel hat. Wenn man fährt, da kann man sich einbilden, daß man irgendwann doch heimkommen wird. Aber man wartet, man muß warten, und das Drohende, das Schauerliche, das wartet nicht.

Der Inspektor bahnt dem Mädchen den Weg. Dort sitzt eine Frau, in eine Decke eingewickelt, man sieht, daß sie hochschwanger ist. Auf der nackten Erde sitzt sie zwischen den Geleisen. Ganz

allein unter den Tausenden Unbekannten. Keine Störche an der Wand, kein Bett aus Seide und Spitzen. Und die dort im Alcron, die plaudern und lachen. Natürlich muß es so sein, natürlich mußte man die Komödie mit der falschen Helena und dem Polizeipräsidenten, der angeblich seelenruhig nach Hause fährt, spielen. Die echte Helena war inzwischen im Rundfunkhaus bei einer Sitzung des Vorstandes einer tschechischen Widerstandsgruppe, die sich seit heute „Der schwarze Adler“ nennt. O ja, das ist das Wichtigste, was wir jetzt brauchen. Hochtrabende, schön klingende Namen, Schwarze Adler, Weiße Adler, Junge Falken, Gruppe Moskau, Gruppe Dukla, Gruppe Jan Hus. Und jede dieser Gruppen arbeitet für sich und gegen die anderen. Die eine Gruppe beschließt, die Deutschen im Alcron zu beruhigen, damit sie vorzeitig keinen Wind bekommen, die andere Gruppe bläst zum Angriff und läßt aufwieglerische Plakate kleben. Das nennt man die Einheit des tschechischen Volkes. Das nennt man in höchster Gefahr fest zusammenhalten.

Der schmutzige Glashimmel ist zu Ende. Zwischen den blassen Sternen und den blassen, gehetzten Menschen, die auch hier lagern, ziehen sich feine, dünne, silberne Strähne. Mairegen. Niemand denkt aber daran, vor dem Regen zu flüchten. Der Regen ist gut, böse ist nur die Flucht.

Vor einem Schuppen hocken auf einem Bretterhaufen einige Juden. Sie tragen alle noch den gelben Stern, die Last der Furcht tragen sie aber nicht mehr.

Das Mädchen bleibt stehen und grüßt. „Sind Sie aus Theresienstadt, meine Herren? Ich suche nämlich meinen — einen Bekannten von mir.“

„Wie heißt er denn?“ fragt einer von den Juden. Er spricht auch tschechisch, wie das Mädchen, man merkt aber, daß es nicht seine Muttersprache ist.

„Heldenstern. Ludwig Heldenstern, Musiker.“

„Kenn' ich nicht.“ Das ist alles. Keine Frage mehr, kein Interesse für die Person des Leidgenossen.

Als die beiden einige Schritte weiter sind, ruft ihnen einer von den Juden nach: „Schauen Sie doch in dem kleinen Häuschen nach! Dort liegen welche aus Theresienstadt.“

Das Mädchen zieht den Kopf zwischen die Schultern und geht schneller. Sie überqueren die Geleise, immer wieder Geleise, nackte und glitschige, und doch noch gut genug zum Ausruhen und Schlafen, und kehren wieder zurück zu den Bahnsteigen.

„Was hat der Jude eigentlich gemeint?“ Der Inspektor geht jetzt hinter dem Mädchen. Kein Mädchen ist sie also. Frau Heldenstern. Geschieden. Mir kann es egal sein. Mein Typ ist sie nicht. Blutlos, farblos und so mager. Man will aber nicht allein sein. Man kann jetzt nicht allein sein.

Ohne sich umzudrehen, antwortet das Mädchen hastig: „Das werden sie sehen. Aber schön ist es nicht.“

Deutsche Rotkreuzschwestern verteidigen schreiend eine große Blechkanne. „Es ist keine Milch! Wir haben keine Milch, das ist Tee! Aber nur für kleine Kinder und Kranke! Benehmen Sie sich doch nicht wie wilde Tiere, sonst bekommt niemand etwas!“

Mindestens dreihundert Flüchtlinge raufen sich um ein bißchen mit Sacharin gesüßten Kräutertee. Niemand denkt daran, auf den anderen Rücksicht zu nehmen. Rücksicht bedeutet jetzt den Tod.

„Da ist es“, sagt das Mädchen.

Das Häuschen sieht wie eine kleine Kapelle aus. Es hat nur drei Wände, man kann von draußen den ganzen Raum überblicken. Auf der Schwelle sitzt ein tschechischer Eisenbahner, um ihn herum einige Jungen und Mädchen. An der hinteren Wand breitet der Ge-
kreuzigte die Arme. Als würde er sagen — ich kann nichts dafür, meine Schuld ist es nicht. Meine Schuld ist, daß ich so entsetzlich machtlos bin.

„Meistens überfressen sie sich“, erklärt der Eisenbahner. „Wenn sie draußen sind, dann fressen sie wie die Schweine. Wurst, Schokolade, Gulasch, Butter, Milch, Gänsebraten, alles zusammen. Die Leute bringen den Juden ganze Körbe mit Fressalien her, und das ist ihr Tod. Der da, der dritte von links, den habe ich nachmittags dort hinten bei den Schuppen gesehen. Sitzt dort und stopft sich. Gänsebraten, das Fett rinnt ihm nur so aus dem Maul. Paß auf, hab' ich ihm gesagt, damit du nicht abends in unserem Schlafsaal liegst. Na und da liegt er also. Die haben doch dort in Theresienstadt monatelang nichts anderes als die Plakatsuppe gegessen, das war dort das Eintopfgericht. Es wird erzählt, daß die SS alles in die Kes-

sel hat werfen lassen, was die Juden an Paketen von draußen bekommen haben. Auch die Schachteln, die Verschnürung und die Briefe wurden mitgekocht.“

„Hat man die Juden in Theresienstadt schon freigelassen?“ fragt einer von den Burschen.

„Noch nicht. Diese da sind geflüchtet, als sie auf dem Feld bei der Arbeit waren.“

„Daß sie sich aber nicht fürchten, daß man sie wieder schnappen wird“, sagt ein anderer und stellt sich auf die Spitzen, um die toten Juden besser sehen zu können. Im ganzen sind es sechs Leichen.

„Hierher auf den Bahnhof kommt keine deutsche Streife. Schau dir die Flüchtlinge an, ich schätze den Haufen auf zehntausend. Da zeigen sich die Herren lieber nicht. Diesen Endsieg wollen sie nicht sehen.“

„Und warum geben die Leute den Juden so viel zu essen?“ unterbricht ihn eines von den Mädchen.

„Ja, erstens aus Mitleid, aber hauptsächlich aus Berechnung. Die Leute glauben, daß die Juden sie schützen werden, wenn die Russen kommen. Denn die Russen, mein Lieber, die werden jeden verhören. Was hast du während des Krieges gemacht, warst du für die Deutschen, das wird nicht so einfach sein. Aber wenn für jemanden ein Jude aussagen wird —“

Der Inspektor klopft dem Eisenbahner auf die Schulter. „Rauher? Da haben Sie eine Zigarette.“

„Die kann man immer brauchen. Was kostet jetzt eigentlich ein Stück? Zehn Kronen schon, nicht wahr? Ich weiß nicht, was die Schwarzhändler mit dem vielen Geld machen werden. Im Geschäft nimmt man das deutsche Geld und das Protektoratsgeld nicht mehr. Tausch ist jetzt die Parole. Bier gegen Strümpfe, Zucker gegen Seife —“

„Sagen Sie, wo werden die Juden eigentlich begraben?“

„Diese Juden? Die kommen in das Pathologische Institut beim Allgemeinen Krankenhaus und werden aufs Eis gelegt. Angeblich sollen sie später alle zusammen feierlich begraben werden. Seit Montag haben wir hier über sechzig Leichen gehabt. Auch Frauen waren dabei. Wenn Sie es aber genau wissen wollen, da hinten, bei

den Schuppen, sitzen Juden, die können Ihnen noch besser Bescheid geben.“

Aber der Inspektor ist nicht mehr da. Das, was er wissen wollte, weiß er. Daß man in der jüdischen Totenkammer heute noch ruhig schlafen kann.

IM BRAUNEN HAUS

Den großen Häuserblock in der Bubnerstraße, der kurz vor dem Krieg gebaut wurde, nennen die Tschechen das Braune Haus. Für die Deutschen ist das Braune Haus das Gebäude der Kreisleitung der NSDAP, und so hat Prag zwei Braune Häuser. In dem Braunen Haus hier wohnen lauter Deutsche, durchwegs Parteifunktionäre. Die Höfe sind in Gärten verwandelt und sorgfältig gepflegt. Gras sieht man kaum, der Rasen ist mit Löwenzahnblüten vergoldet. Auch der Flieder blüht schon, der Frühling hat es diesmal eilig gehabt.

„Sie können ruhig im Hof parken, Herr Novák.“

Herr Novák fährt also durch das Tor 3 b hinein. Zuerst hilft er seiner Begleiterin beim Aussteigen, dann nimmt er den Wimpel mit dem Zeichen des Polizeipräsidiiums weg und legt ihn unter den Klappsitz beim Steuer. Die große Aktentasche nimmt er mit, obwohl ihm Frau Heldenstern lächelnd versichert, daß hier noch niemals etwas gestohlen wurde. Der Aufzug bringt sie zum dritten Stock hinauf. Ein langer Gang mit vielen Türen. Die Namensschilder fehlen meistens. Man sieht deutlich die Spuren nach der hastigen und gewaltsamen Entfernung der Namen der Bewohner. Zerkratzter Lack, Löcher nach Schrauben. An einer Tür ist eine Visitenkarte mit Reißzwecken befestigt. Die gedruckten Buchstaben sind kunstvoll mit Bleistift ausgebessert. Ursprünglich lautete der Name Thomas Ondras. Jetzt ist das „h“ in dem Vornamen gestrichen, das „a“ hat einen Strich bekommen und das „s“ ein Hakerl. Auch das „a“ in dem Familiennamen schmückt ein Strichlein und das „s“ ein Hakerl. Tomáš Ondráš also.

„Ich möchte wetten, daß dieser Kerl nicht zum erstenmal den

Namen ändert. Bis zum Jahre 1938 war er bestimmt ein braver Tscheche Tomáš, dann ein stolzer Parteigenosse Thomas, urdeutsch natürlich, und jetzt wieder —

„Ja, das ist wohl auch so einer“, flüstert die junge Frau und geht schnell auf den Zehenspitzen weiter.

Die letzte Tür ist breiter als die anderen und bildet das Ende des Korridors. Hier glänzt noch ein Messingschild. „Helene Reumann.“ Das Vorzimmer sieht wie eine Zuckerlschachtel aus. Man sieht keine Wände und keine Türen, alles ist mit geblumtem Kreton bespannt. Von irgendwo hört man Geschirrgeklapper.

„Sie haben doch gesagt“, raunt der Mann und packt die Frau fest bei der Hand, „daß in der Wohnung niemand —“

„Mila! Bist du es?“ kreischt eine tiefe Männerstimme.

Jetzt sieht er sie zum erstenmal lachen. Eigentlich mehr mit den Augen als mit dem blassen Mund. Plötzlich sieht sie wie ein übermütiges Kind aus.

„Die Polizei fürchtet sich also auch? Aber das ist doch nur unser Jakub! Kommen Sie, der wird Ihnen sicher gefallen. Jawohl, die böse Mila hat dich schon wieder allein gelassen, nicht wahr?“

Sie drückt auf einen Knopf, der die Mitte einer Sonnenblume an der Kretonwand bildet, ein Teil der Zuckerlschachtel schiebt sich zur Seite, und man sieht ein Puppenzimmer. Zierliche weiße Sesselchen, niedrige Tischchen mit zarten, krummen Beinen, eine Vitrine voll Puppen und Stofftieren, im Erker auf einem Sockel ein vergoldeter Käfig. Jakub hängt mit dem Kopf herunter und blinzelt verwundert mit den runden Augen. Schneeweiß ist er, an dem Hals hat er einen grellroten Kragen, und das Köpfchen mit dem hohen, zackigen Kamm ist grün.

„Na, ist er nicht ein fescher Kerl, unser Papagei? Sag schön guten Abend, Jakub!“

Der Vogel wechselt die Position, jetzt liegt er waagrecht in der Luft, die fast menschenartigen Finger in das Gitter verkrallt, und scheint nachzudenken.

„Wir müssen ihm Zeit lassen, damit er sich an Sie gewöhnt. Darf ich Ihnen etwas zum Trinken anbieten? Oder noch besser, die Wiege dort in der Ecke, das ist eine getarnte Hausbar. Sie können sich selbst bedienen. Helenas Gäste machen es immer so.“

„Wohnen Sie auch hier?“ fragt der Mann zerstreut und betrachtet dabei die Wiege. Eigentlich geschmacklos, Schnaps in einer Wiege. Das ganze Zimmer ist geschmacklos. Aber wahrscheinlich wollte Frau Reumann um jeden Preis originell sein, und Weidermann hat Geld genug. Trinken darf ich auf keinen Fall. Oder doch? Warum bin ich eigentlich da? Richtig, telefonieren muß ich. „Haben Sie etwas gesagt?“

„Sie haben mich gefragt, ob ich hier wohne, und ich habe —“

„Jetzt vor allem das Telefon. Was seh' ich hier, unsere schöne Helena hat sogar echten Wodka. Wollen wir probieren? Ja — hallo — wer? Ja, das Sanatorium. Die Nachtschwester? Ja, Sie erkennen mich schon an der Stimme, nicht wahr? Gibt es etwas Neues? Noch nichts? Und glauben Sie, daß — Gut, danke, ich werde in der Früh wieder anrufen.“

Mila kauert bei dem Käfig und füttert den Papagei mit Marmelade. Mit einem Löffel gibt sie ihm das süße, geleeartige Zeug auf das Beinchen, das jetzt wie eine Schüssel aussieht, Jakub hebt andächtig sein Bein zu dem Schnabel und schmatzt laut. Dabei schielt er aber mißtrauisch zu dem Fremden hin.

Wie ein Schulmädchen sieht sie in der einfachen Bluse aus. Und rote Haare hat sie, wie ihre Schwester. Sonst ist aber die Ähnlichkeit nicht gerade groß. Helena hat das Geheimnis der frechen, herausfordernden Schönheit. Dieses Gesicht ist offen wie ein — Blödsinn, dieses Gesicht ist ausgesprochen ausdruckslos. Trotz der ziemlich hohen Stirn scheint sie nicht gerade intelligent zu sein. Das dauert wieder, bis das Kindermädchen aufwacht! „Na, endlich! Natürlich bin ich es, wer denn sonst? Alles in Ordnung? Reden Sie doch nicht so stupides Zeug, selbstverständlich komme ich morgen, das heißt heute. Also, gute Nacht!“

Jetzt habe ich ganz vergessen zu sagen, daß die Kinder morgen nicht in die Schule gehen sollen. Wenn ich es aber der Gans gesagt hätte, wäre sie gleich außer sich. Wieso und warum und warum und wieso. Nichts kann passieren, die Kinder sind gescheiter, als — „Sie trinken nicht?“

„Doch, aber nur sehr wenig.“

„Wenn Sie aber mit Ihrer Schwester arbeiten, müßten Sie an Alkohol gewöhnt sein.“

„Wie meinen Sie es — arbeiten?“

„Sie sind doch auch bei der Untergrundbewegung, nicht?“

„Nein. Nur heute mußte ich statt Helena ins Hotel Alcron gehen, aber ich bin für so etwas nicht. Ich bin ungeschickt und kann mich nicht verstellen.“

„Haben Sie irgendeinen Beruf?“

„Ich habe am Musikkonservatorium studiert. Und Puppen kann ich machen. Dort, in der Vitrine, die Tiere und die Puppen, die habe ich alle selbst —“

„So — jetzt muß ich noch einmal anrufen. Hallo — ist dort die Apotheke ‚Weiße Rose‘? Sie haben heute Nachtdienst, nicht wahr? Ja, ein Rezept werde ich mitbringen. Wie? Später? Na, da muß ich halt warten. Ich gebe Ihnen meine Nummer, damit Sie mich anrufen können, wenn es soweit sein wird. Was haben Sie für eine Nummer?“ Er schaut sich nach dem Mädchen um. Herrgott noch einmal, die putzt seelenruhig dem Vieh die Pfoten, anstatt mir ihre Telefonnummer zu sagen. „Hören Sie, Ihre Nummer will ich wissen!“

„23-111.“

„Unter der Nummer 23-111 bin ich also zu haben.“

Mit einem Fuß schaukelt er die Wiege und trinkt ab und zu einen Schluck Wodka. Ein merkwürdiges Geschöpf, die Kleine. Läßt sich von mir ruhig anbrüllen und ist gar nicht beleidigt. Ich möchte wissen, ob sie wirklich nicht zugehört hat, als ich telefonierte. Eine Frau, die nicht neugierig ist, das ist gar keine Frau.

„Erzählen Sie mir doch etwas. Ich muß leider noch hier bleiben, bis ich angerufen werde. Sind Sie nicht schläfrig?“

Mila, die noch immer auf dem Fußboden sitzt, legt einen Finger an den Mund. Das Türl des Käfigs steht offen, und Jakub marschiert auf einer Stange langsam und vorsichtig hinaus. Dann ist er mit einem Sprung, wobei er die gestutzten Flügel ungeschickt hebt, auf der Schulter des Mädchens. „Heil Hitler!“ schnattert er freundlich. Es ist eigentlich Helenas Stimme, wunderbar von dem Vogel nachgemacht.

„Na, du bist wahrscheinlich der letzte in Prag, der ‚Heil Hitler‘ sagt, mein Lieber. Aber ab morgen — hat Ihnen Ihre Schwester gesagt, daß morgen etwas geschehen soll?“

„Nein. Was soll morgen sein?“

„Der Schluß. Hoffentlich ohne Schrecken.“

„Helena wird mich sicher anrufen, wenn es etwas Neues geben sollte. Sie hat mir gesagt, daß ich ruhig hier in der Wohnung bleiben soll. Es wird aber sicherlich nichts geschehen. Jeder freut sich doch, daß der Krieg endlich zu Ende ist. Alle sind froh, daß wir jetzt Ruhe haben werden.“

„Vergessen Sie nicht, Ihrer Schwester die Dokumente zu übergeben. Wieso hat sie denn eigentlich noch nicht angerufen?“

„Vielleicht hat sie angerufen, aber wir waren doch — ich war doch am Bahnhof.“

Das Telefon läutet. Jakub legt das Köpfchen an die Seite und kreischt vergnügt. „Hallo, hallo,“ plappert er. „Sie sind doch verrückt! Mila, wo bist du?“

„Halten Sie doch dem Tier den Schnabel zu, man versteht kein Wort! Ja — wo? Du Mistvieh, wirst du schweigen oder nicht? Wo? Gut, ich bin in fünf Minuten dort.“

Ohne dem Mädchen die Hand zu geben, nimmt er seine Aktentasche, murmelt „Gute Nacht“ und schlägt die Tapetentür hinter sich zu.

Auf dem Gang hört er einen fröhlichen Gesang. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wieder-, Wiedersehen —“ Jakub feiert auf seine Art seinen Abschied.

IM SCHLACHTHOF

Die Prager Schlachtbänke liegen gleich hinter der Hlavkabrücke am Moldauufer. Schon von weitem riecht es von dort säuerlich nach Mist und süßlich nach Blut. Irgendwo in einem von den vielen Höfen wiehert klagend ein Pferd. Auf einer Rampe quietschen gellend hinter einem Bretterverschlag einige Schweine. Überall herum stehen Lastwagen und umgekippte zweirädrige Karren. Weiter kann der Wagen mit dem Wimpel des Polizeipräsidiiums nicht fahren.

Herr Novák steigt also aus und schaut sich ratlos um. Wohin jetzt? Alle Schlachtsäle sind dunkel, und man hört keinen menschlichen Laut. Nur das verzweifelte Jammern der zum Tode verurteilten Tiere.

Da — auf der Rampe dort steht jemand. Man kann sogar das glühende Pünktchen seiner Zigarette sehen, die er im Mund hält. Herr Novák pfeift die ersten Takte eines bekannten tschechischen Marsches. Der auf der Rampe pfeift die Melodie weiter. Dann laufen sie sich entgegen. Wie zwei, die sich lange Zeit nicht gesehen haben. „No passeram!“ rufen sie wie aus einem Mund. Sie stehen jetzt fest umarmt mitten in einer schwarzen, stinkenden Blutlache. Kein Wort, nur Händeschütteln, wieder eine Umarmung und wieder Händeschütteln.

„Mensch, Emil, ist das nicht komisch? Jedesmal, wenn wir uns sehen, ist Blut dabei. Damals, vor Madrid, dann, als Heydrich ermordet wurde . . .“

„Das waren Abschiede, Martin, jetzt ist es aber ein Wiedersehen!“

„Aber wieder mitten im Blut! Seit wann bist du denn in Prag?“

„Kaum zwei Stunden, aber geärgert habe ich mich schon mindestens zehnmal. Keine Disziplin, keine Einheit, jeder für sich, und jeder macht, was er will. Aber komm hinein, komm unter die Jugend, Alter! Wenigstens dort klappt alles.“

Arm in Arm betreten sie einen riesengroßen Schlachtsaal. Trotz der grellen Beleuchtung ist die Luft grau und dunstig von Rauch und Dampf. Ringsumher grobe, breite Bänke, in den Wänden schwere Eisenringe. Vom Plafond hängen dicke Ketten mit großen Haken herunter. Sonst sieht es hier aber wie in einer Tanzstunde aus. In einer Ecke spielt man auf einer Harmonika eine Polka, mehrere junge Stimmen singen dazu. Links im Saal sitzen und stehen lauter Mädchen. In hellen Sommerkleidern oder nur in Höschen und Blusen. Rechts sind die Burschen. Viele von ihnen sind ausgezogen und tollen in Turnhosen herum.

Bei einem langen Tisch in der Mitte sitzen auf Bierfässern einige Männer und Frauen. Die schmutzige, fettige Tischplatte sieht man kaum. Ganze Berge schmaler Papierstreifen beschweren sie und ein hoher Haufen roter Bänder. Eine große Schachtel mit Sicher-

heitsnadeln gehört auch dazu und ein dickes, abgegriffenes Buch.

Einer von den Männern ist Marcel. Finster und herrisch. Neben ihm Rudi, die Unterwürfigkeit selbst. Nicht mehr Kameraden, wie gestern abend, nur ein Herr mit seinem Diener.

Alle an dem Tisch stehen auf, als sie die zwei Männer kommen sehen. Marcel kneift die Augen zusammen. Das ist doch der mit dem Leichenwagen, oder nicht? Aber nein, dieser sieht doch anders aus. „Wir kennen uns, nicht wahr?“

Martin überhört die Frage und schiebt das Faß, von dem Marcel aufgestanden ist, seinem Begleiter zu. Emil ist kleiner als er, das dunkle Haar an den Schläfen ist schon silbrig, die nußbraunen Augen sind scharf und doch lächelnd. „Das ist der provisorische Nationalausschuß von Prag VII, und das ist unser Kamerad Novák.“

Alle nicken zum Gruß und mustern sich schweigend gegenseitig. Nur Marcel fährt auf: „Wir sind der Nationalausschuß und sonst nichts!“

Emil winkt lässig ab. „Alles ist jetzt provisorisch, also auch die Nationalausschüsse. Ich denke, wir könnten anfangen. Sind die jungen Leute gezählt?“

„An die achthundert werden es sein“, antwortet eine von den Frauen. Sie trägt ein Kopftuch und sieht wie eine Köchin oder Hausbesorgerin aus.

Emil preßt die schmalen Lippen zusammen, um eine Grobheit zu unterdrücken. Die ganze Nacht sind die jungen Leute schon da, aber niemandem von diesen Trotteln vom Nationalausschuß ist es eingefallen, sie zusammenzuzählen und ihre Namen aufzuschreiben. Aber gleich zwingt er sich zu einem Lächeln. „Gut also“, sagt er freundlich. „Das werden wir gleich haben. Die Eintragung in die Liste könntest du übernehmen, ja? Bist du Genossin?“

„Ich protestiere!“ fährt Marcel wieder auf. Er ist wütend, daß er jetzt stehen muß. Rudolf sitzt mit offenem Mund da und denkt nicht daran, ihm seine Sitzgelegenheit anzubieten. „Ich protestiere!“ wiederholt er noch lauter. „Das ist eine demagogische Frage, die Nationalausschüsse sind überparteilich!“

„Halte endlich das Maul, du hast heute schon genug Dummheiten gemacht!“ zischt ihn Martin an. Er sitzt mit Emil zusammen

auf einem Faß, die langen Beine weit ausgestreckt. „Da, nehmen Sie das Buch! Wie heißen Sie denn?“

Die Frau mit dem Kopftuch antwortet wie ein Schulkind: „Anna Bálek, bitte, Hausmeisterin, Hermannsgasse 4.“ Sie befeuchtet zwei Finger mit den Lippen, um in dem Buch besser blättern zu können. Die ersten Seiten sind schon beschrieben. Auf jeder Seite steht oben vorgedruckt: „Datum — geschlachtet — Ochsen — Kühe — Kälber — Pferde — Schweine — Schafe.“ Die einzelnen Rubriken sind durch dünne blaue Striche getrennt.

Emil legt ihr freundschaftlich die Hand auf die Schulter, und mit den Fingern der zweiten Hand zeigt er an: „Also, paß auf, Anny! Datum bleibt überall das gleiche, das schreibst du immer oben auf die Seite: 5. Mai 1945. Unter ‚geschlachtet‘ kommt die laufende Zahl, der Name und das Alter. Unter ‚Ochsen‘ die Uniform. Unter ‚Kühe‘ die Armbinde, unter ‚Kälber‘ die Zahl der Formulare, unter ‚Pferde‘ die Waffe und die Munition, unter ‚Schweine‘ der Rayon und unter ‚Schafe‘ der Eid — verstanden?“

Anny glotzt ihn verständnislos an und kaut verlegen an dem Bleistift. Sie hat keine Ahnung, was sie schreiben soll, aber Martin lächelt ihr ermutigend zu. „Gib her, ich schreibe dir die ersten Zeilen. Die anderen übernehmen die Verteilung. Herr Vorsitzender“ — Marcel zuckt zusammen und kommt sich wie ein Feldherr vor, obwohl die Ironie der Anrede alle merken konnten —, „verteilen Sie die Ämter, regeln Sie die Übergabe der Uniformen, der Waffen und so weiter.“

Es dauert aber noch eine Weile, bevor es soweit ist. Dann schlägt Marcel mit einem Beil auf eine von den hängenden Ketten. Gelächter, Geklingel und Geschrei verstummen sofort. Die Bur-schen und Mädchen bilden rasch einen Kreis um den Tisch. Marcel steckt die Hände in die Hosentaschen und brüllt: „Ruhe jetzt! Die Stunde unserer Befreiung ist da! Morgen — das heißt heute — wird es heißen: Schluß mit den Deutschen! Nieder mit ihnen! Jetzt bekommt jeder von euch, was er zu bekommen hat, und sonst keine Fragen, verstanden?“

Wer eine von diesen roten Binden tragen wird, der muß sich klar sein, daß er im Notfall sein Leben bedenkenlos opfern muß.

Ihr seid die Elite unserer Nation, ihr seid die Revolutionsgardisten!“

Martin sieht einen riesengroßen Schatten, der auf den Köpfen der jungen Leute hin und her trampelt. Ein Riese mit einem winzigen Kopf. Es ist aber nur Marcells Schatten, der durch die Beleuchtung verzerrt und vergrößert wird. Emil summt ein Lied und schaut verstohlen auf seine Armbanduhr. Der erste Bursch steht, angekleidet mit der braunen SA-Uniform, vor dem Tisch. Hohe Stiefel hat er auch. In jeder Hand einen Revolver. Die Stiefel und die Uniform stammen aus einem verlassenen Depot, die Revolver hat er von deutschen Soldaten gegen einen alten Mantel und ein Stück Brot umgetauscht. Alles geht glatt. Name: Jaroslav Hrubý, 16 Jahre, laufende Zahl 1, Uniform ja, Waffen ja. Einen Revolver muß er abgeben, obwohl er murrte. Als ihm die zweite Frau von dem Nationalausschuß die rote Armbinde auf den linken Ärmel mit Sicherheitsnadeln befestigt, wird es ganz still in dem großen Schlachtsaal. Statt des Hakenkreuzes schmücken die Armbinde zwei schwarze Buchstaben: R. G. — Revolutionsgardist. Er bekommt zehn Papierstreifen, auf denen steht: „Unter dem Schutz der Tschechoslowakischen Republik.“ Rayon — die Barrikade an der Ecke Strossmayerplatz und Belcredistraße. Als Emil das Wort Barrikade ausspricht, spürt man, daß die jungen Leute eine Gänsehaut bekommen. Barrikade — das ist doch ein ganz großes Wort aus der Französischen Revolution. Und jetzt ist das Wort nach Prag gekommen, und diese Mädchen und Jungen werden es verteidigen.

„Den Eid könnt ihr alle auf einmal schwören, damit es nicht zu lange dauert“, sagt Emil und erhebt sich. Alle bei dem Tisch stehen auf. Die Jungen und die Mädchen stehen stramm wie Soldaten. „Wer einverstanden ist, der spreche mir nach!“

Ein Schatten hebt drohend die Hand. Alle Hände fliegen in die Höhe. Alle zur Faust geballt, wie die Hand des großen Schattens, der jetzt Gewalt über Tod und Leben haben wird. Das ist der kleine Mann dort bei dem Tisch, der sich Emil nennen läßt.

„*Já přísahám!*“

(„Ich schwöre!“)

Wie zwei Peitschenschläge fallen die zwei Worte auf die vor

Aufregung erhitzten Gesichter. Die Wangen wechseln die Farbe. Die einen werden noch röter, die anderen erblassen.

„Ich schwöre!“ dröhnt es zurück.

Martin kennt diese kalte und doch heiße Stimme. Es ist dieselbe Stimme, die damals vor Madrid die Männer von der Internationalen Brigade zu den nutzlosen Siegen gehetzt hatte. „No passeram!“, das war damals der Schwur. Niemand brach ihn, und doch logen die Worte. Die Francos kamen durch. Warum eigentlich dieser Schwur nach Pfaffenart? Wahrscheinlich deshalb, um die Geschichte feierlicher zu machen. Ein Handschlag oder ein Gelöbnis, das würde keinen großen Eindruck auf die jungen Leute machen. Aber ein Schwur, ein Eid — bin nur gespannt, ob jetzt Emil „so wahr mir Gott helfe!“ sagen wird.

„... und so will ich meiner Heimat und meinem Volk helfen!“

Als die letzten Worte verhallen, singen die Jungen und Mädchen unaufgefordert die tschechische Hymne: „Kde domov můj?“ („Wo ist meine Heimat?“) Die Ketten rasseln dazu und schaukeln über ihren Köpfen hin und her. Dann beginnt jemand hysterisch und falsch. Es ist eine Knabenstimme, die den Übergang zu einer Männerstimme noch nicht hinter sich hat.

„Již vzhůru psanci této zemi!“

(„Wacht auf, Verdammte dieser Erde!“)

Einige Mädchenstimmen kommen ihm zu Hilfe: „Die stets man noch zum Hungern zwingt.“ Die anderen kennen zwar die Melodie, aber nicht den Text der Internationale. Darum ist es mehr ein Katzenkonzert als der zur Musik gewordene Aufruf für das Proletariat. Nur Emils Stimme tönt sicher und klar: „Völker, hört die Signale —“, und die Halle ruft vielfach zurück: „Völker, hört die Signale ...“

Gleich danach wird gegessen. Das Kommando über den Kessel mit der heißen und scharfen Gulaschsuppe hat Rudolf. „Antreten! Ihr seid jetzt Rekruten!“ brüllt er. Es soll ein Scherz sein, doch die jungen Leute kommen sich wirklich wie richtige Soldaten vor. Sie haben ja eine Uniform an, sie tragen Waffen und haben einen Eid geschworen.

An dem Tisch des Nationalausschusses bedienen zwei hübsche Mädchen. Die eine versucht mit allen Mitteln, mit Emil zu kö-

kettieren, die andere tänzelt um den „schönsten Mann im Saal“, wie Martin inzwischen unter den Mädchen getauft wurde, herum. Marcel ist verschwunden.

„An die zehntausend Gardisten haben wir in Prag“, erklärt Emil, während er sich den zweiten Teller der guten Gulaschsuppe geben läßt. „Dazu kommen noch ungefähr fünftausend Jungen von dem Verband ‚Die Faust‘. Ganz verläßlich.“

„Hat ‚Die Faust‘ auch die SA-Uniformen?“ fragt Martin und überlegt dabei, ob er das Mädchen, das ihn so vielversprechend anschaut, nach Hause mitnehmen soll. Nach Hause natürlich nicht, irgendwohin halt. Schade nur, daß sie Männerhosen trägt. Zu einer Verführung gehören unbedingt Röcke. Aber hier geht es um keine Verführung.

„Vorläufig ist ‚Die Faust‘ ein Teil der Nationalgarde. Wir dürfen die Leute mit einem selbständigen Kampfverband nicht vor den Kopf stoßen. Die Uniformen sind nicht einheitlich. SS-Bekleidung gibt es auch. Aber ob braun oder schwarz, darauf kommt es jetzt nicht an. Warum ißt du nicht? Die Suppe ist doch köstlich!“

Durch eine Schiebetür trabt eine Kuh in den Saal herein. Hinter ihr ein langbeiniges Kälbchen, das vergeblich versucht, bei der Mutter Nahrung zu finden. Die Mutter ist nicht so ahnungslos wie das unerfahrene Kind. Sie riecht das Blut, sie weiß, daß es ums Leben gehen wird.

Marcel kommt hinterher, springt auf die Schlachtbank und schreit: „Hier habt ihr ein Ziel! Die Deutschen werden morgen wie die Hasen davonrennen. Hasen gibt es hier nicht, dafür aber andere Viecher. Los, Jungens, versucht, das Kalb zu treffen!“

Krach! krach! krach! — machen die Revolver und die Gewehre. Das Kälbchen, das endlich das Euter der Mutter gefunden hat, schreit auf und dreht sich auf drei Füßen im Kreise. Es ist kein Tiergeschrei, so weinen auch die Kinder.

Der ganze Saal lacht dazu. Krach! krach! — lachen auch die Waffen.

Es wird nichts geschehen. Jeder ist doch froh, daß der Krieg endlich zu Ende ist. Alle freuen sich, daß wir jetzt Ruhe haben werden. Martin packt den Teller mit der unberührten Gulaschsuppe an und schmeißt ihn weit fort.

„Was hast du denn?“ fragt Emil besorgt. „Nerven?“

„Nerven? Nein, Nerven nicht, aber Herz. Ich kann doch nicht ...“

Die Kuh steht bei dem Kälbchen, den Schwanz wütend gehoben. Dann aber sieht sie ein, daß dieser Kampf für sie verloren ist, und sie beugt sich zu ihrem Kind und leckt ihm die Wunden. Sie leckt das Blut, mit dem das Leben aus dem jungen Körper davonfliegt. Das Leben läßt sich aber nicht halten, das Leben stirbt. Vergeblich versucht sie, die Wunden zu schließen. Ein Schuß — jetzt liegt die Mutter auf der Seite neben ihrem toten Kind und röchelt.

Es war einmal ein warmer, stiller Stall, und dort habe ich dich geboren. Es war einmal eine lustige Wiese, dort haben wir zusammen gespielt. Was haben wir getan, daß man uns so weh getan hat?

Und dann kommt ein Pferd. Ein Gerippe nur, sehr gescheit, sehr erfahren und darum in alles ergeben. Es muß wohl alles so sein. Es wehrt sich nicht. Langsam, wie bittend, fällt es nach dem ersten Schuß auf die Knie, die gelben Zähne entblößt, die halbblinden Augen flehend offen.

„Das darfst du nicht zulassen, Emil! Das hat mit unserer Sache nichts zu tun!“

„Komm, Martin, beruhige dich doch, ich kenne es, ich verstehe dich, das sind die Nerven. Es war zu viel für dich in den letzten Tagen. Komm, du brauchst Schlaf!“

Tote Schweine mit weit offenen Augen, die aber nichts mehr sehen, liegen herum, Kühe mit aufgeschlitzten Bäuchen. Alles kann man sehen. Die Gedärme, den Magen, die Leber, das Herz. Martin liegt auf einer harten, blutbespritzten Bank und versucht, nichts mehr zu sehen. Er sieht aber doch, wie ein Mädchen in einer weißen Bluse einem Papagei zärtlich die Krallen putzt. Mila heißt sie. Mila, die Liebste bedeutet es. Ich hätte sie warnen sollen, aber was geht sie mich an? Ich habe eine Frau, und die bekommt morgen ein Kind, und ich bin nicht bei ihr, ich bin in einem stinkenden Schlachthaus.

Jemand zieht ihm die raue Decke behutsam über den Kopf, und Emil flüstert zärtlich: „Jetzt schläft er endlich. Wir haben min-

destens drei Stunden Zeit. Wollen wir auch schlafen gehen, Kind? Wie heißt du denn eigentlich?"

DAS INTERNATIONALE ROTE KREUZ

Frau Blümelein zählt bis drei, dann noch einmal bis drei und betritt endlich das Kaffeehaus. Es ist erst acht Uhr in der Früh, der riesengroße Saal ist noch ganz leer. Auf jedem von den runden Marmortischen stehen umgestülpte Stühle, in einer Fensternische sitzt ein Kellner und gibt die Morgenzeitungen in Holzrahmen. Frau Blümelein verschwindet rasch in der erstbesten Tür. Es ist die Herrentoilette, sie merkt es aber nicht, sie sieht nur die schnee-weiße Waschmuschel und die glänzenden Wasserhähne. Auf dem roten Knopf steht „Warm“. Sie dreht ihn behutsam nach links, in dem Rohr gluckst es verheißend, und schon spürt sie das lauwarne Wasser zwischen den Fingern rieseln. Genau wie zu Hause. Die Worte „zu Hause“ rühren sie so, daß sie zu schluchzen anfängt. Gleich hört sie aber wieder auf. Weinen darf man nicht, gestern hat sie sich eine Gesichtsmassage machen lassen, die erste nach Jahren. Man muß aufpassen, sonst wird man die Falten um die Augen und um den Mund wieder sehen können.

Ihre Hände und ihr Hals haben eine ungesunde, rötlichweiße Farbe. Wasserleiche hat man sie in Theresienstadt genannt. Ihr schütteres Haar ist platinblond gefärbt, ganz frisch, sie mußte gestern warten, bis in dem Friseurgeschäft keine Kundinnen mehr waren, und nachher mußte sie dem Chef schriftlich bestätigen, daß er sie, obwohl er wußte, daß sie eine Jüdin sei, bedient hatte. Die Nacht hatte sie in einem Luftschutzkeller verbracht, auf einem Feldbett. Nur der Luftschutzwart war außer ihr noch da, ein Tscheche, der hat aber nicht gewußt, daß sie keine Arierin war. Das macht das platinblonde Haar. Elvira Blümelein schenkt dem Spiegel ein zufriedenes Lächeln. Sie sieht tatsächlich nicht jüdisch aus.

Die Nase ist schmal und gerade, die Augen sind wasserblau. Noch ein koketter Blick in den Spiegel. Das lauwarne Wasser

murmelt schmeichelnd — der rote Hut steht ihr ganz gut, und der blaue Mantel ist gar nicht viel zerdrückt. Schade, daß sie sich aus dem Depot in Theresienstadt nicht noch ein Paar Seidenstrümpfe mitgenommen hat, diese haben schon ein Loch. Die schwarzen Schuhe haben hohe Absätze, die beruhigend auf den Steinfliesen der Herrentoilette klappern. Die rote Handtasche ist fast neu.

Selbstbewußt steuert Frau Blümelein einer Wandnische zu und setzt sich malerisch auf die weiche, gepolsterte Bank. Der Kellner hat die Zeitungen schon eingerahmt, jetzt steht er da und schaut durch die breite Fensterscheibe auf den Wenzelsplatz hinunter.

Das wird sich bald ändern, mein Lieber, denkt Frau Blümelein zufrieden und unzufrieden zugleich. Ob ich den Kerl kenne? Nein, den kenne ich nicht. Freilich, das Personal hat während des Krieges gewechselt. Daß aber Artur diese Schlamperei duldet — na, endlich!

Der Kellner gähnt lang und laut, dreht sich um und ruft, ohne sich vom Fleck zu rühren, über das ganze Lokal: „Jetzt haben wir noch nichts. Erst nach neun Uhr“, und schon hat er eine tschechische Zeitung in der Hand und beginnt seelenruhig zu lesen.

Frau Blümelein kocht vor Wut, doch ihre Stimme klingt nur ein ganz klein wenig schriller als gewöhnlich: „Können Sie mir sagen, wann der Herr Doktor Braun herzukommen pflegt?“

Der Kellner liest den Absatz ruhig zu Ende, dann antwortet er gähnend: „Doktor Braun kommt meistens abends, aber nicht jeden Tag, natürlich.“

So also kümmert sich Artur um ihr Kaffeehaus: Grand-Café Arco, Inhaberin Elvira Blümelein.

Bevor der Kellner langsam zu der Küche trabt, wirft er einen Haufen illustrierter Zeitschriften neben sie. Mechanisch nimmt Frau Blümelein eines von den Heften in die Hand. Die Zeitschrift ist drei Wochen alt, auf dem Titelblatt ist die Prager Burg, der Hradschin, aber da — was ist das? Ein graublauer Stempel: Grand-Café Arco, Inhaber Doktor Artur Braun. Frau Blümelein kneift die Augen zu. Nicht nervös werden, in Theresienstadt hat sie in der ersten Zeit auch manchmal Halluzinationen gehabt, lauter kostbare Pelze hat sie immer gesehen — nein, der Stempel ist wirklich noch immer da.

Der Kellner kommt mit einem Tablett zurück. Kaffee wird erst später gekocht, Tee war zufällig schon da.

„Sagen Sie“, beginnt Frau Blümelein, bebend vor Wut, „seit wann ist Doktor Braun Inhaber dieses Lokales?“

„Seit wann? Seit immer. Warum?“

„Nur so. Ich werde gleich zahlen.“

Langsam beruhigt sie sich. Treuhänder oder Inhaber, das ist doch egal. Das Kaffeehaus gehört ihr. Und schließlich, sie wollten doch heiraten, Artur und sie. Vielleicht mußte er das Kaffeehaus als Inhaber übernehmen, vielleicht ging es wegen der Deutschen nicht anders.

Der Wenzelsplatz sieht wie immer aus, so, wie sie ihn in Erinnerung hatte. Schaufenster neben Schaufenster, die Elektrischen flitzen hinauf und hinunter, die Linden haben grüne Kronen. Tschechen und Deutsche eilen vorbei; wenn sie keine Uniformen anhaben, kann man sie gar nicht unterscheiden. Unten am Brückl biegt Frau Blümelein zum Graben ein. Wieder lauter Schaufenster, Bankhäuser, Kaffeehäuser. Und da, da muß es sein. Ein Firmenschild neben dem anderen, rot bekleckst und rot überstrichen, da steht: Doktor Artur Braun. Sonst nichts, nur frisch abgekratztes Email.

Die Stiege ist steil und muffig. Das Haus ist uralt, hier hat eine Zeitlang der Oberst Redl gewohnt. Frau Blümelein sieht sich Hand in Hand mit Artur in einer Kinologe sitzen, auf der Leinwand wird der Spion Redl gejagt. Sie berührt die Glocke, der Verräter Redl verschwindet, dafür steht eine kleine Frau in dem dunklen Korridor.

„Nein, mein Mann ist nicht da. Darf ich ihm etwas ausrichten?“

Frau Blümelein ist wieder auf der Straße, am Graben — was jetzt? Wohin jetzt? Seine Frau. So ist es also. Beim Pulverturm warten Leute auf die Elektrische. Frau Blümelein drängt sich zwischen sie, sie will nicht allein sein. Die Elektrische fährt, über die Mauern fließt Blut, auf den Gehsteigen klebt Blut. „Hübsch sieht es jetzt aus“, sagt jemand fröhlich neben ihr auf der Plattform. „Aussteigen!“ ruft der Schaffner. Also aussteigen.

Es ist der Kleinstädter Ring. Irgendwie verändert. Polizisten, viele tschechische Polizisten sind da. Doch sie tun niemandem

etwas, sie hindern die Leute nicht, die alle in eine Richtung laufen. Frau Blümelein geht mit, sie läuft nicht, sie hat Zeit.

Über dem Tor der Deutschen Gesandtschaft leuchtet auf einer weißen Fläche ein rotes Kreuz. Ringsherum ein Kranz aus schwarzen Buchstaben. La Croix Rouge International. Die Gasse, deren Häuser schon vor mehr als hundert Jahren ihren hundertsten Geburtstag gefeiert haben, ist überfüllt mit Menschen. Frauen, Kinder, Männer, verwundete Soldaten, Tschechen, Deutsche, Juden, alle stehen vor dem verschlossenen Tor der Deutschen Gesandtschaft und starren das rote Kreuz an. Fast niemand spricht, und wenn, dann nur ganz leise, wie in einer Kirche. Das Internationale Rote Kreuz ist also schon da. Niemand weiß, wieso das Rote Kreuz so plötzlich nach Prag gelangte, niemand stellt sich unter dem Roten Kreuz etwas Bestimmtes vor, aber alle sind irgendwie beruhigt. Das Rote Kreuz bedeutet Schutz.

Vorläufig aber bietet das Rote Kreuz nur den Anblick auf das festverschlossene Tor. Einige schmutzige Aschentonnen stehen vor dem Tor, wo noch heute nacht deutsche und tschechische Polizisten Wache hielten. Die Leute wissen nicht, warum sie hier stehen, sie wissen nicht einmal, warum sie eigentlich da sind. Man wartet auf etwas, man spürt, etwas wird geschehen.

Frau Blümelein schlängelt sich mühsam durch die Menge. Sie weiß ganz genau, was sie will. Ihr Recht, ihr Kaffeehaus, will sie zurückhaben und ihre Wohnung in der Sokolgasse. Artur will sie auch zurückhaben. Vor ihr muß sich das dumme Tor öffnen, sie war im Ghetto, sie war doch einmal eine von den reichsten Frauen in Prag.

Also läuten. Heute schon zum zweitenmal. Das Tor bleibt taub. Sie läutet noch einmal und noch einmal. Die Nächststehenden grinsen schadenfroh. Frau Blümelein wirft sich über eine von den Aschentonnen, einen Stein müßte man haben, um ihn gegen die Fensterscheiben schmeißen zu können, aber nicht einmal eine Eierschale findet sie, nur Asche, Asche, Asche. Sie hebt den Kopf, man könnte schließlich auch mit der roten Tasche werfen — und da sieht sie, das Fenster ist voller hübscher, junger Frauen, sie tragen bunte, helmartige Hüte, solche trägt niemand in Prag, sie rauchen, und ihre grellroten Lippen bewegen sich in unhörbarem

Lachen. Auch die Menge sieht die Frauen, man sagt es weiter den dahinter Stehenden — lauter Frauenzimmer, na, habe die Ehre, das soll das famose Rote Kreuz sein?

Das Tor wird zu einer schmalen Spalte geöffnet. Frau Blümelein sieht etwas, sie weiß sofort, was es ist, sie hat in Theresienstadt unzählige Maschinenpistolen gesehen. Hinter der Waffe steht ein Mann in einem Ledermantel, das Gesicht finster und drohend. Drei Männer in Ledermänteln erscheinen vor dem Tor und drei Maschinenpistolen. Der erste ist mit einem Sprung auf einer Aschentonne, seine hohen schwarzen Stiefel glänzen wie ein Spiegel.

„Ruhe!“ brüllt er, obwohl die Leute still wie eine Versammlung von Toten sind. „Das Internationale Rote Kreuz amtiert noch nicht. Es wird durch den Rundfunk und durch die Zeitungen bekanntgegeben werden, wann das Rote Kreuz zu arbeiten beginnen wird.“ Er spricht unbeholfen, im breiten mährischen Dialekt, wahrscheinlich ist es ein Arbeiter oder ein Bauer. „Jetzt werden Zettel verteilt.“ Er zeigt mit dem Stiefel auf einen Wäschekorb, der plötzlich auch vor dem Tor steht. „Wer einen Verwandten oder einen Bekannten sucht, der muß den Zettel ausfüllen und meinen Kameraden zurückgeben. Wer aber wagen sollte, die Ordnung und die Ruhe zu stören, mit dem wird das da“ — er hebt die Maschinenpistole hoch — „ein paar kurze Worte sprechen. Also, die Zettel ausfüllen und auseinandergehen!“

Sofort beginnt eine Rauferei um die Formulare, dazu summen die Filmkameras und zwacken die Photoapparate, die jungen Damen aus dem Fenster sind jetzt auch draußen und arbeiten eifrig. Die Menge weiß schon, daß es Journalistinnen aus der Schweiz sind. Die eine Dame photographiert Frau Blümelein. Frau Blümelein weiß es nicht, sie starrt fasziniert die Beine der jungen Dame an, zum erstenmal in ihrem Leben sieht sie Nylon, von dem in den Baracken des Ghettos soviel geträumt wurde. Die Reporterin lächelt zufrieden, es wird ein reizendes Bild sein, plaudert sie französisch — eine verrückte alte Ziege auf jung gemacht, ganz mit Asche beschmiert, Titel: „Vor der Befreiung.“ Frau Blümelein hat auch einen von den Zetteln erwischt, sie liest: „Dieses Formular dürfen nur Personen tschechischer Nationalität ausfüllen, die eine

Person tschechischer Nationalität suchen.“ Ein deutscher Soldat, einbeinig, mit Krücken und einem verbundenen Kopf, fragt die Männer in den Ledermänteln etwas. „Hier wird nur Tschechisch gesprochen, verstanden?“ fährt ihn einer von den Männern an.

„Ein schönes Internationales Rotes Kreuz“, schreit jemand tschechisch aus der Menge. „Auf das pfeifen wir!“

Frau Blümelein liest: „Name der gesuchten Person, seit wann im KZ, im Kerker, vermißt oder verschleppt?“ Fest entschlossen geht sie zu den Ledermänteln hin. „Ich bin eine Jüdin, ich war im Ghetto. Ich suche mein Recht, ich habe . . .“

„Lerne zuerst richtig Tschechisch sprechen“, und einer von den Männern in den Ledermänteln, es sind jetzt viele von ihnen da, zehn oder fünfzehn, stößt sie mit der Maschinenpistole weg.

„Richtig so!“ kreischt eine Frauenstimme. „Die Juden wollen sich schon wieder wichtigmachen! Dabei waren sie alle immer Deutsche, diese Dreckschweine!“

Alle schreien durcheinander, die Filmkameras und die Photoapparate verewigen diesen Haß, diesen Hohn, diese Verzweiflung und dieses Chaos vor dem Sturm. Frau Blümelein stammelt, daß nicht einmal in Theresienstadt, nicht einmal die SS — aber jemand reißt sie zurück, und jemand raunt ihr zu: „Sind Sie wahnsinnig geworden? Das sind doch Partisanen!“

Das Wort „Partisanen“ ist wie ein schwerer Stein, der in ein stilles Wasser fällt. Es bildet immer größere und größere Kreise an der Oberfläche, das Wort „Partisanen“ drängt hart durch die ganze Menge bis zu dem Kleinstädter Ring. Russische Partisanen, vergöttert von denen, die sie nicht kennen, und verflucht von denen, die sie kennen. Sie haben schon monatelang die Dörfer terrorisiert, sie kamen rudelweise wie die Wölfe, immer besoffen und immer herrisch, und verlangten junge Männer zum Dienst, junge Mädchen ins Bett, die besten Schweine mußten für sie geschlachtet werden, sie nahmen Butter, Konserven und Geld, sie nahmen alles weg, und niemand durfte aufmucksen, gegen die Partisanen war nichts zu machen, sie sprachen nicht viel, für sie sprachen die russischen Waffen. Die Flüsterpropaganda schilderte sie als Helden, die den Reichen nahmen und den Armen gaben, die Tausende von deutschen Soldaten umgebracht haben, in Wäldern, im Schnee

hausten und wüste Spiele mit dem Tod aufführten. Ein Lied, ihr Lied, hörte man täglich aus dem Radio Moskau:

„Od Moskvy a od Povolží spěchá rudý partyzán . . .“

(„Von Moskau und von der Wolga eilt der Rote Partisan, um die Freiheit Völkern zu geben, die ihnen der Hitler nahm.“)

Die Menge zerstreut sich, etwas treibt die Menschen nach Hause. Es ist Furcht, die hinter ihnen marschiert, es ist Angst, die einen Körper bekam, einen mit einem Ledermantel bedeckten Körper. Ein Deutscher gibt einem Tschechen Feuer, die Hand mit der Zigarette zittert, die Hand, die das Zündholz hält, bebt auch. Sie schauen sich kurz an, der Tscheche sagt leise: „Mir scheint, wir sind jetzt alle im Hintern.“

Eine nicht jüdisch aussehende Jüdin mit einem verrutschten roten Hut und platinblondem Haar, über und über mit Asche beschmiert, geht langsam an ihnen vorbei. Sie hat Zeit, sie hat kein Ziel mehr.

Die helle Maisonnette spielt auf den uralten Dächern der Prager Kleinseite. Das Rote Kreuz bleibt im Dunkel, es liegt zu tief, die Sonne konnte es nicht erreichen.

IM PANKRATZER GEFÄNGNIS

Drei papierene Hemden liegen auf einem Stuhl. Auf den anderen Stühlen sitzen SS-Männer. Sie haben lange debattiert, jetzt rauchen sie schweigend. Durch die dicken Eisenstäbe sieht man einen unendlich langen Korridor. Es ist still in dem großen Gefängnis, obwohl es überfüllt ist. Vollgestopft mit Todesangst und Hoffnung. Die runde Uhr an der Wand zeigt die zehnte Stunde. Auf dem kleinen Zeiger hockt eine Fliege und putzt sich mit den zarten Beinchen die großen Augen. Der Zeiger macht einen Sprung, die Fliege putzt sich ruhig weiter.

Schritte hallen durch den Korridor. Ein kleiner, einsamer Mann kommt immer näher, und mit jedem Schritt wird er größer. Er geht gleichmäßig, die Hände in den Taschen eines Ledermantels ver-

graben, die Mütze hat er tief in die Stirn gezogen. Jetzt sind seine graublauen Augen ganz nahe zwischen den Gitterstäben. Die SS-Männer bleiben sitzen, sie sind zu müde und zu aufgeregt, um nachzudenken, wie dieser Mensch bis zu dem Vorraum der Hinrichtungsstätte durchdringen konnte.

„Guten Tag, meine Herren“, sagt der Mann freundlich.

Der eine von den SS-Männern springt auf und pflanzt sich vor ihn hin. „Was wollen Sie hier?“ fragt er drohend.

„Ich will Sie befreien“, antwortet der Mann friedlich. „Ja-wohl, Sie können frei sein, wenn Sie das Gefängnis spätestens binnen einer Stunde verlassen. Ich möchte mich jetzt hinsetzen, ich bin nämlich ziemlich müde.“

Die SS-Männer, es sind sechs in dem Raum, beraten kurz. Dann schieben sich die Eisenstäbe auseinander und wieder zu. Der Mann in dem Ledermantel sagt ruhig „danke schön“ und setzt sich auf den Stuhl, auf dem die papierenen Hemden liegen. „Meine Herren“, seine Stimme klingt gar nicht feierlich. „Sie wissen sicherlich, daß Deutschland endgültig tot ist.“ Er spricht einwandfrei deutsch.

Stille. Nur der kleine Zeiger auf der Uhr macht einen unhörbaren Sprung. Es ist zwei Minuten nach zehn.

„Wer sind Sie?“ fragt der, der dem Mann das Gitter geöffnet hatte.

„Eigentlich niemand. Nur jemand, der kein Blut sehen kann. Es dürfen keine Hinrichtungen mehr stattfinden. Zwei Seminaristen und ein Bauer aus Olmütz sind an der Reihe, nicht wahr? Die möchte ich gerne mitnehmen. Sie dürfen und können mit nichts mehr rechnen, meine Herren, Deutschland ist tot.“

„Was wissen Sie von Deutschland, was können Sie von Deutschland wissen!“

Die Stimme des SS-Mannes sollte höhnisch klingen, sie klingt aber nur bitter. Der Führer ist tot, ist aber deswegen auch Deutschland tot? Man hat keine verlässliche Nachrichten mehr, alles ist verworren. Die Schörner-Armee kämpft angeblich noch, der General Wlassow auch, K. H. Frank hat Prag fest in der Hand — verdammt noch einmal, der Kerl will ja nur bluffen. Man müßte ihn

nur tüchtig über die Fresse hauen, der würde gleich ein anderes Liedchen singen.

Die SS-Männer haben jahrelang Befehle gegeben. Jetzt auf einmal sollen sie gehorchen. Sie schauen sich gegenseitig an, sie wissen nicht, was man am besten sagen sollte. Sollte man mit dem Mann verhandeln? Oder soll man ihn einfach niederknallen?

Der Mann zündet sich eine Zigarette an, es ist eine sehr lange Zigarette mit schwarzem Tabak, solche Zigaretten rauchen die Roten.

„Meine Herren, ich bin keine Maus, und Sie sind keine Katzen, wie Sie sich vielleicht einbilden. Ich bin auch nicht in der Falle, sondern Sie. Das Pankratzer Gefängnis wird noch heute in unserer Hand sein.“

„Die Wachmannschaften bestehen aus Deutschen, und die tschechischen Aufseher sind absolut verlässlich.“

„Ein Teil der deutschen Wachmannschaften arbeitet seit Wochen in der Widerstandsbewegung, und die absolut verlässlichen tschechischen Aufseher werden noch heute in den Zellen übernachten.“

„Sind Sie ein Tscheche oder sind Sie ein Deutscher?“

„Ein Russe ist er, der Hund!“

Die Fliege reitet noch immer auf dem Zeiger. Der Mann hat sie entdeckt, er beobachtet lächelnd, wie sie sich jetzt mit den Füßchen die schillernden Flügel glättet. Auch die SS-Männer schauen auf die Uhr, die Fliege sehen sie aber nicht, nur den dünnen Minutenzeiger, der sich gleichgültig im Kreis dreht.

„Ich bin ein Mann wie Sie, darum wollen wir uns nicht gegenseitig wie Marktweiber beschimpfen. Meinen Sie nicht? Sie haben noch genau 42 Minuten Zeit, ich muß jetzt gehen. Die Totenhemden“, er rafft die drei papierernen Hemden zusammen, „möchte ich den Leuten draußen zeigen, mit Ihrer gütigen Erlaubnis natürlich. Es soll ein Zeichen sein, daß hier keine Hinrichtungen mehr stattfinden werden.“

„Seit fünf Tagen wurde hier niemand mehr hingerichtet!“

„Das weiß ich. Sie wollten aber heute mit den Hinrichtungen wieder anfangen, zwecks Abschreckung, nicht wahr? Glauben Sie

nicht, daß das tote Deutschland keine Toten mehr braucht? Also — bekomme ich die Seminaristen und den Bauern?“

„Einen Dreck bekommst du! Hände hoch!“

Die Totenhemden flattern auf den Fußboden, der Mann hält in jeder Hand einen Revolver. „Ich schieße nämlich mit beiden Händen gleich gut, meine Herren“, sagt er, mit der Zigarette im Mundwinkel. „Möglicherweise schießen Sie besser, es ist ja Ihr Beruf. Bevor wir aber die nette kleine Schießerei veranstalten werden, schlage ich vor, daß sich einer oder zwei von den Herren nach vorne begibt und durch ein Fenster hinausschaut. Ich bin bereit, so lange zu warten, bis er zurückkommt. Wie wäre es, wenn wir inzwischen wieder ruhig rauchen würden?“

Eine kurze Beratung, dann sausen zwei von den SS-Männern durch den langen Korridor. Das Gitter bleibt offen. Der Mann hat die Revolver wieder in die Taschen gesteckt und legt sorgfältig die papierenen Hemden zusammen. „Ich an Ihrer Stelle“, plaudert er dabei, „ich würde nicht nur das Gefängnis, sondern auch Prag sofort verlassen. Zu Hause ist zu Hause.“

Nur einer von den SS-Männern rennt keuchend zurück, die anderen laufen ihm entgegen, um den Mann kümmert sich niemand.

„Eine Menge Leute vor dem Gefängnistor“, meldet er atemlos.

„Wie viele?“

„Dreihundert oder vierhundert.“

„Ein Häufchen also. Und weiter?“

„Sie verhalten sich ganz ruhig, aber rufen immer etwas im Sprechchor. Die tschechischen Aufseher sagen, daß sie die zum Tode verurteilten Häftlinge haben wollen.“

„Sofort Alarm!“

Der zweite SS-Mann stampft durch den Korridor. Die Kappe hält er in der Hand, mit der zweiten Hand wischt er sich die nasse Stirn. „Die tschechischen Aufseher halten eine Versammlung ab. Einige von den deutschen Mannschaften sind auch dabei.“

„Meuterei also?“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls — wo ist dieser Kerl?“

Der Mann ist verschwunden. Durch den Korridor ist er nicht gegangen, er mußte also entweder Schlüssel zu dem Zellentrakt gehabt haben, oder ihm hat jemand die Tür aufgemacht.

Einer von den SS-Männern reißt das Fenster auf und beugt sich hinaus. Nichts. Nur die Fliege segelt ins Freie und summt fröhlich.

Auf dem Schwarzen Brett, an dem die Zahl und Stunde der Hinrichtungen vermerkt wird, steht mit Kreide gekritzelt: „Der Haupteingang zum Gerichtsgebäude ist noch frei.“

Als der Mann vor dem Gefängnistor erscheint, trägt er nicht mehr den Ledermantel. Sein dunkler Anzug ist etwas zerknittert, unter dem Arm hat er eine große Aktentasche. Er hält die drei Totenhemden hoch, damit alle Wartenden sie sehen können.

Die Leute begreifen sofort. Das sind die gräßlichen papierernen Hemden, die den zum Tode Verurteilten in dem Vorraum der Hinrichtungsstätte statt ihrer Kleidung angezogen werden. Als blutige Papierfetzen werden sie nachher mit den Leichen, die keine Köpfe mehr haben, hinausgetragen. Die weißgekachelten Wände und der Fußboden werden nach der Exekution mit einem Wasserschlauch abgespült, das mit Blut vermischte Wasser fließt durch eine Öffnung in dem Fußboden ab. Der eine Stunde vor dem Tode geschriebene Abschiedsbrief wandert inzwischen zur Zensur und kommt meistens erst nach Wochen zu dem Adressaten. Die Namen der Hingerichteten werden jedoch am gleichen Tag durch den Rundfunk nach den Abendnachrichten bekanntgegeben.

Die Totenhemden werden dem Mann aus der Hand gerissen. Jeder will wenigstens ein Stückchen von diesem so gefürchteten Papier zum Andenken haben. Alles weint. Man hört keine Drohungen gegen die Deutschen, die Leute denken nicht an Rache, nur an ihre Verwandten und Freunde in den Todeszellen. Trotzdem hält es der Mann für notwendig, sie zu warnen. Es wird zwar nicht mehr hingerichtet, die Gefangenen sind aber immer noch in den Händen der SS. Jede unbedachte Handlung könnte die Häftlinge das Leben kosten. Man muß warten, es wird nicht lange dauern.

Er steht mit dem Rücken zu dem Gefängnistor, weiß also nicht, warum die Leute plötzlich vor Freude brüllen. Aus dem Gefängnistor sind drei Männer herausgetreten. Zwei in der schwarzen Kleidung der Seminaristen und ein alter Mann in einem schäbigen Pelz. Es sind die drei, für die die Totenhemden bestimmt waren. Sie werden umringt, jeder will wissen, ob sein Verwandter oder Be-

kannter auch gleich entlassen wird. Die drei wissen nur, daß alle Häftlinge am Nachmittag entlassen werden sollen. Der Bauer will zum Bahnhof, er will sofort nach Hause fahren, muß aber zuerst mit einem Haufen wildfremder Menschen, die ihm ununterbrochen die Hände schütteln, in ein Gasthaus gehen. Die zwei Seminaristen nimmt der Mann mit der Aktentasche in seinem Wagen mit. Nicht weit, sie wollen bei der ersten Kirche, an der sie vorbeikommen werden, aussteigen. Unterwegs wird fast nichts gesprochen. Jeder will mit seinen Gedanken allein sein. Erst beim Abschied fragt der Mann: „Und die SS-Männer?“

„Sie bleiben“, antwortet einer von den Seminaristen. Sämtliche vorderen Zähne fehlen ihm. Ausgeschlagen bei den Verhören.

Als der Mann wieder allein in seinem Wagen ist, brummt er anerkennend: „Meine Hochachtung. Feige sind sie nicht, das muß man ihnen lassen.“

DAS GEWITTER NAHT

Die Elektrische, die von der Pankratzer Höhe hinunter zum Wenzelsplatz rattert, ist zwar besetzt, aber nicht überfüllt. Auf der Plattform stehen zwei deutsche Soldaten. Dem einen fehlt ein Bein, dem zweiten die rechte Hand. Gleich bei der Tür sitzt ein hübsches tschechisches Mädchen. Auf dem blonden Haar hat sie ein blaues, geblümtes Kopftuch. Trotz der sommerlichen Hitze dieses wunderschönen Maitages trägt sie einen langen schwarzen Wintermantel, der bis zum Hals zugeknöpft ist. Unter der Bank steht zwischen ihren Füßen eine große Einkaufstasche mit zartgrünen Salatköpfen.

An dem anderen Ende der Bank sitzt Marta Konrad. Jede Weile schaut sie nervös auf ihre Armbanduhr und vergleicht die Zeit mit den elektrischen Uhren auf der Straße. Sie hat sich verspätet, man verspätet sich immer, wenn man hastet. Die einzige weiße Bluse, die sie besitzt, hatte an dem Kragen einen Rostfleck, rasch mußte sie also den Kragen abtrennen und mit einem Stück gehäkelter

Spitze ersetzen. Aber eine farbige Bluse kann man doch an einem Hochzeitstag unmöglich tragen. Auf dem Schoß hält sie einen in ein weißes Seidenpapier eingewickelten Strauß aus weißem Flieder und Narzissen. Zwischen den Stengeln sind an schmalen weißen Bändchen kleine rote Herzen aus Samt befestigt. Die halbe Nacht hatte sie daran gearbeitet.

Die Leute in der Elektrischen schweigen. Zu sehen gibt es nichts, die Fensterscheiben sind wegen Verdunkelung blau angestrichen. Nur die Fahrgäste, die bei der Tür oder auf der Plattform stehen, haben normale Farbe, die anderen sehen in dem bläulichen Dunkel bleich wie Leichen aus.

Man hört schon seit einer ganzen Weile die Amplions auf der Straße sprechen, aber niemand kümmert sich sonderlich darum. Jeden Tag werden einigemal verschiedene Verlautbarungen durch die Lautsprecher bekanntgemacht. Heute allerdings ist die Stimme des Sprechers weder monoton noch gelangweilt, es sind leidenschaftliche Rufe, die sich immer wiederholen. Auf einmal springt das blonde Mädchen auf und drängt sich zwischen die beiden deutschen Soldaten auf die Plattform. Die Elektrische hält jetzt an einer Haltestelle, man versteht jetzt deutlich, was der Lautsprecher ruft.

„At' žije Československá republika! At' žije svoboda!“

„Es lebe die Tschechoslowakische Republik! Es lebe die Freiheit!“

Jetzt drängen sich alle hinaus auf die Plattformen. Nur Marta Konrad bleibt sitzen und hält die Hände schützend über ihren Brautstrauß.

Die Straße ist voll rot-blau-weißer Schmetterlinge. Kleine papierene Fahnen in tschechischen Nationalfarben flattern aus den offenen Fenstern, Kinderhände winken mit Fähnchen, die Männer tragen im Knopfloch Trikoloren, die Frauen befestigen sich dreifarbige Kokarden gegenseitig ins Haar. Man hört nur ein einziges Wort. Freiheit! Man brüllt es, man jauchzt es, man schluchzt es, dieses Wort.

Die Elektrische fährt weiter, auf der Straße donnert hinter ihr hunderttausendstimmig die tschechische Hymne. Die in der Elektrischen singen mit. Marta Konrad ist jetzt auch aufgestanden und

hält den Brautstrauß andächtig mit beiden Händen. Die junge Tschechin beobachtet lauernd die Gesichter. Alle singen, es sind also alles Tschechen. Die zwei deutschen Soldaten stehen still, ihre Augen sind unsicher geworden. Sie sind nicht mehr auf der Plattform, sie haben den drängenden Tschechen Platz gemacht. Als die Hymne kein Ende nimmt, an jeder Ecke fängt sie immer wieder an, beraten sie sich flüsternd.

Die Fahrgäste tanzen jetzt. Das blonde Mädchen hält den Schaffner fest umarmt, man hört bei den Drehungen die Münzen in seiner Ledertasche klimpern. Die Soldaten stehen im Weg und werden hin und her gestoßen, sie setzen sich also. Zuerst wollten sie aussteigen, aber es gibt keinen Grund zur Beunruhigung, die Leute sind fröhlich wie ausgelassene Kinder.

Wieder hält die Elektrische. Es ist die letzte Haltestelle vor dem Wenzelsplatz. Der kleine Platz vor der tschechischen Mädchenschule ist auch voll von Menschen, aber niemand singt und niemand jauchzt. Die Uhr vor dem Kaffeehaus gegenüber zeigt vier Minuten nach halb zwölf.

Man hört jetzt nur eine einzige Stimme. Die aus dem Lautsprecher. Sie klingt, als rufe sie von weitem aus einem großen, leeren Raum. Es ist natürlich nur ein Mikrophontrick, Fachleute nennen es „die Stimme in einen Trichter nehmen“. Mit solcher Stimme sprechen Geister in den Hörspielen, sie verkündet gewöhnlich Unheil.

„Opakuji — slyšte, slyšte, slyšte! Náš československý rozhlas byl právě Němci přepaden, v budově rozhlasu se bojuje! Pražané a Pražanky, přijďte všichni na pomoc! Náš rozhlas a všichni jeho zaměstnanci jsou v nebezpečí života! Spěchejte všichni do Balbínovy ulice!“

„Ich wiederhole — horcht, horcht, horcht! Unser tschechischer Rundfunk wurde soeben von den Deutschen überfallen, im Rundfunkgebäude wird gekämpft! Prager und Pragerinnen, kommt alle zu Hilfe! Unser Rundfunk und alle seine Mitarbeiter sind in Todesgefahr! Eilt alle in die Schwerinstraße!“

Die Fahrgäste drängen sich in den Wagen zurück, sie schreien dem Fahrer zu, er soll endlich schnell weiterfahren, sie wollen nicht zum Rundfunk, sie wollen nach Hause. Die deutschen Sol-

daten haben kein Wort verstanden, sie trauen sich aber nicht zu fragen, um was es geht. Marta Konrad steht dicht bei ihnen, sie wollte aussteigen, aber die Elektrische hat sich schon in Bewegung gesetzt. Was dann geschieht, dauert nur einige Sekunden. Sie sieht das von einer fanatischen Wut häßlich verzerrte Gesicht des hübschen blonden Mädchens, sie sieht, wie sie in die Einkaufstasche unter die Salatköpfe greift, sie sieht die Hand mit dem schwarzen Ärmel, die plötzlich in die Höhe fliegt, sie hört einen gellenden Ruf „Svoboda — Freiheit“, und dann krachen zwei Schüsse. Dann noch zwei und noch zwei. Die Krücke des einbeinigen Soldaten schlägt ihr den Blumenstrauß aus der Hand. Er sitzt noch immer auf der Bank, sein einarmiger Kamerad liegt mit dem Gesicht auf dem Fußboden. Dann beginnt der Sitzende zu gurgeln, ein roter Strahl ergießt sich über Martas Strümpfe, die Augen des Soldaten verwandeln sich rasch in zwei Glasperlen. Gegenüber, auf dem Fensterrahmen, baumelt eine Tafel mit der Aufschrift: „Auf den Fußboden zu spucken ist polizeilich verboten.“ Das Blut aus seinem Mund rinnt ununterbrochen hinunter.

Die Elektrische hält, es ist aber noch nicht die Haltestelle. Ein Mann steht zwischen den Geleisen und winkt. „Achtung!“ keucht er mit weit aufgerissenen Augen. „Der Wenzelsplatz ist von der deutschen Militärpolizei besetzt! Handgranaten haben sie! Wer Waffen bei sich hat oder so etwas, der muß schnell aussteigen!“

Das Mädchen reißt sich den blutbespritzten schwarzen Mantel vom Leib und steht in der braunen Uniform der Revolutionsgardisten da. An dem linken Ärmel eine rote Binde mit zwei schwarzen Buchstaben. R. G. In der Nacht dort im Schlachthof durfte sie nur auf ein Schwein schießen. Sie hat es aber statt in den Kopf nur in den Schwanz getroffen und alle haben sie ausgelacht. Jetzt werden sie nimmermehr lachen. Mit einem Sprung ist sie auf der Straße und verschwindet in der Passage des Palais Lucerna.

Als erster kommt der Fahrer zu sich. „Diese gottverdammte Hure“, flüstert er, denn die Stimme will ihm nicht gehorchen. „Erschießt das Luder die zwei armen Teufel da, rennt davon und wir sitzen jetzt mitten in dem Kraut. Wie sollen wir jetzt mit den zwei Leichen den Wenzelsplatz überqueren? Und ich muß weiter, sonst kommen die Deutschen nachschauen, was los ist. Da, sie

winken uns schon! Alles hinsetzen und die Tür schließen! Deckt doch jemand die Leichen mit dem Mantel zu, um Gottes willen!“

Als sich niemand rührt, bückt sich Marta und hebt den weggeworfenen Mantel des Mädchens auf. So gut es geht, breitet sie ihn über die Köpfe der zwei Toten. Dem Brautstrauß ist nichts geschehen, nur das weiße Seidenpapier hat rote Flecken. Sie knüllt es zusammen und schiebt es unter die Bank. Dann spürt sie plötzlich, wie sich ihr der Magen hebt. Gleich danach muß sie brechen. „Da, in die Tasche“, sagt ihr jemand und schiebt ihr die Tasche mit den Salatköpfen zu.

„Haltestelle Wenzelsplatz“, ruft der Schaffner mechanisch und erschrickt vor seiner eigenen Stimme, so fremd kommt sie ihm vor in der unheimlichen Stille.

Den strahlendblauen Himmel gibt es nicht mehr. Schmutziggroße Wolken wälzen sich über den Wenzelsplatz. Kein einziges Fenster ist offen, es flattert keine einzige Fahne. Kein einziger Zivilist ist zu sehen. Die deutschen Militärpatrouillen gehen auf und ab auf den Gehsteigen und in der Mitte der Fahrbahn. Mit griffbereiten Handgranaten. Keine einzige Elektrische fährt vom Brückl zum Museum oder vom Museum zum Brückl. Denn hinter dem Museum ist das Rundfunkhaus.

Vier von den Deutschen kommen langsam auf die Elektrische zu. „Na also, da hätten wir die Endstation“, denkt der Fahrer grimmig, während er die zitternde Hand vorschriftsmäßig an die Kappe legt. Die Deutschen kommen vorsichtig bis zu der Plattform. Dort oben steht Marta, im letzten Augenblick ist ihr eingefallen, daß sie die blutigen Strümpfe wenigstens zusammenrollen muß. Sie tat es auch, so gut es ging. Die deutschen Soldaten finden aber ihre nackten schlanken Beine nicht verdächtig. Der Brautstrauß rettet sie und mit ihr die ganze Elektrische.

Seit Anfang des Krieges gibt es nämlich in Prag sogenannte Hochzeitselektrischen, die man ohne weiteres mieten kann. Taxi gibt es fast keine mehr, und die Fahrt in so einer Hochzeitselektrischen finden die Leute sehr lustig und angenehm.

„Hochzeit?“ fragt einer von den Deutschen und schmunzelt dabei sogar.

„Ja, Hochzeit“, antwortet Marta.

„Wo?“

„In der Antoniuskirche in Holleschowitz.“

Die Deutschen sind schon lange genug in Prag, um zu wissen, daß diese Elektrische wirklich nach Holleschowitz fährt.

„Gut, fährt weiter“, sagt einer von ihnen. „Aussteigen darf niemand.“

Nicht einmal bei einem Fliegerangriff sah der Wenzelsplatz so unheimlich aus wie jetzt. Es fehlen die roten Elektrischen, die wie große Raupen auf den Geleisen ruhten. Es fehlen Autos, es fehlen die lässig plaudernden Luftschutzmänner in den Haustoren. Es fehlt — das Leben selbst.

Die Elektrische mit den zwei toten deutschen Soldaten fliegt wie ein Blitz über den Wenzelsplatz und weiter in die Heinrichsgasse. Vor der Hauptpost wird sie wieder angehalten. Diesmal von bewaffneten Tschechen. Man sieht Jagdgewehre, man sieht Revolver und Maschinenpistolen, man sieht auch irgendwo herausgerissene Eisenstangen.

„Gibt's Deutsche da?“ schreien sie schon von weitem.

„Zwei könnt ihr haben“, schreit der Fahrer zurück.

„Wo sind die Schweine?“

„Gut, daß du mich an Schweine erinnerst, um diese Zeit sollte ich schon längst hinter dem Schlachthof sein. Platz da!“

„Hast du nicht gehört, daß man zum Rundfunk gehen soll?“

„Ich geh' nicht, ich fahre, das ist mein Beruf.“

Die Bewaffneten stoßen Marta rücksichtslos von der Plattform herunter, reißen die Tür auf und sehen die Leichen. „Prima, prima“, murmeln sie, aber man sieht, daß ihnen nicht gerade wohl ist.

„Also, nehmt euch die Leichen, ich fahre weiter“, sagt der Fahrer und packt die eiserne Stange, die er zur Weichenumstellung benützt, fest in die Hand.

„Bist blöd? Die Deutschen vom Wenzelsplatz würden es doch sehen, wenn wir die Leichen hinausschleppen würden!“

„Das ist mir ganz Wurst. Ich bin kein Leichenfahrer, ich bin ein Straßenbahner. Vor dem Wenzelsplatz ist es gut abgegangen, aber Gott weiß, wie es an der nächsten Haltestelle ausgehen wird. Ihr macht den Spektakel, die Leichen gehören also euch!“

Schließlich einigt man sich, daß man die Leichen bei der Heinrichskirche ausladen wird. Dieser Abschnitt ist auch in tschechischer Hand — alle sagen jetzt wie selbstverständlich das oder jenes ist in tschechischer Hand, oder das oder jenes ist noch in deutscher Hand. Zu der Heinrichskirche sind von der Hauptpost nur einige Schritte. Als die Leichen hinausgetragen werden, grunzen einige zufrieden. Die meisten aber murren. Es war gar nicht notwendig, die Krüppel zu erschießen. Welcher Idiot hat es getan?

Die Elektrische fährt weiter. Jetzt haben die Straßen wieder ein fast normales Gesicht. Man sieht zwar noch einzelne Fähnchen und Trikoloren, man sieht aber auch deutsche Zivilisten und Soldaten ungehindert gehen oder hinter den Fensterscheiben der Kaffeehäuser sitzen. Auf den Gehsteigen debattieren kleinere und größere Gruppen. Die Straßenamplions sind verstummt. Alle Geschäfte sind offen, die Leute kaufen ein wie vor jedem Sonntag.

Die Elektrische ist jetzt überfüllt. Marta Konrad steht neben dem Fahrer, den Brautstrauß fest an die Brust gedrückt, und schaut starr vor sich auf die zwei silbernen Schlangen der Geleise. Denken kann sie nicht, ihr Kopf ist so leer, daß es schmerzt. Der Fahrer blickt sie ab und zu an. „Einen schönen Hochzeitstag haben Sie sich ausgesucht“, und er flucht eine Weile ununterbrochen: „Wenn diese Geschichte gut enden wird, will ich auf der Stelle Adolf Hitler heißen.“

Hinter ihren Rücken erzählt jemand, daß am Graben einige deutsche Frauen erschossen wurden. Ein anderer weiß wieder, daß K. H. Frank aus Prag entflohen ist. Eine Frau jammert, daß sie zu Hause nur zwanzig Kilogramm Würfelzucker hat. Wenn diese Geschichte — alle sagen Geschichte — lange dauern sollte, wird sie den Kaffee ohne Zucker trinken müssen.

Noch über die Hlavkabrücke, und dann kommt Holleschowitz. Marta hebt den Brautstrauß hoch und bereitet sich zum Aussteigen vor. Am Ende der Brücke stehen ungefähr dreißig bewaffnete Tschechen. Diesmal keine Zivilisten wie vor der Hauptpost, diese tragen alle braune Uniformen mit der roten Armbinde. Nur einer hat eine schwarze Uniform an, es ist offensichtlich der Anführer der Gruppe. Der Mann in der schwarzen Uniform ist Marcel. Die Elektrische wird zum Stehen gebracht. Marcel steht auf gespreiz-

ten Beinen da, über der linken Schulter ein Gewehr, in der rechten Hand einen Revolver.

„Alles aussteigen“, kommandiert er barsch. „Tschechen rechts, Deutsche links. Legitimationen vorbereiten! Kontrolle der Revolutionsgardel“

Die Fahrgäste gehorchen. Jeder zeigt Marcel seine Identitätskarte und darf nach rechts gehen. Der Schaffner steigt auch aus, er will die Weichen umstellen.

„Deine Papiere?“ schnauzt ihn Marcel an.

„Was für Papier? Brauchst du vielleicht Klosettpapier?“

„Anständig antworten, verstanden? Bist du Tscheche oder Deutscher?“

„Ich?“ grinst der Schaffner. „Ich bin ein Neger, das siehst du doch?“ Und ruhig hantiert er mit seiner Eisenstange weiter.

Eine Frau mit einem Kind behauptet in gebrochenem Tschechisch, daß sie die Legitimation zu Hause vergessen habe. Sie schwört aber, daß sie eine Tschechin sei. Während sie mit dem Kind nach links abgeführt wird, laut vor Angst brüllend, läuft Marta ungehindert über die Straße und weiter zu der Antoniuskirche. „Es wird alles gut sein, nicht wahr, lieber Gott?“ betet sie. „Laß alles gut werden, lieber Gott!“

Da — direkt über ihrem Kopf, ertönt eine Stimme aus dem Lautsprecher. Eine von Haß trunkene Stimme.

„*Je revoluce, Pražané a Pražanky! Naše svatá česká revoluce!*“

„Es ist Revolution, Prager und Pragerinnen! Unsere heilige tschechische Revolution!“

„KAMPF“ UM DAS RUNDFUNKHAUS

Der Prager Rundfunk hatte nach der Errichtung des Protektorates Böhmen und Mähren einen deutschen kommissarischen Leiter. Sonst hat sich nichts geändert, niemand wurde gekündigt, die einzelnen Abteilungen arbeiteten weiter unter tschechischer Leitung. Lediglich die Zensurabteilung bekam einen Deutschen zum

Vorstand. Es kam aber selten vor, daß dieser Mann irgendeine Sendung verboten hätte. Die tschechischen Redakteure waren vorsichtig und wollten nicht wegen eines zweideutigen Satzes ihre Posten verlieren. Die einzige Neuheit, die im Jahre 1940 eingeführt wurde, betraf die Nachrichtenabteilung. Von Berlin aus wurde befohlen, daß im Prager Rundfunk die Nachrichten zuerst in deutscher Sprache gelesen werden müssen und dann erst in tschechischer. Diese Abteilung hatte deswegen einige deutsche Angestellte, meistens Frauen, die als Stenotypistinnen oder Übersetzerinnen tätig waren. Die Bewachung des Rundfunkhauses wurde von der tschechischen Polizei besorgt.

Auch an diesem Samstag befanden sich außer dem kommissarischen Leiter und den deutschen Angestellten der Nachrichtenabteilung keine Deutschen in dem Rundfunkgebäude. Die Widerstandsmänner der Gruppe „Schwarze Adler“, für die die Sekretärin des Prager Polizeipräsidenten wertvolle Spitzeldienste leistete, mußte aber mindestens einen Scheinkampf in dem Rundfunkhaus inszenieren, um die Tschechen in die gewünschte Stimmung zu versetzen. Alles war bis zum kleinsten Detail durchdacht und sorgfältig vorbereitet. Die Mittel waren sehr einfach und darum, wie alles Einfache, sehr wirksam. Einige Widerstandskämpfer liefen kurz nach zwölf aus dem Rundfunkhaus hinaus und riefen gellend um Hilfe. Deutsch natürlich. Auf den Fensterbrettern standen Frauen und rangen scheinbar mit Männern, die sie hinauswerfen wollten. Die Darsteller dieses „Kampfes“ waren selbstverständlich alle Tschechen, die sich der deutschen Sprache bedienten, um Deutsche in das Rundfunkhaus hineinzulocken. Dieser Trick gelang restlos. Deutsche Passanten liefen den bedrohten „Deutschen“ zu Hilfe und wurden gleich in der Halle erschlagen oder erschossen. Ihre Leichen wurden den tschechischen Passanten als Leichen der von den Deutschen ermordeten Tschechen präsentiert. Dieses Theater sollte bis drei Uhr dauern. Dann sollte der Sieg der Tschechen über die deutschen Angreifer im Rundfunkhaus proklamiert werden, um den Tschechen Mut zu weiteren Kämpfen zu machen.

In der Kantine des Rundfunkhauses gibt es kein leeres Plätzchen. Die „Kämpfer“ kommen und gehen, in einer Hand halten sie

die Waffe, in der zweiten eine Flasche. Ganze Berge von belegten Broten werden vertilgt, alles schreit, schmatzt, trinkt und lacht.

Seit zwei Stunden sitzt Michaela schon in der Kantine. Ihre Schwester hat sie vor zehn Uhr angerufen, sie solle ihr sofort die Dokumente in das Rundfunkhaus bringen. Sie sitzt also da, frühlingshaft angezogen in ein weiß- und blaukariertes Taftkleid, mit einer weiß-blauen Kunstblume im Haar. Sie sieht die Waffen, sie sieht aber auch die lachenden Gesichter. Solange die Menschen lachen, ist alles gut. Sie hört zwar vom Kampf und erlegten „Stücken“, aber alles wird ganz leicht im Plauderton gesagt und wirkt darum wie ein Witz. Außerdem denkt sie beständig an den Mann, den sie gestern im Hotel Alcron kennengelernt hatte, und ihre Phantasie zaubert ihr Bilder vor, die das Bild der Wirklichkeit verdrängen. Die Verträumten, die Unpraktischen, meiden den Kampf mit der Wirklichkeit und fliehen einfach. Michaela flieht in die erträumte Welt, in der auf sie ein Geliebter wartet.

Gegen halb eins wird die Kantine derart überfüllt, daß Michaela mit ihrer Tasse Kaffee bis an die Wand geschoben wird. Man schreit „still“ und „Ruhe“, dann donnert ein „Nazdar“, der bekannte tschechische Gruß, jemandem entgegen, und ein Mann steigt auf einen Tisch hinauf.

„Bruder Fürst hat das Wort“, bellt eine Stimme, und ein tosender Applaus zwingt die Gläser auf dem Buffet zum Scheppern.

Michaela kennt den Mann auf dem Tisch, er kam öfters in die Wohnung ihrer Schwester. Helena hat nach jedem seiner Besuche geschwärmt, daß sie bald Fürstin werden wird. Der Mann ist nämlich wirklich ein Fürst. Sein Ruf in Prag ist nicht der beste, man munkelt von Schulden und Hochstapeleien, man munkelt von wüsten Orgien und zahlreichen unehelichen Kindern, man weiß aber auch, daß der Herr Fürst ein fleißiger Kirchenbesucher ist. Man weiß auch, daß die Deutschen auf seine Dienste verzichtet haben. Er hat weder von der Masaryk-Republik noch von dem Protektorat Böhmen und Mähren die Rolle bekommen, die seinen Ehrgeiz und seine Brieftasche befriedigt hätte. Die Revolution gab ihm dafür die Hauptrolle. Der Fürst wurde der Sprecher, der Mund des schauderhaften Massakers. Seine Stimme vor dem Prager

Mikrofon hetzte und peitschte, schmeichelte, betete und drohte. Seine Stimme tötete über hunderttausend Menschen in Prag.

„Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren“, sagt jetzt die Stimme mit einem gelangweilten Lächeln. Seine Augen ziehen inzwischen die hübschesten Mädchen aus, die ihn mit offenem Mund bewundert anstarren. Als sein Blick Michaelas Brüste findet, kriecht er klebrig über ihren Hals hinauf. Seine Augen bekommen einen feuchten Schimmer, verdammt noch einmal, das ist ja die bildschöne Schwester der schönen Helena. Es wäre nicht schlecht — schade, daß er jetzt gleich wieder in den Senderaum gehen muß. „Wir kämpfen alle einen heiligen Kampf um die Freiheit unserer geliebten Tschechoslowakischen Republik“, deklamiert er weiter feurig und ist froh, daß ihn schon wieder ein orkanartiger Applaus unterbricht. Was soll er diesen Leuten sagen? Alles klappt ja, es kann nichts geschehen. Und so beendet er die kurze Ansprache mit einem „Es lebe die Tschechoslowakische Republik, es lebe unser geliebter Präsident Benesch, es lebe unsere siegreiche Revolution!“

Michaelas Bewußtsein hat nur das letzte Wort erreicht. Revolution. Es ist also Revolution, und Helena ist im Polizeipräsidium. Die Kantine leert sich, der Herr Fürst ging als erster. Michaela hängt sich den Flauschmantel über den Arm, den wollte sie zurückgeben. Sie freut sich aber, daß sie ihn noch nicht zurückgeben muß, der Mantel ist für sie ein treues, lebendes Wesen, das einzige Wesen, das sie hat.

Sämtliche Türen auf dem Gang stehen offen, aus jedem Raum brüllt der Lautsprecher.

„Němectí barbari vraždí v rozhlasu naše ženy! Pražané a Pražanky, na pomoc! Spěchejte všichni ihned k budově Pražského rozhlasu!“

„Die deutschen Barbaren morden im Rundfunkhaus unsere Frauen! Prager und Pragerinnen, zu Hilfe! Eilt alle sofort zum Rundfunkhaus!“

Die Texte, die der Fürst vor dem Mikrofon vorliest, waren schon vor einigen Wochen geschrieben, und er kennt sie fast auswendig. Um sich ja nicht zu irren, hat er einzelne Sätze mit farbigen Bleistiften unterstrichen. Rot bedeutet einen leidenschaftlichen

Ruf, Blau bedeutet ein leises Beben der Rührung in der Stimme, Grün ist der Schlachtruf der Rache.

Auf den Tischen sitzen Stenotypistinnen und Schauspielerinnen, schaukeln vergnügt mit den Beinen, rauchen und amüsieren sich. Die Stimmung ist glänzend, dafür sorgen die Schnapsflaschen.

Michaela ist heute zum erstenmal im Rundfunkhaus, sie kennt sich hier nicht aus, sie weiß in ihrer Betäubung nicht einmal, ob sie sich in einem Stockwerk oder im Parterre befindet. Wenn sie nach links gehen will, wird sie von den laufenden Menschen nach rechts geschoben, will sie hinunter, muß sie hinauf. Die Männer küssen sie schmatzend, sie halten ihr die Schnapsflasche vor den Mund. Auf den Sieg! Sie trinkt also gehorsam auf den Sieg, und mit jedem Schluck weicht die peinigende Angst, es ist ja nichts, es ist ja alles nur Spaß. Im zweiten Stock wird auf den Gängen getanzt, ganze Stöße von Schallplatten mit amerikanischer Jazzmusik, die während des Protektorates im Rundfunkhaus nicht benutzt werden durften, kommen jetzt zum Vorschein. Michaela tanzt auch, mit Mädchen und mit Männern, dann wird der Tanz plötzlich unterbrochen, und alles strömt zu einem großen Raum. Es ist die Nachrichtenabteilung. Viele kleine Tische mit Schreibmaschinen, Manuskripte liegen auf den Schreibtischen herum. An den Wänden stehen einige Frauen. Alle mit den Gesichtern zur Wand, die Hände gehoben. Ganz hinten, in einer Ecke, hocken auf dem Fußboden zwei kleine Kinder. Das Mädchen ist noch nicht zwei Jahre, der Bub könnte höchstens vier Jahre alt sein.

Im Rundfunkhaus gibt es keine Revolutionsgardisten, hier herrscht der „Schwarze Adler“. Die Adler, die sich seit gesternabend sehr vermehrt hatten, besorgen die grobe „Arbeit“ nicht selbst, sie leiten nur das planmäßige Chaos. Auch hier, in der Nachrichtenabteilung, wird die Liquidierung der deutschen Stenotypistinnen den tschechischen Stenotypistinnen überlassen. Mit einem tierischen Gebrüll „Hilfe, Hilfe“, das auf der Straße von den versammelten Tschechen, weil in tschechischer Sprache um Hilfe gerufen wurde, mit einem drohenden Gebrüll beantwortet wird, stürzen sich die Mädchen auf die Mutter. Man schlägt sie zuerst blutig mit allem, was man zufällig in der Hand hat, dann werden die Kinder

vor ihren Augen, eines nach dem anderen, aus dem Fenster geworfen.

Auf dem Fußboden bleibt eine verlassene, armselige Puppe. Die Straße wird irrsinnig vor Wut, als sie die kleinen, zerschmetterten Leichen der „tschechischen“ Kinder sieht. Die Mutter folgt den Kindern freiwillig, was unbändige Heiterkeit in der Nachrichtenabteilung verursacht. Zwei deutsche Stenotypistinnen werden ihr nachgeworfen, die anderen werden gefesselt in den Keller abgeführt.

Michaela kam irgendwie hinauf, sie stolperte und wankte durch viele Gänge, in ihrem Kopf war nur ein einziger Gedanke: „Laß mich wahnsinnig werden oder sterben, lieber Gott!“ Sie stirbt aber nicht und wird auch nicht wahnsinnig, sie verkriecht sich wie ein Tier in einen kleinen Raum, der wie ein Aquarium aussieht. Die eine Wand ist aus doppelten, dicken Glasplatten, und hinter dem Glas ist ein Saal mit Türen, die auf Sockeln stehen, mit Fenstern, die an Kulissen anmontiert sind, mit stehenden und hängenden Mikrofonen, mit bäuchigen Pauken und schweren Sandsäcken, mit großen Blechplatten und Bleikugeln verschiedener Größe. Der Saal ist das Studio, in dem die Hörspiele auf Tonbändern und Platten aufgenommen werden. In dem kleinen Raum, in dem sich Michaela befindet, stehen lange Tische mit runden Platten aus Metall und aus mit Stoff bezogenem Holz. Flache Apparate mit unzähligen Knöpfen, Schaltern und Hebeln stehen vor der Glaswand. Es ist das Zimmer der Rundfunktechniker. Michaela kriecht auf allen vieren hinter einen Schrank und bleibt auf dem Fußboden liegen. Sie versucht zu weinen, das Schluchzen sitzt ihr in der Kehle und erstickt sie fast, aber hinaus will es nicht. Sie versucht zu beten, aber die Worte kommen ihr hohl und abgedroschen vor und wollen nicht über die Lippen. Helena, Ludwig, der Papagei Jakub, der Mann aus dem Hotel Alcron — die alle sind jetzt genauso wie sie in dieser Hölle. Aber Helena wird nichts geschehen, Helena hat doch so viel für die Tschechen getan, Ludwig wird auch nichts geschehen, der ist doch ein Jude und war im Ghetto, Jakub ist zu Hause, dem wird auch nichts geschehen, diese Tiere denken zum Glück nicht an Tiere. Und der Mann —

„Meine Damen und Herren!“ sagt jemand dicht neben ihr, aber

es ist niemand da, obwohl man Stühle schieben hört und mehrere Stimmen. Der Aufnahmeapparat ist eingeschaltet, das kleinste Hüsteln in dem Studio wird in den Nebenraum übertragen.

„Ich habe die Ehre, im Namen der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakischen Republik die Widerstandsgruppe ‚Der schwarze Adler‘ zu begrüßen und ihr gleichzeitig für die hervorragende Arbeit zu danken.“

Höfliches, beifälliges Gemurmel.

„Ich wurde weiter von unserer Regierung, die sich, wie Sie wissen, schon in Kaschau befindet, beauftragt, den politischen Teil der Revolution zu beaufsichtigen.“

Kleiner, höflicher Applaus.

„Daraus ergibt sich automatisch, daß ich über die technische Leitung der Revolution ständig informiert sein muß. Die Herren vom Verteidigungsministerium tagen jetzt gerade in der Bartholomäusgasse.“

Allgemeine Heiterkeit, denn in der Bartholomäusgasse befindet sich das Polizeipräsidium.

„Da unsere Sache planmäßig vor sich geht, wird spätestens in einer Stunde mit der Besetzung der Brücken begonnen werden. Es wird aber notwendig sein, in die Sendungen einen Text einzuschieben, der besagen soll, daß die Deutschen das linke Moldauufer kampflos verlassen haben. Durch diese List werden die Deutschen wenigstens von einzelnen Brücken weggelockt.“

Ein begeisterter Applaus.

„Kuriere müssen die Verbindung zwischen den Nationalauschüssen in den einzelnen Prager Vierteln ständig aufrechterhalten. Das Losungswort gilt nur bis fünf Uhr. Das neue Losungswort wird durch die Vertrauensleute an zuständige Personen bekanntgegeben werden. Jetzt noch die Verluste. Auf unserer Seite sind sechs Menschen tot, auf der deutschen Seite bis jetzt an die dreitausend.“

„Bravo, nazdar, hurra!“

„Einen Moment, meine Damen und Herren, da meldet sich jemand zum Wort. Bitte, Kamerad Martin!“

„Es ist nur eine Frage, die ich an die verehrten Anwesenden stellen möchte. Kämpfen wir gegen die deutschen Okkupanten oder gegen wehrlose Frauen, Kinder und Krüppel?“

Schweigen. Dann Geflüster.

„Du warst doch in Spanien, Martin“, sagt Emil, der Vorsitzende dieser Versammlung, ruhig.

„Eben darum. Ich möchte nicht, daß unsere Revolution wie die spanische Revolution in die Geschichte eingehen soll.“

„Und Lidice?“ schreit hysterisch eine Frauenstimme.

„Sollen wir also, Ihrer Meinung nach, meine Gnädigste, die Greueltaten der Deutschen in Lidice einfach kopieren, mit dem kleinen Unterschied, daß wir aus der ganzen Republik Lidice machen werden?“

„Die Alliierten gaben uns freie Hand“, sagt Emil sehr ruhig. Alles schreit bravo!

„Möglich, aber die Verantwortung für die ermordeten deutschen Kinder werden wir tragen!“

Jetzt reden alle auf einmal, jeder versucht, den anderen zu überschreien. Emil läßt es ruhig zu, er hat seine Erfahrungen, was man bei solchen stürmischen Debatten tun muß. Abwarten, bis sie sich müde gebrüllt haben oder bis sie die Hände statt Argumente benützen werden. Martin weiß es auch, aber er hat alle Spielregeln vergessen, er möchte am liebsten diese ganze feige Bande, die noch gestern vor den Deutschen servil umherkroch, über den Haufen schießen. Er war ja dort unten in Spanien einer der besten Schützen. Was würde es aber nützen, im Rundfunkhaus gibt es noch Hunderte entfesselte Fanatiker und draußen Hunderttausende. Man muß mit gleichen Waffen kämpfen. Mit Tricks, mit List, mit Tücke. Er zählt bis zwanzig, um Ruhe zu gewinnen, dann hebt er die Hand. Emil nickt ihm freundlich zu. Er ist halt ein Hitzkopf, dieser Junge, aber sonst absolut verläßlich, das ist erprobt. Und mutig und selbstlos.

„Meine Damen und Herren!“ beginnt Martin bescheiden, mit seinem charmantesten Lächeln. „Ich war heute vormittag im Auftrag des Genossen Emil im Pankratzer Gefängnis. Ich sollte die Stimmung bei der SS sondieren. Die SS denkt nicht daran zu kapitulieren, meine Damen und Herren! Gut, zugegeben, die Rote Armee wird die SS zur Kapitulation zwingen, aber vorläufig ist die Rote Armee noch sehr weit. Die SS könnte für jedes ermordete deutsche

Kind zehn tschechische Kinder töten. Die SS hat Panzer, die SS hat Kanonen . . .“

„Ach was“, knurrt einer von den Adlern. „Die SS hockt hinter den Pankratzer Mauern.“

„Ich glaube, meine Damen und Herren“, unterbricht ihn Emil mit einer kleinen Handbewegung, „Kamerad Martin könnte in dieser Hinsicht recht haben. Ich danke Ihnen vorläufig, alles andere werden wir bei der nächsten Sitzung besprechen, die vermutlich noch vor Mitternacht stattfinden wird. Ich muß jetzt ins Polizeipräsidium.“

Wieder werden Stühle gerückt, jemand haut mit der Faust gegen eine Blechplatte. Ein donnerartiges Geräusch erfolgt. Eine Weile ist es still, dann sagt Emil sehr leise: „Warum wolltest du mich betrügen, Martin?“

„Dich?“

„Ja, mich, denn wenn du diese Idioten von dem sogenannten ‚Schwarzen Adler‘ betrügst, betrügst du die Revolution.“

„Diesen Zusammenhang verstehe ich nicht. Deiner Meinung nach ist also die Revolution erstens mit diesen Idioten identisch und zweitens mit dir. Ist es so?“

„Gewissermaßen ja. Auch du bist ein Teil der Revolution, Martin, ob du willst oder nicht. Du sprachst vorhin von Verantwortung. Auch du bist verantwortlich für die Revolution, denn du hast sie mit uns hinter den Kulissen vorbereitet, obwohl du gewußt hast, daß es sich um kein Volksfest handeln wird. Sei doch kein Narr, es geht doch um unsere Idee und nicht um ein paar Kinder. Wir beide brauchen uns doch nichts vorzumachen. Du weißt doch, daß nach der Oktoberrevolution Hunderttausende Kinder in Rußland ermordet wurden, von Russen ermordet! Und daß jetzt in Deutschland die Alliierten die Kinder krepieren lassen werden, das weißt du auch. Bei uns sterben sie wenigstens rasch und schmerzlos.“

„Aber zum Teufel noch einmal — verzeih, Emil! Vielleicht hast du recht. Sicherlich hast du recht. Ich sehe alles ein.“

„So? Das ist gut, Martin, daß du alles einsiehst. Also — wir treffen uns nachher, nicht wahr?“

„Wieso nachher? Ich dachte, wir fahren zusammen zum Polizeipräsidium?“

„Nein! Es wird besser sein, wenn du hierbleiben wirst. Schau zu, daß sich unsere Leute ein bißchen mäßigen. Na, bist du jetzt zufrieden, Martin?“

„Also keine Kindermorde mehr?“

„Keine, mein Junge!“

Emil bleibt in dem Studio allein. Er ist nicht froh darüber, daß er in diesem Duell Sieger blieb. Martin ist sein Freund. Martin war sein Freund. Ohne ihn wäre er schon hundertmal verreckt. Doch die Dankbarkeit, die Dankbarkeit ist ein kleinbürgerliches Gefühl. Die Partei kennt keine Dankbarkeit. Man muß ihr dienen und sonst nichts. Martin hat sich verraten, als er so rasch, zu rasch behauptet hatte, er sehe alles ein. Gar nichts hat er eingesehen, beschwindeln wollte er ihn, meutern will er, kämpfen auf eigene Faust.

Die Partei vertraut niemandem. Die Genossen haben schon immer Martin mißtraut. Erstens, er ist kein Proletarier. Zweitens — ist er wirklich ein Tscheche? Das Gegenteil konnte ihm allerdings bis jetzt niemand beweisen. Es sind nur Vermutungen, aber jetzt, bei dem entscheidenden Kampf, muß jede Vermutung als nachgewiesene Tatsache betrachtet werden.

Und Emil hebt die Telefongabel ab. Noch einmal zögert er. Nein, persönliche Gefühle müssen jetzt zurücktreten. „Ja“, sagt er in die Muschel. „Geben Sie mir den Kommandanten! Bist du es selbst, Jaroslav?“ — „Ja, ich bin es, Emil.“ — „Paß auf, Martin darf das Rundfunkhaus nicht verlassen!“ — „Wie?“ — „Nein, vorläufig nur ein ganz kleiner Verdacht. Unauffällig festnehmen, aber Vorsicht, Martin ist nicht so leicht zu fassen! Und anständig behandeln, ja? — Nein, kein Verhör, ich werde später selbst mit ihm reden, jetzt habe ich keine Zeit dazu. — Aber nein, es ist wirklich nichts, es muß nur eine Kleinigkeit geklärt werden. Und laß mir etwas zum Essen bringen, aber sofort, ja? — Was sagst du? — Nein, Mädchen kann ich jetzt nicht brauchen. Oder — meinetwegen kann mir das Essen ein hübsches Mädchen bringen, damit es mir besser schmeckt.“

DIE FLUCHT

Der lange Gang ist ganz leer, sämtliche Türen stehen offen und sämtliche Räume sind auch leer. An die Fensterscheiben trommeln graue Regentropfen. Sonst hört man nichts, keine Stimme, keine Schüsse und kein Todesröcheln.

Michaela merkt die Veränderung zuerst gar nicht. Sie wirft sich den Flauschmantel über die Schultern und läuft. Gänge, Stiegen, Räume, alles leer. Langsam kommt sie zu sich und versucht, das Entsetzen abzuschütteln. Warum diese Stille auf einmal? Sie kommt sich wie in einem Traum vor. Sie hatte manchmal solche Angstträume, in denen sie durch menschenleere Straßen irrte. Sie mußte immer wieder weiter, wußte aber nie, wohin. Was will sie? Wen sucht sie? Endlich beginnt wieder ihr durch das Grauen gelähmtes Gehirn zu arbeiten. Den Mann muß sie finden, den Martin oder Novák. Warnen muß sie ihn.

Ein drohendes Gedonner kommt näher und näher. Es sind Flugzeuge. Viele Flugzeuge müssen es sein, darum ist also alles so still, es ist ein Fliegerangriff. Die Fensterscheiben klirren mehr und mehr, ein pfeifender Ton saust herunter, ein Einschlag läßt das ganze Haus erbeben. Der Fußboden schaukelt und wankt, Michaelas leichte Sommerschuhe laufen über knirschende Glascherben. Weiter! weiter! befiehlt sie sich laut. Es ist nur ein jämmerliches Lallen, das hinter ihren klappernden Zähnen sofort erstirbt.

Endlich Menschen. Die Halle ist voll von sitzenden und liegenden Menschen. Männer hocken da, Frauen und Kinder liegen umher — und alle sind tot, alle sind tot . . .

Michaela hört ein Geheul, es ist eine tierische Klage, nein, es ist ihre eigene Stimme. Es surrt dort draußen schon wieder. Die Flieger sind noch immer da, sie bringen den Tod, nein, der Tod ist schon da, er war schon da. So viele Augen aus Glas — wo waren ihre Schutzengel, lieber Gott?

Wieder ein Einschlag, diesmal noch näher. Ein hockender Toter fällt auf den Rücken, die Röcke der toten Frauen bauschen sich im Luftzug. Gegenüber wurde eine Tür aufgerissen, die Tür hinter Michaelas Rücken fällt krachend zu.

Hinter dem Meer aus Blut steht der Mann, den sie gesucht hatte. Sie kann nicht zu ihm, zwischen ihnen liegen die vielen Toten. Sie kann ihn auch nicht warnen, sie kann nur schreien und sonst nichts.

„Aber, liebe Frau Heldenstern, was haben Sie denn? Einen kleinen Nervenschock wegen ein paar lumpiger Flugzeuge? Warten Sie, ich bin gleich bei Ihnen. Ich werde da durch den Gang . . .“

„Nein! Sie dürfen nicht fort!“ schreit Michaela, und schon wartet sie durch die roten Lachen zu ihm hin. Bei jedem Schritt versagen ihr die Knie, ihr Atem keucht und pfeift, sie möchte die Augen schließen, und sie darf es nicht, sonst würde sie über die Toten stolpern. Nie, nie wird dieser gräßliche Weg ein Ende haben.

Der Mann rührt sich nicht, er schaut sie wortlos an, wie sie schleicht und hüpfet. Es ist ein rührender und komischer Anblick zugleich.

„Sie dürfen nicht fort — Sie müssen fort!“ stammelt Michaela. „Ich habe alles gehört. Der Mann, Emil heißt er, will Sie verhaften lassen! Er hat telefoniert — ich habe alles gehört!“

Martin fragt nichts. Er begreift sofort. Fragen kann man nachher. Jetzt muß er handeln. Er öffnet die Tür — der Gang ist noch immer menschenleer. Die sind also noch immer unten im Luftschutzkeller. Wieder hört man die Flugzeuge donnern. Er macht ein paar Schritte — und bleibt stehen. Das Mädchen kann er nicht da lassen. Die würden sicherlich erfahren, wer ihn gewarnt hatte.

„Kommen Sie!“ zischt er. „So kommen Sie doch schnell! Und hören Sie auf zu heulen, ja? Lächeln Sie, verdammt noch einmal! Kommen Sie, geben Sie mir die Hand! Hoffentlich ist das Tor nicht abgesperrt. Wenn es zu einer Schießerei kommen sollte, suchen Sie hinter mir Deckung. Und falls ich krepieren sollte, müssen Sie sagen, daß Sie mich aufhalten wollten. Vorsicht, lächeln Sie — gleich sind wir unten!“

Das Tor ist offen, aber in dem Gang steht ein Haufen tschechischer Polizisten. Zwei von ihnen verbinden einer schreienden Frau die Hand.

„Wohin?“ rufen sie schon von weitem.

„Baden will ich gehen“, grinst Martin und hält beide Hände in den Taschen.

„Das Haus darf jetzt niemand verlassen!“

„Befehl vom Emil. Ich muß zum Wilsonbahnhof. Die SS hat dort unsere Leute überfallen.“

Die Polizisten stecken die Köpfe zusammen, dann läuft einer in die Portierloge zum Telefon. Michaelas Lippen schmerzen von dem krampfhaften Lächeln. Gut noch, daß die verwundete Tschetchin so laut schreit, sonst würde man ihr Stöhnen hören.

„Soviel Zeit wie ihr habe ich nicht, liebe Brüder oder Genossen“, sagt der Mann. „Es ist keine Tanzstunde, es ist Revolution — und da muß gehorcht werden.“

Blitzschnell dreht er sich um, schiebt Michaela hinter sich und marschiert nach rückwärts, dem Ausgang zu, in jeder Hand einen Revolver.

„Keine Bewegung, Kinder, schaut, der brave Papa wird euch zeigen, wie er schießen kann!“

Die Fensterscheibe der Portierloge zersplittert, der Telefonapparat, der hinter ihr stand, hat mitten in die Wahlscheibe einen Treffer bekommen. Die Polizisten liegen alle sofort platt auf den Bäuchen, alle schießen, man sieht es, man hört es aber nicht, die Flugzeuge, die über dem Museum umherkreisen, übertönen alles.

Martin packt Michaela bei der Hand — laufen, laufen, es ist nicht weit! Genau wie gestern abend laufen sie wieder zusammen — erst gestern abend war es? Genau wie gestern abend steht wieder der kleine grüne Wagen da. Heute aber hat er nicht mehr das Zeichen des Polizeipräsidiiums. Vorne prangt ein rotes Kreuz und darunter steht „Lékař“ — „Der Arzt“.

„Nein, nein, vorläufig fahren wir noch nicht“, antwortet er auf die stumme Frage seiner Begleiterin, als sie in dem Wagen sitzen. „Auf den menschenleeren Straßen würden wir zu sehr auffallen, und jeder würde sich den Wagen merken und meinem lieben Freund Emil Bescheid geben. Wir können ruhig ein bißchen warten und gemütlich plaudern. Jetzt hören Sie aber auf zu lächeln, Ihr Lächeln macht mich wahnsinnig. Wie wäre es mit einem Gläschen Kognak, um den Schrecken hinunterzuspülen? Was — nein? Zwei Gläser müssen Sie trinken, damit Sie es wissen. Schade, daß Sie nicht ein Junge sind. Das ist doch ein richtiges, aufregendes Räuberspiel oder nicht? Ich möchte bloß gerne wissen, was für

Flugzeuge es sind, die mir freundlicherweise das Leben gerettet haben und die jetzt so possierlich in der Luft tanzen. Es könnten genauso Deutsche wie Russen oder Amerikaner sein. Ist es nicht spaßig? Eine Pause mitten in der Revolution. Ja, übrigens, wohin soll Sie der Inspektor Novák nachher bringen?“

„Zu meiner Schwester, ich muß ihr doch die Dokumente bringen.“

„Also ins Polizeipräsidium. Da haben wir also zufällig einen gemeinsamen Weg. Mein Freund Emil begab sich ebenfalls in das Polizeipräsidium, ich möchte unter Umständen mit ihm ein bißchen konversieren.“

„Dort dürfen Sie nicht hin. Er hat gesagt, daß man Sie vorläufig nicht verhören soll, er will nachher selbst mit Ihnen reden.“

„Na, sehen Sie, da wird er sich sicherlich freuen, wenn ich ihm diesen seinen bescheidenen Wunsch erfülle. Da, schauen Sie, die Ratten kriechen schon wieder aus den Löchern, die Pause scheint vorbei zu sein. Fahren wir also gegen Engeland.“

VERHAFTUNG DES POLIZEIPRÄSIDENTEN

Frau Pecha zerbeißt den Faden und besieht sich unzufrieden das gestopfte Loch in ihrem Strumpf. Sie sieht übernächtigt aus, das Haar hängt ihr in fettigen Strähnen in das gelbliche Gesicht. Die Uhr an der Wand zeigt halb vier. Aus dem Radioapparat, der auf dem Schreibmaschinentischchen steht, dröhnt ununterbrochen ein bekannter tschechischer Marsch. Ein und denselben Marsch hört man schon seit zwei Stunden.

Die erste Sekretärin, Helena Reumann, sieht frisch aus, als ob sie soeben aus einem Bad gestiegen wäre. Sie sitzt auf dem Schreibtisch, neben sich einen elektrischen Kocher, auf dem in einem Topf Kaffee brodelt.

„Nerven haben Sie“, schüttelt Frau Pecha den Kopf. „Na, aber Sie werden die Nerven noch brauchen.“

Helena gießt den Kaffee durch ein Sieb in zwei Tassen und horcht gespannt auf den Lärm draußen. Es ist immer dasselbe. Ge-

schrei und Schießerei. Warum kommen die vom „Schwarzen Adler“ bloß noch nicht? „Sie meinen, Frau Pecha, daß Sie ohne Nerven auskommen werden?“

„Ich meine“, lächelt Frau Pecha bissig, „daß ich eine Tschechin bin.“

„Ich auch.“

„So? Seit wann denn?“

„Seit es mir paßt, Frau Pecha. Wollen Sie den Kaffee süß trinken, meine Süße?“

Bevor Frau Pecha „Sie impertinente Person, Sie“ zu Ende sagen kann, geht die Tür auf. Zwei Männer in Zivil kommen herein und gehen sofort auf sie zu.

„Was wollen Sie?“ kreischt die zweite Sekretärin.

„Eine Vogelscheuche brauchen wir“, antwortet einer von ihnen lachend, während sie der zweite wie ein Kind hochhebt und hinausträgt. Man sieht zwei strampelnde Beine, man hört einen klat-schenden Schlag, das Gewimmer verstummt, die Beine bewegen sich nicht mehr, sie hängen kraftlos herunter. Helena ist mit dem zweiten allein.

„Prag ist eine offene Stadt, nicht wahr?“

Helena atmet auf. Das ist das Losungswort, das sie gestern mit dem Vorstand des „Schwarzen Adlers“ vereinbart hatte.

„Endlich“, lächelt sie erleichtert. „Ich dachte schon, Sie kommen nicht mehr.“

„Das dachte ich auch schon“, lächelt der Mann belustigt. „Ich bringe Ihnen Ihre Papiere. Ihre Schwester hat im Rundfunkhaus vergeblich auf sie gewartet. Hier geht es scheinbar auch ziemlich lustig zu, was?“

Helena gleitet von dem Tisch herunter, nestelt ungeniert an ihrem linken Schenkel herum und reicht ihm dann einen dicken Umschlag. Der Mann stutzt, aber nur eine einzige Sekunde. „Ist das auch wirklich alles?“ fragt er aufs Geratewohl.

„Natürlich. Sämtliche prominenten Tschechen, die mit Weidemann gearbeitet haben, sind auf der Liste. Außerdem die Originale der Korrespondenz und die Quittungen für die Gelder, die sie für ihre Spitzeldienste erhalten haben. Sie können sich ruhig überzeugen.“

„Das tue ich, schöne Frau, ich wüßte nicht, was ich im Moment lieber tun würde.“

Hastig reißt er den Umschlag auf, seine Augen überfliegen gierig die Zeilen, das Papier raschelt ungeduldig in seiner Hand, er lächelt, er lacht auf. Rasch stopft er die Papiere in seine Tasche, er lacht noch immer, jetzt ist es aber ein bitteres, böses Lachen.

Helena blättert inzwischen in dem kleinen Heftchen, das er ihr gegeben hatte. Es ist eine abgegriffene tschechische Kennkarte, ein tadellos echt gefälschtes Dokument. Jetzt ist sie nicht mehr Helena Reumann, die Frau eines hohen SS-Mannes und die erste Sekretärin des Prager deutschen Polizeipräsidenten, jetzt ist sie Anežka Cibulková, ledige Lehrerin, echte Tschechin.

„Sagen Sie, mein schönes Kind, Sie sind auch ein schlaues Kind, nicht wahr? Du hast sicherlich Kopien von diesen hübschen Papieren, nicht wahr? Ganz zufällig, auf alle Fälle, oder irre ich mich? Sag nicht nein, deine Augen haben bereits ja gesagt. Paß auf, du weißt doch, daß es mehrere Widerstandsgruppen gibt. Es könnte also ohne weiteres möglich sein, daß sich noch andere Menschen für diese Papiere interessieren könnten. Mach es ihnen nicht billig, schöne Helena, und vor allem, kein Geld, sondern Gold!“

Helena ist nicht dumm, Helena war nie dumm. Was ihr dieser Mann rät, darauf ist sie schon längst selbst gekommen. Es gibt Kopien von diesen Dokumenten, selbstverständlich. Ein jeder von den tschechischen Verrätern wird sie mit Wonne gegen Gold umtauschen, das ist doch selbstverständlich. Aber das ist nur ihre eigene Sache. Dieser Mann darf sich nicht einbilden, daß sie ihm wie ein dummes Lämmchen in eine Falle gehen würde.

„Es gibt keine Kopien“, sagt sie darum würdig und ernst.

Der Mann lacht schallend auf. „Bravo, Helena! Genauso eine Antwort habe ich von Ihnen erwartet. Es fehlt noch, daß Sie sich auf die Brust schlagen und stöhnen würden: ‚Ich, Anežka Cibulková, bin eine begeisterte tschechische Patriotin.‘ Nicht einmal gegen eine Tonne Diamanten würden Sie jemanden verraten, stimmt es? Übrigens, tut er Ihnen nicht leid, Ihr Geliebter? Jaja, ich weiß schon, Sie wurden die Geliebte des Polizeipräsidenten nur aus der Notwendigkeit, nur darum, weil Sie aus ihm gewisse Geheimnisse herauskitzeln wollten. Und was soll mit Ihrer Schwester

geschehen? Haben Sie auch für sie gefälschte Papiere besorgt? Nein? Ach so, Ihre Schwester könnte plötzlich sterben, darauf spekulieren Sie. Na? Habe ich recht oder stimmt es? Sehen Sie, ich könnte Ihnen die gefälschte tschechische Kennkarte mit einem Griff wieder abnehmen, ich werde es aber nicht tun. Ich könnte die Kennkarte Ihrer Schwester geben, die dort unten zitternd die Tapfere spielt. Ich tue es aber nicht.“

Mit einem Raubtiersprung ist Helena an ihm vorbei bei der Tür, sie wird aber sofort von draußen zurückgestoßen. Sie fliegt zurück, sie schreit nicht, und sie wehrt sich nicht, als sie von mehreren erbarmungslosen Männerfäusten mißhandelt wird.

Der Mann ist in dem Tumult verschwunden.

Undeutlich sieht Helena durch ihre schmerzenden Augen, die sich hinter den anschwellenden Beulen zu retten versuchen, die kreischende Frau Pecha, sie sieht den Mörder von gestern abend, den Kommunisten, sie sieht den alten Polizisten, der gestern abend gewarnt hatte. Man schießt, und er brüllt, und der Polizeipräsident schießt auch, und er brüllt auch: „Zu Hilfe, Helena, ich wollte doch Prag retten, du mußt es bezeugen!“ — total besoffen, sie hat ihn so fertiggemacht, und da ist schon wieder einer mit dem Lösungswort — wo ist die kostbare Kennkarte? Plötzlich läßt man sie los, ein Mann nimmt sie in die Arme, ja, das ist das Lösungswort von den „Schwarzen Adlern“. Der Polizeipräsident wird hinausgeschleift — er röchelt: „Zu Hilfe, Helena, wir haben doch den Tschechen geholfen!“ Der Polizist, der gestern den Kommunisten geschlagen hatte, röchelt im Sterben, dann ist eigentlich nichts mehr als das entstellte Gesicht und die Schmerzen in dem geschlagenen Körper. Helena schleppt sich zum Fenster. Sie will nicht hinunterspringen, wie der einfältige Mann, der sie zurückhält, glaubt. Sie will nur schauen, wie der Mann, der fast alles über sie weiß, krepirt. „Helena, Helena, du weißt doch alles!“

Hoffentlich haben sie ihn erschlagen, den Weidemann. Und was ist jetzt? Sie sagen, er heißt Emil. Sie sagen, er ist jetzt der mächtigste Mann von Prag. Und sie hat ein blaugeschwollenes Gesicht, sie kann niemanden verführen, sie kann nicht einmal lächeln. Da sitzt er jetzt auf dem Fauteuil des Polizeipräsidenten und schaukelt Helena auf dem Knie. „Na, na“, brummt er beruhig-

gend. „Ich bin doch bei Ihnen, es wird Ihnen nichts mehr geschehen.“

Alles schaukelt, alles wird langsam ruhig und nichts schmerzt mehr, aber auf einmal schreit das Telefon, der Hitler an der Wand ist wieder plötzlich hellwach und scheint auf irgend etwas zu warten.

Emil zieht behutsam Helenas Hand von der Telefongabel weg und legt die Muschel ans Ohr.

„Genosse Emil“, plaudert die Muschel gemütlich. „Du wolltest mich sprechen, nicht wahr? Was wolltest du mir sagen?“

„Verrat! Verrat!“ brüllt der Hof unten. „Die Kommunisten haben das Polizeipräsidium besetzt! Die Kommunisten machen gemeinsame Sache mit den Beneš-Leuten! Hört alle den Sender Prag II! Der Sender Prag II wird Sie informieren!“

Wieder schaukelt Emil Helena auf seinem Knie, diesmal nachdenklich und zerstreut, als ob sie nur ein Gegenstand und nicht eine schöne Frau wäre.

„Wo bist du denn, Martin?“

„Vorläufig noch im Polizeipräsidium. Es gibt nichts Neues, Emil, es geht noch immer um die Kinder und Frauen. Man mordet sie weiter. Nur du, Emil, kannst dem dreckigen Fürsten sein Maul stopfen. Er hetzt nach wie vor, du hast mich belogen, Emil. Unter uns gesagt, weißt du, ich habe ein Mittel, das dieser verdammten Revolution den Hals umdrehen könnte. Ich habe die Liste der prominenten Tschechen, die mit den Deutschen gearbeitet haben und die gleichzeitig die Deutschen und die Tschechen an Rußland verkauft haben.“

„Und was kostet das Papier?“ fragt Emil sachlich.

„Ich gebe es billig. Ich tausche es gegen das Leben der deutschen Frauen und Kinder. Wo treffen wir uns, Freund Emil?“

„In der Hölle.“

„Seit wann glaubst du als Kommunist an eine Hölle? Aber etwas anderes. Du, jetzt fällt mir gerade etwas ein. Wie wäre es, wenn ich dich jetzt zwecks Abwechslung verhaften ließe? Es wird aber nicht mehr notwendig sein — wie ich sehe und höre. Hier im Hof haben die Kommunisten gegen die tschechische Polizei einen kolossalen Sieg erlitten. Falls du wirklich an die Hölle glaubst,

wirst du bald Gelegenheit haben, dem Genossen Lenin eine Aufwartung zu machen. Bist du noch frei? Also paß auf, geh schnell hinunter, du kennst dich doch aus im Polizeipräsidium. Über die zweite Stiege und dann auf die Toilette für die Besucher. Ich komme gleich nach.“

Kaum ist Helena im Zimmer des Polizeipräsidenten allein, schon öffnet sie den großen Aktenschrank und hantiert hastig an den zwei großen Luftschutzkoffern, die drinnen stehen. Der eine hat einen doppelten Boden, oben liegt Herrenwäsche. Diese stopft sie in den zweiten Koffer, in dem ihre Kleider und Wäsche waren. Diese Sachen preßt sie in den Koffer des Polizeipräsidenten. So, fertig. Jetzt können sie kommen. Weidermann kommt nicht mehr, der ist erledigt, der braucht den Schmuck und die Goldmünzen nicht mehr. Und schließlich — sie wollten doch zusammen fliehen, sie wollten zusammen mit Hilfe des versteckten Schatzes ein neues Leben anfangen. Ihre Schuld ist es nicht, daß er den Tschechen zuviel vertraut hat. Und daß sie ihn verraten hat, Gott, heutzutage muß man vor allem an sich selbst denken.

Die Toilette für Besucher des Polizeipräsidiiums hat einen großen Vorraum mit einer winzigen Waschmuschel, die seit ewigen Zeiten mit Zigarettenstummeln verstopft ist. Der Wasserhahn funktioniert auch nicht, das Wasser rinnt ununterbrochen auf den bespuckten Fußboden. Die eine Seite bilden vier braun angestrichene Türen, die sich von innen nicht schließen lassen. Hinter einer Tür steht jetzt Emil, hinter der zweiten Martin. Dazwischen eine Bretterwand, die mit unanständigen Sprüchen bekritzelt ist. Sehen können sie sich nicht, nur ihre Füße, denn die Wand ist ungefähr dreißig Zentimeter über dem Fußboden angebracht. Hier findet das Treffen zweier Männer statt, die in der Prager Revolution hinter den Kulissen die Hauptrolle gespielt haben. Zwischen Emil, dem Chef des kommunistischen Spionagedienstes, und dem Mann, der sich Martin Novák nennt.

Beide rauchen sie, und beide halten mit einer Hand die Tür fest. Die Gefahr ist hier nicht allzu groß, sie spielen harmlose Passanten, die während des Kampfes diesen stillen Ort aufgesucht haben.

„Das war verdammt anständig von dir, Martin. Wir haben hier tatsächlich vorläufig verloren.“

„Hoffentlich nur vorläufig. Willst du jetzt mit mir zurück zum Rundfunkhaus fahren?“

„Unsere Partei ist für die Hetze des Fürsten nicht verantwortlich. Der Herr Fürst ist bei Gott kein Kommunist, der war immer bei den Schwarzen. Seine Hetze kann also auf keinen Fall unserer Partei schaden. Im Gegenteil, wir können später ruhig die Verantwortung für die Greuelthaten auf die Schwarzen abwälzen.“

„Das wird die Partei bestimmt tun, das weiß ich auch ohne dich. Du hast die Macht, Emil, durch den Rundfunk bekanntzumachen, daß jeder bestraft wird, der Frauen, Kinder, Krüppel und Greise mißhandelt oder tötet.“

„Die Macht hätte ich eventuell, aber durch diese Maßnahme würde die Revolution ein Ende haben, bevor sie noch richtig begonnen hat. Du kennst doch unsere Leute. Wenn wir ihnen mit Strafen drohen würden, würde es aus sein mit der revolutionären Begeisterung. Und diese Revolution muß, wie du weißt, einige Tage dauern. So lange, bis die Rote Armee da sein wird. Daran kann ich nichts ändern. Das wurde genauso in London wie in Moskau beschlossen.“

„Aber wir müssen trotzdem etwas tun!“

„Gegen den Beschluß der Partei und der Kaschauer Regierung? Bist du großwahnsinnig geworden, Martin? Hast du die Liste wirklich?“

„Es ist unglaublich, wie viele Denunzianten unter uns waren.“

„Und sind. Wenn ich jetzt, meinetwegen nur aus dem Hintergrund, versuchen würde, die Revolution zu bremsen, würden mich bestimmt mindestens zehn meiner besten Kameraden denunzieren. Ich kann nichts machen, Martin. Auch dann nicht, wenn du mir die Liste geben würdest. Sie ist nicht so viel wert, wie du glaubst. Die heutigen Hauptakteure werden später sowieso in der Versenkung verschwinden müssen, ob sie schon Denunzianten waren oder nicht. Vielleicht würde die Liste das Ausland interessieren, eine Weile nur, dann wird die Sache nicht mehr aktuell sein.“

„Gut. Eine Frage noch. Bin ich noch immer verhaftet, Emil?“

„Das hängt nur von dir ab.“

„Schön, dann bleibe ich verhaftet. Du kannst jetzt gehen, Emil. Das Losungswort für das Tor ist ‚Masaryk‘.“

„Und du?“

„Ich? Ich werde schauen, was ich als Häftling machen kann. Praxis in diesen Dingen habe ich ja.“

Die zwei braunen Türen stehen wieder offen, in der Waschmuschel gurgelt schmutziges Wasser.

IN DER ANTONIUSKIRCHE

In der Sakristei steht auf einer alten, bemalten Holztruhe ein kleiner Radioapparat. In einem zerschlissenen Sessel daneben liegt zusammengerollt ein Dackel. Der Kirchendiener hockt auf einem Fußschemel und schält eine große blaurote Zwiebel. Auf seinen Knien liegt auf einem Stück Zeitungspapier eine Scheibe Brot.

Durch die offene Tür sieht man den beleuchteten Marienaltar. Hoch über dem Flieder, den Narzissen, Tulpen und dem Jasmin schwebt eine weiße Madonna. Zu ihren Füßen steht der Pfarrer von der Antoniuskirche, neben ihm lehnt an einem silbernen Leuchter ein Gewehr.

„Du, die alle Schmerzen lindert“, betet der Pfarrer.

„Ora pro nobis“, antwortet die Kirche.

Die Bänke sind leer, niemand sitzt, alle knien, obwohl die improvisierte Andacht schon stundenlang dauert. Von draußen mischt sich in die Gebete das Bellen der Maschinengewehre. Auf dem Sommerberg dröhnt die Flak. Die Heiligen auf den schmalen gotischen Fenstern haben alle durchsichtige, flammendrote Gewänder. Es brennt irgendwo.

Das schwere Kirchentor ist verschlossen. Marta Konrad kniet bei dem Schlüsselloch, den welken Brautstrauß neben sich auf dem Fußboden, und schaut mit dem linken Auge hinaus. Mit dem rechten Auge hat sie so lange die linke Seite des Stroßmayerplatzes betrachtet, bis alles zu flimmern begann. Sie sah die Plünderung des Wurstladens, sie sah, wie die dicke Frau, die Inhaberin des Geschäftes, eine Tschechin, von den Gardisten verprügelt wurde, sie sah, wie

die Elektrische an der Ecke umgeworfen wurde, sie sah, wie ein deutscher Soldat zuerst entwaffnet und dann an einem Baum gehängt wurde, sie sah die Tschechen auf den Feuerwehrwagen schießen, der zu den brennenden Häusern auf dem Sommerberg fahren wollte, sie sah, wie einer Frau ihr Kind aus den Armen gerissen wurde, und sie sah, wie es die Gardisten zertrampelten.

Mit dem linken Auge sieht sie jetzt, wie Frauen und Männer das Pflaster aufreißen und Barrikaden bauen. Eine an der Ecke der Bielskystraße, die andere rechts von der Kirche. Mädchen in Hosen und hohen Stiefeln schleppen Flaschen aus der Weinstube zwischen den zwei Barrikaden, und die Leute trinken und rauchen, sie sieht, wie ein Mann aus dem Eckhaus vom dritten Stock herunterspringt, sie sieht, wie sie die Leiche auf die Barrikade werfen und mit den schweren Steinquadern zermalmten.

„Maria, die du deinen Sohn kreuzigen sahst“, betet der alte Pfarrer. Er ist schon heiser, der Hals tut ihm weh von dem langen Beten, er muß aber weiterbeten, denn er kann nichts anderes tun.

„Ora pro nobis“, antwortet wieder die Kirche. Die Betenden klammern sich an die drei Worte, die sie flüstern und rufen, sie haben nichts anderes als das Gebet.

„Maria, du voller Erbarmen“, bittet die heisere Stimme des Greises.

„Okó za okó, zub za zub“, — „Aug um Auge, Zahn um Zahn“, antwortet draußen fanatisch der Straßenamplion. Die Stimme des Herrn Fürsten hat sich in eine Peitsche verwandelt, die die Tschechen ununterbrochen zu neuen Morden treibt. „Schont niemanden, Prager und Pragerinnen, keine deutsche Frau und kein deutsches Kind, die deutschen Barbaren haben unsere Frauen und Kinder auch nicht geschont! Denkt an Lidice und Ležáký, denkt an die Tausenden ermordeten Patrioten während der Heydrichiade! Wer nicht mitkämpft, der wird bekämpft! Wer schont, der wird nicht geschont! Wer Mitleid hat, der verdient kein Mitleid! Baut Barrikaden, Prager und Pragerinnen! Die deutschen Söldner, die in der ganzen Welt verhaßte Wehrmacht, muß in Prag ihre größte Niederlage erleiden! Aug um Auge, Zahn um Zahn!“

Gleich danach ertönt im Lautsprecher wieder der blecherne tschechische Marsch. Die Regisseure der Prager Revolution wußten ganz

genau, warum sie vier Tage und vier Nächte nur diesen einzigen Marsch durch den Prager Rundfunk spielen ließen. Dieser Marsch war eine Säge, die ununterbrochen die Nerven bearbeitete. Er bohrte sich immer tiefer in die von Blut berauschten Gehirne hinein und drängte jeden vernünftigen Gedanken hinaus.

Der kleine Radioapparat in der Sakristei antwortet jetzt dem mitleidslosen Hetzer des Prager Rundfunks. Der Kirchendiener kaut dabei Zwiebel mit Brot, er hat eigentlich keinen Hunger, aber etwas muß er tun, und es gibt für ihn gar nichts zu tun.

„Prager und Pragerinnen!“ ruft der Sprecher des Senders Prag II. „Ruhe und Vernunft! Baut keine Barrikaden! Der Rest der deutschen Wehrmacht denkt nicht daran, unsere Stadt zu überfallen! Laßt die Feuerwehr zu den Brandstätten fahren! Es ist ein Verbrechen, wehrlose Feuerwehrleute zu beschießen, die unsere Häuser retten wollen! Schießt nicht auf die Ambulanzwagen des Roten Kreuzes, sie bringen Hilfe denen, die bei diesem sinnlosen Kampf verwundet wurden!“

„Kein Wagen des Roten Kreuzes darf passieren“, überbrüllt ihn der Lautsprecher draußen. „In den Wagen verbirgt sich die SS! Prager und Pragerinnen, macht die Besatzung der Wagen des Roten Kreuzes unschädlich und benützt diese Fahrzeuge zum Bau der Barrikaden!“

„Königin der Weisheit — ora pro nobis!“

„Prager und Pragerinnen, Vernunft und Ruhe!“

„Rache für Lidice, Prager und Pragerinnen!“

„Du liebeiche Freundin der Kinder . . .“

„Die deutsche Brut verdient keine Schonung!“

„Prager und Pragerinnen, schont wenigstens die unschuldigen Kinder!“

Auf einmal wird diese gräßliche Symphonie durch den Lärm am Strossmayerplatz übertönt. Die Leute rennen schreiend wie Ameisen hin und her — binnen einiger Minuten ist der Platz leer.

„Sie kommen! Sie kommen!“ ruft Marta Konrad schluchzend.

Durch die Belcredistraße herunter kriechen eiserne Raupen. Die erste trägt eine weiße Fahne. Oben auf dem Panzer steht ein Mann in der Uniform eines tschechischen Offiziers.

Alles in der Kirche drängt sich zu dem Tor, alles schreit nach dem

Schlüssel, Marta wird an das eisenbeschlagene Holz gedrängt, der Pfarrer ruft etwas, die beiden Sender sprechen jetzt gleichzeitig, jetzt donnern die Kanonen auch beim Holleschowitz Bahnhof, der Himmel blutet mehr und mehr.

Die Raupen bleiben stehen, über die Barrikaden wollen sie nicht kriechen. Der tschechische Offizier springt herunter, ein deutscher Offizier reicht ihm einen weißen Fetzen, der an einer Krücke befestigt ist. So marschiert er, ganz allein, durch den menschenleeren Stroßmayerplatz auf die Kirche zu, auf die Menschen zu, die sich oben auf der Plattform zusammendrängen, mit jedem Schritt ist er näher seiner Braut, die ihn dort oben auf der Kirchenstiege mit ausgebreiteten Armen erwartet. Da ist er endlich, er hat den Leuten in der Kirche Hilfe gebracht.

„Deutsche Frauen und Kinder, Kranke und alte Personen und verwundete deutsche Soldaten können mit der Wehrmacht Prag verlassen. Wir sind keine Mörder, wir wollen keine Rache“, ruft der Offizier.

Das Echo höhnt ihn — „Rache, Rache, Rache.“

Zuerst wagt niemand zu gehen. Dann aber gibt der Pfarrer Marta ein Wickelkind in die Arme, sein Dackel springt an ihr hoch und bellt erfreut. Marta läuft mit dem Säugling, hinter ihr humpelt eine alte Frau mit einem Wecker in der Hand, einige kleine Buben sind schneller, sie sind schon bei den Panzern, sie klettern hinauf — man hört nichts, nur das Gedonner der Kanonen und die gräßliche Blechmusik. Marta gibt einem deutschen Offizier das Kind, hilft der alten Frau beim Einsteigen und läuft dann wieder zurück zur Kirche.

Da — das Kirchentor ist zu. Unter der Stiege liegt ihr Bräutigam. Durch einen Schuß ins Genick getroffen.

Die Panzer rollen durch die Belcredistraße zurück.

IM ZIRKUS

Seit der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda wegen des „totalen Einsatzes im totalen Krieg“ sämtliche Theater im

Protektorat Böhmen und Mähren schließen ließ, wurde der graue Riesenpilz auf dem Sommerberg in Prag der einzige Ort, wo man Akteure aus Fleisch und Blut agieren sehen konnte. Zweibeinige und Vierbeinige, solche mit hohen Gagen und solche, die nur für das tägliche Fressen auftraten. Das Zelt des Zirkus auf dem Sommerberg war täglich überfüllt. Die fleißigsten Besucher waren deutsche Soldaten, die jedes Programm mehrmals sahen, aber auch tschechische Kinder konnten sich an der bunten, fremden Welt nie satt sehen.

Links und rechts flankieren den Eingang zwei Holzhäuschen mit der Aufschrift „Kassa“. Das eine mit hüpfenden Affen in roten und blauen Fräcken bemalt, auf dem anderen kämpft der Kasperl mit einem bössartigen Drachen. Zwischen den Häuschen schwebt hoch in der Luft eine sechs Meter große Figur. Es ist ein Mädchen mit lackschwarzem Haar, das mit roten Rosen geschmückt ist, und einem enganliegenden Trikot, das aus lauter schillernden silbernen und goldenen Schuppen besteht. Das ist Rosita Bella, die tollkühne Trapezkünstlerin, der Star des Zirkus, der Liebling des Publikums. Nur hereinspaziert, die Herrschaften, Kinder und verwundete Soldaten zahlen die Hälfte. Hereinspaziert, auch heute spielt die weltberühmte Rosita Bella zweimal mit dem Tod! Die Nachmittagsvorstellung beginnt um drei, die Abendvorstellung um acht Uhr. Rosita Bella arbeitet ohne Schutznetz, Rosita Bella, die erst siebzehn Jahre zählt, hat dem Artistentod schon tausendmal in die Augen gesehen! Wer nicht Rosita Bella auf dem Trapez gesehen hat, der weiß nicht, was Mut ist. Darum, hereinspaziert, die Herrschaften!

Die gemalte Rosita Bella auf dem Plakat lächelt verführerisch das Gebäude des Innenministeriums an, das verlassen und dunkel dasteht, ihr linker Fuß wippt kokett über einem brennenden Haus, ein Kußhändchen gilt den Holzbaracken der Studentenkolonie, in denen auf Leben und Tod gekämpft wird.

Die Manege ist dunkel. Aus den Logen blinzeln traurig blaue Sterne der verdunkelten Taschenlampen. Sämtliche zweibeinigen Artisten sind hier versammelt. Die Vierbeinigen wurden, so gut es ging, versorgt, um die Käfige herum wurden die Zirkuswagen gestellt, um die Tiere wenigstens etwas vor den verirrtten Geschos-

sen zu schützen. Die Pferde und die Elefanten sind in dem Vorfeld untergebracht, die Affenkäfige sind oben auf den Stehplätzen. Die Musiker sitzen mit ihren Instrumenten in ihrer Loge über dem Laufgang, vor ihnen auf der Balustrade steht ein Radioapparat. Die zwei Clowns, kleine Männlein mit Kinderfüßen und zu großen Eierköpfen, hocken bei den Affen und versuchen, die aufgeregten Tiere zu beruhigen.

„Wnimanije, wnimanije“, die Stimme des Sprechers in dem Radioapparat bebt wie in höchster Not. „Zu Hilfe, zu Hilfe! Prag wurde von den Deutschen überfallen, die tschechische Bevölkerung wird von ihnen niedergemetzelt. Zu Hilfe, zu Hilfe! Das kämpfende Prag braucht Waffen und Flugzeuge!“

Der russische Text wird von dem Sprecher in französischer und englischer Sprache wiederholt. Und schon schmettert der Apparat wieder den gräßlichen blechnen tschechischen Marsch.

„Diese verlogenen, gottverdammten Schweine“, ertönt eine zornige Stimme von der Kuppel. „Diese Hunde überfallen die Deutschen und — Kinder, ich halte es nicht mehr aus!“

Hoch oben, wo die Rippen des Zeltes zusammenlaufen, schaukelt zwischen Drähten und Stricken, unter einem Kranz von Glühbirnen, die jetzt allerdings nicht strahlen, auf einem schmalen Brett ein Mädchen in einem schwarzen Trikot. Auf den dunklen Locken ein gelbes Kopftuch, um den Hals ein dünnes Goldkettchen mit einem Medaillon. Ein kostbarer Pelzmantel baumelt daneben an einer hochgezogenen Strickleiter. Das ist die lebendige Rosita Bella, geschmeidig wie eine Katze und reizbar und unberechenbar wie eine Tigerin.

„Dreht es auf den andern Sender“, ruft der Direktor zu der Musikerloge hinauf. Die Mitglieder der Zirkuskapelle sind durchwegs Tschechen, sie wurden schon von den Gardisten mehrmals aufgefordert, den Zirkus zu verlassen, da sie doch zu diesem „ausländischen Gesindel“ nicht gehören. Sie blieben aber, und der Älteste von ihnen, ein Bassist, erklärte für alle, daß sie ihre Kollegen nicht im Stich lassen werden.

„Prager und Pragerinnen, wir bitten um freie Durchfahrt für den Wagen des Internationalen Roten Kreuzes! Das Internationale Rote Kreuz will mit K. H. Frank verhandeln. Das Internationale

Rote Kreuz genießt in der ganzen Welt das Recht der Unantastbarkeit! Wir bitten um freie Durchfahrt für den Wagen des Internationalen Roten Kreuzes, der sich jetzt auf der Kleinseite befindet. Der Wagen trägt außer dem Zeichen des Roten Kreuzes eine weiße Fahne.“

Der Text wird von den Musikern in alle möglichen Sprachen übersetzt. Dann hören sie wieder den Sender Prag I, dessen Sprecher sich jetzt „Die Welle 418“ nennt. Barrikaden bauen, keinen Wagen passieren lassen, keinen Pardon für die Deutschen, alle auf die Straßen, wer zu Hause bleibt, ist ein Verräter — kämpfen, kämpfen, kämpfen!

Ein Franzose, der mit seiner rumänischen Frau als das „Jongleur-Duo Rastelli“ auftritt, wagt sich vor das Zelt hinaus. Aus den Häusern gegenüber schleppt man Luftschutzkoffer heraus, zusammengerollte Teppiche, Radioapparate, Pelzmäntel, Wäschekörbe mit Silberzeug und Kristallglas, Bilder, Uhren, Anzüge, Konserven, Schachteln und Bündel. Die Wohnungen der Deutschen werden geplündert. Um eine Schmuckkassette wird gerauft, eine Frau schlägt einem Mann mit einer großen Vase auf den Schädel, der Mann läßt die Kassette los und fällt wie ein Stück Holz auf den Gehsteig, die Frau rennt mit der Kassette davon, aber schon nach ein paar Schritten wird sie von hinten erschossen. Jetzt läuft eine andere Frau mit der Kassette über die Straße, die Leute ihr nach, sie läuft direkt zu dem Franzosen hin, der springt in das Zelt zurück, die Frau erreicht die schwere Portiere, schiebt sie mit der Kassette auseinander, und schon ist auch die ganze Bande, ungefähr dreißig Männer und Weiber, in dem Zirkuszelt.

Die Artisten fliehen zu dem Laufgang, nur die beiden Zwerge bleiben bei den Affen oben. Die zwei Gruppen stehen sich im Dunkeln gegenüber, die Revolutionäre sehen zuerst gar nichts, ihre Augen müssen sich an die Finsternis langsam gewöhnen. Es ist ganz still, man hört nur das Gejammer der Affen.

„Schönen guten Abend“, ertönt es von oben in schauerhaftem Tschechisch, so wie es Rosita ihrem tschechischen Publikum bei jeder Vorstellung seit Wochen vorgeplappert hatte. „He, Kapellmeister“, spricht sie weiter italienisch. „Frag die Herrschaften, ob sie Entree bezahlt haben.“

Die Revolutionäre heben die Köpfe, aber oben ist nichts zu sehen. Im Laufgang wiehern ängstlich die Pferde, ein Elefant trompetet unzufrieden. Das Radio ist auf den Sender Prag I eingeschaltet, der unentwegt seinen blechernen Marsch wiederholt.

„Licht“, kreischt eine von den Frauenzimmern.

Der Direktor versteht zwar ein bißchen Tschechisch, er traut sich aber nicht zu sprechen, denn er ist ein Deutscher. Einer von den Musikern antwortet also. „Wir dürfen kein Licht machen, es sind doch jede Weile Flieger da.“

„Jetzt sind aber keine Flugzeuge hier“, keifen die Weiber.

„Licht, sonst wird es knallen!“

„Was wünschen denn die reizenden Damen?“ erkundigt sich Rosita. Als es ihr von den Musikern übersetzt wird, hantiert sie eine Weile oben, und dann drückt sie einen Hebel herunter. Sofort werden die Eindringlinge von einem Reflektor beleuchtet, die Glasplatte ist grün, sie wurde bei der Szene „Nacht in der Wüste“ verwendet. Sonst bleibt das Zelt im Dunkel. Die Revolutionäre fluchen und versuchen, dem Reflektor zu entkommen, das gespenstische grüne Licht verfolgt sie aber überallhin.

„Herunter, du da oben, sonst erschieße ich dich wie einen Spatzen!“ brüllt einer von den Männern. „Ihr Lumpen“, schreit er die Musiker an. „Ihr habt für die deutschen Mörder gespielt, jetzt habt ihr auch die Schuld! Herunter von der Kanzel! Und die anderen herkommen! Alle sind verhaftet, verstanden? Einer nach dem anderen zu uns, ans Licht! Habt ihr Waffen? Na, wird es bald?“

„Wnimanije, wnimanije“, fleht die Welle 418. „Prag wurde von den Deutschen überfallen! Wir brauchen dringend Hilfe!“

Als erster nähert sich der französische Artist der Bande. Zwei Weiber stürzen sich auf ihn, seine Taschen werden durchwühlt, sein Hemd wird in Fetzen gerissen, sie finden aber nichts, nur ein kleines Taschenmesser und einige Würfel Zucker.

„Du elender Hund, warum hast du nicht gesagt, daß du eine Waffe bei dir hast?“

Von allen Seiten prasseln auf ihn Fausthiebe.

„Ich — ein Franzose!“

„Die Franzosen sind genau solche Schweine wie die Deutschen,

sie haben im Jahre 1938 unsere Republik im Stich gelassen“, schreit ein Bursche.

Der Franzose versucht, die Augen vor den Schlägen mit den Händen zu schützen, seine Frau eilt ihm verzweifelt zu Hilfe, sie bekommt einen Fußtritt in den Bauch und fliegt wie eine Fetzenpuppe gegen die Balustrade zurück. Stöhnend verkrampft sie die Finger in den Sand der Manege und windet sich in Krämpfen. Zwei Musiker, die aus ihrer Loge heruntergesprungen sind und fliehen wollen, werden blutig verprügelt. Eine junge Tänzerin, die sich unter einer Bank verkrochen hat, wird an den Haaren hervorgezogen und hin und her geschleift. Der Geiger und der Trompeter schlagen mit ihren Instrumenten herum, sie wehren sich aber nicht lange, und bald liegen auch sie im Sand. Die zwei Zwerge schieben die Affenkäfige unter die oberen Bänke, eine von den Weibern bemerkt es, glaubt, daß dort die Luftschutzkoffer mit Wertsachen versteckt werden, und klettert über die Bänke hinauf. Einer von den Zwergen hält gerade einen Käfig mit einer Affenmutter in den Händen, die Äffin preßt ihr Kind an die Brust, ihr Gesichtchen ist rot vor Wut und Angst. Der Zwerg bekommt einen Schlag mit einem Gewehr auf seinen armen häßlichen Eierschädel, die Affenmutter wird wahnsinnig vor Schreck, sie fletscht die Zähne und streckt dann die Zunge heraus. Tausendmal haben die Tschechen in der Tierschau über die ausgestreckte Zunge gelacht, sie reizten sie dazu, weil es so spaßig ausgesehen hatte. Jetzt aber fühlt sich die Tschedin von der Äffin schwer beleidigt. Sie reißt die Tür des Käfigs auf und greift hinein, die Äffin beißt sie in die Hand, das Weib heult auf.

„Laßt die Affen in Ruhe“, knurrt Rosita drohend. „Laßt die Tiere in Ruhe, du — du — Mensch!“

Ein Schlag mit dem Gewehrkolben, die Augen der Affenmutter bekommen einen verwunderten Ausdruck, der Blick ist wie der eines Menschen in Todesangst, der Blick des Tieres fragt — warum? Dann erlischt er, und die Affenmutter sieht nicht mehr das zerschmetterte Körperchen ihres Kindes.

„Leo, Pierre — weg, duckt euch“, ruft Rosita den Zwergen zu. Dann schießt sie. Mit einem schweren, uralten Revolver, den ihr Vater zum Bändigen der wilden Tiere benutzt hatte. Sie steht auf

dem schaukelnden, schmalen Brett und schießt in den Haufen der Angreifer.

Die Revolutionäre flüchten brüllend dem Ausgang zu, Rosita schießt weiter. Zweimal hat sie getroffen, nur zweimal. Sie ruft die heilige Maria zu Hilfe — laß mich doch besser schießen, verdammt noch einmal, ich will diese Teufel alle in die Hölle schicken. Ihre Schießerei und noch mehr ihr verworrenes, ketzerisches Gebet wirken auf die Artisten elektrisierend. Seit Mittag waren sie in diesem dumpfen Zelt gefangen, seit Mittag ließen sie sich durch Angst lähmen, jetzt ist die Grenze des apathischen Wartens überschritten. Wie gereizte Tiere stürzen sie sich ohne zu überlegen auf die Revolutionäre, es kracht und klatscht, man kämpft mit Holzlatten und Mistgabeln, man schlägt mit Klarinetten und Notenpulten, man schreit italienisch, spanisch, polnisch, englisch, rumänisch, deutsch und tschechisch. Dann ist die Schlacht zu Ende. Die Hälfte der Angreifer flüchtete, die anderen sind mehr oder weniger verwundet. Die Artisten nehmen ihnen die Waffen ab, die Waffe ist jetzt wichtiger als die Schmuckkassette, sie ist wichtiger als Brot. Zwei Stallburschen werfen die Verwundeten vor das Zelt, sie kriechen wie Würmer über die mit Tausendschönchen übersäte Wiese davon.

„Sechs Tote. Drei tschechische Weiber und ein Mann, von uns Rastelli und Sascha Ordonuvna“, meldet der Bassist dem Direktor, der einsam auf der Balustrade hockt.

„Sechs Tote? Wir alle sind tot“, sagt er tonlos.

„Die sollen nur noch einmal kommen!“ schreit der Kassier.
„Jetzt haben wir auch Waffen!“

„Hundert gegen eine Million?“ schreit der Direktor verzweifelt zurück.

„Meinetwegen gegen zehn Millionen!“

Wie ein Blitz saust Rosita auf einem Strick herunter. „Pfui, schäm dich, Direktor!“ pfaucht sie wild. „Zuerst hast du immer ein großes Maul gehabt, solange die Deutschen gesiegt haben, zuerst hast du immer behauptet, daß ein Deutscher das Wort Feigheit überhaupt nicht kennt und jetzt . . .“

„Ich bin kein Feigling, ich bin aber auch kein Selbstmörder!“

Warum hast du geschossen, Rosita? Jetzt werden wir es alle büßen müssen!“

„Büße ruhig, wenn du nichts anderes zu tun hast, ich aber werde schießen, verstehst du? So lange, bis ich hin sein werde!“

„Hast du nicht gehört, daß das Internationale Rote Kreuz mit K. H. Frank verhandeln wird? Hast du nicht gehört, daß man nicht kämpfen soll?“

„Und was soll man denn sonst machen, wenn die Schweine uns und unsere Tiere wieder überfallen werden? Soll ich sie vielleicht dafür abküssen? Hast du nicht begriffen, daß die Tschechen uns alle umbringen wollen, ob wir kämpfen oder nicht, ob wir schuld sind oder nicht? So geh, geh doch hinaus und heb die Pfoten hoch, du wirst sehen, ob dich die Mörder pardonieren werden! Jeder kann gehen, alle könnt ihr gehen, ich bleibe aber! Geh, geh, Direktor, ich werde alles auf mich nehmen, du brauchst mich nicht zu denunzieren, ich werde nicht leugnen, daß ich geschossen habe! Alle könnt ihr gehen!“

Niemand rührt sich. Der Direktor sitzt da mit gesenktem Kopf. Rosita schaut sich um, sie sieht die zerschlagenen, blutigen Gesichter, in den Augen sitzen Verzweiflung, Haß und Angst. Sie bückt sich, hebt die Schmuckkassette auf, läuft zum Ausgang und wirft sie im hohen Bogen hinaus.

Der Radioapparat wurde während des Kampfes umgeworfen, jetzt beginnt er wieder zu spielen.

„... spricht die Welle 418. Eine Warnung an alle Prager und Pragerinnen! Wer einem Deutschen Unterkunft gibt, wer einem Deutschen zur Flucht verhilft, wer einem Deutschen ein Kleidungsstück, ein Stück Brot oder einen Schluck Wasser gibt, wer einem verwundeten Deutschen Hilfe leistet, der wird als Volksfeind mit dem Tod bestraft! Achtung! Achtung! — Wer einem Deutschen, sei es ein Mann, eine Frau oder ein Kind ...“

Die deutsche Kunstreiterin Anita bricht zusammen und schreit hysterisch. Den blechnen tschechischen Marsch kann sie aber nicht überschreien.

Das runde Tischchen ziert eine schneeweiße, handgestickte Decke. Elvira Blümelein weiß noch ganz genau, daß sie diese Decke in Preßburg von einer slowakischen Hausiererin gekauft hatte. Die Kaffeetassen sind aus Karlsbad, die hat sie damals zusammen mit dem gelben Sonnenschirm und dem Silbertäschchen gekauft. Die Löffel haben ihr Monogramm. Eigentlich hat sich in diesem Salon nichts verändert, nur das große Bild war damals nicht da. Das Bild der Frau, die ihr Artur geheiratet hat, während sie im Ghetto war.

Jetzt sitzt ihr die Frau gegenüber, auf ihrem Lieblingsfauteuil, in ihrem Salon, in ihrer Wohnung, und die Wohnung gehört nicht mehr ihr, sondern der Frau des Doktors Artur Braun. Und draußen ist Revolution. Hier merkt man allerdings nicht viel von der Revolution, alles ist auf seinem Platz, alles ist elegant und gepflegt, bis auf Frau Elvira Blümelein, die wie eine armselige Provinzschauspielerin aussieht.

Frau Doktor Braun legt den gepflegten Zeigefinger auf die silberne Rosette, die neben der Zuckerdose liegt, die Glocke zirpt diskret, ein Dienstmädchen mit einer winzigen Spitzenschürze erscheint und räumt den Tisch ab. Ohne zu fragen, nimmt sie auch die noch halbvolle Tasse der Frau Blümelein mit.

„Wo nur Artur so lange bleibt“, seufzt Frau Doktor Braun schon mindestens zum zwanzigstenmal. Es ist eigentlich ein Vorwurf, denn nur wegen dieser widerlichen Jüdin mußte ihr Mann zum Nationalausschuß gehen.

Elvira Blümelein seufzt auch. Sie ist müde, sehr müde. Acht Stunden dauerte der Weg vom Wenzelsplatz zu der Sokolgasse, obwohl die Sokolgasse eine Querstraße dieses Platzes ist. Sie mußte immer wieder umkehren, sie mußte immer wieder Umwege suchen, sie mußte in verschiedenen Luftschutzkellern warten, sie mußte zwei Stunden Pflastersteine für eine Barrikade schleppen — und als sie endlich in ihrer Wohnung war, war sie in einer fremden Wohnung. Allerdings, Artur war sehr liebenswürdig und seine Frau nicht gerade unfreundlich, aber sie wurde trotzdem wie ein Besuch behandelt. Jetzt wartet sie wieder. Es ist unter Todesstrafe verboten, fremde Personen — tatsächlich, Artur hat ruhig „fremde

Personen“ gesagt — in der Wohnung zu belassen. „Aber, liebe Elvira, ich werde zum Nationalausschuß gehen und deine Sache vertreten.“

„Sie hätten doch lieber in Theresienstadt warten sollen, bis die Revolution vorbei ist, Frau Blümelein“, sagt Frau Doktor Braun vorwurfsvoll.

„Ich habe in Theresienstadt fünf Jahre gewartet.“

„Ja, ja, ich weiß, ich meine es doch gut. Die Situation ist aber noch nicht geklärt, die Deutschen sind noch immer da . . .“

„Die Deutschen haben mir heute nichts getan.“

Im Vorzimmer kichert das Dienstmädchen, Herr Doktor Braun erzählt vermutlich etwas Lustiges. Strahlend und zufrieden erscheint er in der Tür. „Gute Nachrichten, liebe Elvira. Übrigens, Milada, ich bin auch Mitglied des Nationalausschusses für Prag XII. Ich werde also heute nacht kaum mehr nach Hause kommen, die tagen ununterbrochen. Ich werde dich aber anrufen. Die waren froh, mich zu haben. Lauter kleine Leutchen, jetzt auf einmal sind sie mächtige Beamte. Du kannst dir wohl vorstellen, daß sie einen Juristen brauchen. Also, Elvira, wir fahren jetzt gleich zum Polizeipräsidium. Ich habe deinen Fall dem Nationalausschuß vortragen, es geht nur um eine Formalität. Du mußt einen provisorischen tschechischen Ausweis bekommen.“

„Einen provisorischen? Warum nur einen provisorischen?“

„Gott, sei nicht gleich so gehässig und mißtrauisch! Es ist doch jetzt alles nur provisorisch.“

Vor dem Haus wartet ein Wagen mit einer großen rotblau-weißen Fahne und einem breiten Papierstreifen: „Nationalausschuß von Prag XII.“ Elvira muß sich auf den Fußboden hinlegen, es ist angeblich wegen der Schießerei. Sie liegt also zusammengerollt wie ein Hund. Die Fahrt dauert endlos, immer wieder schreit Doktor Braun das Losungswort „Jan Žižka“. Frau Blümelein grübelt, wer dieser Jan Žižka sein könnte, kommt aber nicht darauf, daß Jan Žižka der einäugige Tschechenführer war, der den Religionskrieg nach dem Märtyrertod des Predigers Jan Hus entfesselt hatte und ihn dann in einen Krieg gegen die Deutschen verwandelte.

Der Wagen passiert ohne weiteres das Tor des zweiten Hofes

des Polizeipräsidiums. Doktor Braun spricht mit jemandem leise, Elvira kann kein Wort verstehen.

„So, Frau Blümelein“, öffnet er nachher die Wagentür. „Kommen Sie jetzt!“

Elvira ist ohne Hut und ohne Mantel. Sogar das rote Handtäschchen hat sie in ihrer Wohnung vergessen, das heißt in der Wohnung, die noch nicht ihre ist. Das macht aber nichts, sie wird ja gleich mit Artur zurückfahren. Nur eine Trikolore braucht sie, das ist wichtig. Auf Arturs Brust baumelt eine halbmeterlange rotblauweiße Schärpe.

„Gib mir doch ein Stück davon, Artur“, flüstert sie hastig aus dem Wagen.

„Von was denn? Ach so, die Trikolore meinen Sie, Frau Blümelein!“

Jetzt erst merkt Elvira, daß er zu ihr nicht mehr du sagt.

„Warum sagst du auf einmal ‚Frau Blümelein‘ zu mir?“ fragt sie mißtrauisch.

„Sei nicht so einfältig, ich kann doch nicht der Polizei sagen, daß wir befreundet sind, sonst würden die Leute sofort Protektion wittern. Ich bin nur dein Anwalt, verstehst du? Und die Trikolore kannst du noch nicht haben, du mußt zuerst einen tschechischen Ausweis haben. Komm schnell, zum Teufel, die schauen uns schon alle an!“

Frau Blümelein geht. Der Hof ist dunkel, man sieht nur undeutlich, daß entlang der Mauern Ketten aus Menschenleibern stehen. Alle mit erhobenen Händen, alle mit den Gesichtern zu der Mauer hin. Gardisten sieht man hier keine, nur tschechische Polizisten. Sie stehen in der Mitte des Hofes und debattieren halblaut.

Eine Tür, wieder unbewacht — Elvira atmet auf. Wüßte sie, daß man sie und ihren Begleiter nur darum ohne weiteres hineingehen läßt, weil sie ohne Trikolore eine Gefangene ist — aber das weiß sie nicht, und sie glaubt, daß sie gar keinen Grund zur Beunruhigung hat. Sie ist ja Jüdin, sie war im Ghetto, ihr gehört das größte Kaffeehaus von Prag, ihr gehören zwei große Kaffeehäuser in Brünn und ihr gehört ein Dutzend Großmühlen in Nordböhmen. Sie ist sehr reich, sie ist wieder reich, sie muß ja alles zurückbekommen.

Dieser Trakt des Polizeipräsidiums wurde später gebaut, er sieht nicht so düster aus wie das Hauptgebäude. Die Wände sind hell und sauber, die Stiege hat ein modernes Holzgeländer. Im Halbstock ist eine große Halle mit Säulen aus Kunstmarmor. Am Fenster steht eine strohgelbe Bank.

Elvira muß sich hinsetzen und wieder warten. Doktor Braun ist zu dem zuständigen Kommissar gegangen. Jetzt ist aber das Warten nicht mehr so schlimm. In der Halle stehen zwei Klaviere, auf einem hämmert ein Mädchen, das zweite bearbeitet ein älterer Herr. Jeder spielt etwas anderes. Das Mädchen einen Foxtrott, der Herr das Entree lied aus der Oper „Die verkaufte Braut“. Dazu grölt er den Text: „Warum sollen wir uns nicht freuen?“ Dieser Lärm wirkt auf Elvira direkt wohltuend, es ist immerhin nach den langen Jahren wieder Musik. Sie wippt mit den Füßen und versucht mit dem linken Schuhabsatz den Rhythmus des Foxtrotts zu klopfen und mit dem rechten den des fröhlichen Liedes aus der „Verkauften Braut“. Dazu raucht sie, Artur hat ihr ein ganzes Päckchen Zigaretten dagelassen.

In einem kahlen Zimmer mit vier Tischen — in diesem Raum wurden die Zeugen verhört — steht bei der Zentralheizung der Kommissar Doktor Hora. Man könnte ihn für einen Südländer halten, viel eher als für den Sohn einer uralten tschechischen Bauernfamilie. Sein Haar ist pechschwarz und glatt, die Augen sind mandelförmig, die Lippen voll und rot. Doktor Hora ist der härteste Mann vom ganzen Polizeipräsidium. Bei ihm hat immer jeder prompt ein Geständnis abgelegt, jeder Verhaftete hat immer nur das ausgesagt, was der Kommissar Hora gewünscht hatte.

Seit dem Jahre 1918, als es dem Professor Masaryk gelang, den amerikanischen Präsidenten Wilson zu überzeugen, daß es unbedingt notwendig sei, zwischen die beiden deutschsprechenden Staaten, das geschlagene Deutschland und das neue, winzige, lebensunfähige Österreich, und das unzufriedene, abgerufte Ungarn einen Keil zu treiben — die Tschechoslowakische Republik —, war das tschechoslowakische Innenministerium fast ununterbrochen in den Händen der größten tschechischen Partei, der Agrarier. Darum wurde Doktor Hora Mitglied dieser mächtigen Partei, machte mühelos Karriere und brachte es schließlich bis zum Stell-

vertreter des Chefs der politischen Abteilung des Prager Polizeipräsidiums. Dann, im Jahre 1939, wurden Böhmen und Mähren von Hitler in ein Protektorat verwandelt, und die Slowakei bekam die Selbständigkeit. Im Prager Polizeipräsidium war eine große Säuberung, Doktor Hora blieb aber ruhig auf seinem Posten. Seine Verhöre der aus politischen Gründen verhafteten Tschechen wurden bald berüchtigt, und es kam mehrmals vor, daß die tschechischen politischen Häftlinge flehentlich baten, sie lieber der Gestapo zu übergeben. Es gab keine Grausamkeit, die Doktor Hora an den Verhafteten nicht ausprobiert hätte. Dabei wußte ganz Prag, daß er auch wohlwollend sein konnte. Sein Wohlwollen war aber nicht billig, und seine Preise waren fest. Für ein kleineres Delikt, zum Beispiel Flüsterpropaganda gegen die Deutschen, ließ er sich 60.000 Kronen bezahlen, bevor er sein Wohlwollen übte. Dabei wußte er ganz genau, daß diese Gelder zum größten Teil aus dem Geheimfonds der Widerstandskämpfer stammten. Wer kein Geld hatte, der bekam ein papierenes Hemd.

Natürlich glaubte man allgemein, und die Familien der Hingerichteten schworen es schon lange vor der Revolution, daß er, sobald die Deutschen erledigt sein werden, an der erstbesten Laternen hängen wird. Es geschah ihm aber nicht das geringste. Doktor Hora behielt wieder seinen Posten.

Doktor Braun ist ein sehr guter Bekannter von ihm. Zwar nicht so ganz gewissenlos wie der Kommissar, dafür aber ein geriebener Geschäftsmann und Konjunkturritter. Er verwaltet einige Zinshäuser, die der Kommissar während des Protektorats „erworben“ hatte, und in seinem Safe liegen einige Kilo Gold, die Doktor Hora vorsorglich „erwirtschaftet“ hatte. Die Sache Blümelein hat einige scharfe Haken, darum will er sich mit seinem Freund beraten.

„Weißt du schon, daß wir seit zwei Stunden zwei Polizeiprääsidenten haben? Ja, wirklich, Artur! Und kein Hund weiß, wer sie eigentlich sind. Die Gauner waren einfach auf einmal da.“

„Du kannst sie doch verhaften lassen, das ist ganz einfach.“

„Fällt mir nicht ein. Die zwei Halunken tun vorläufig nichts anderes, als zu versuchen, sich gegenseitig verhaften zu lassen. Ich habe mit beiden gesprochen, allerdings nur telefonisch. Beide ernannten mich sofort zum Stellvertreter.“

„Na und du?“

„Ich habe beiden versprochen, mich selbstverständlich zur Verfügung zu halten. Einer von ihnen ist Kommunist, der zweite von der Beneš-Partei.“

„Und auf welches von diesen Pferdchen soll man wetten?“

„Auf das rote, Artur, aber vorläufig noch nicht. Aber jetzt zu deiner Sache. Hast du die Jüdin mitgebracht?“

„Ja, sie sitzt draußen.“

„Na — vielleicht also ein kleiner Sprung aus dem Fenster, nicht?“

„Geht nicht, Josef. In diesem Fall würde sie nur der Fiskus beerben.“

„Also was? Soll sie zuerst ein Testament zu deinen Gunsten verfassen?“

„Auch nicht, vorläufig nicht. Das Biest war schon vormittags beim Internationalen Roten Kreuz.“

„Du, übrigens, das Internationale Rote Kreuz, das ist zum Schießen! Diese Trottel wollten wirklich mit Frank sprechen, das paßt aber nicht zu unserem Konzept. Wir haben ihren Wagen jedesmal, wenn sie versuchten, zum Hradschin zu fahren, sehr geschickt beschießen lassen. Selbstverständlich dürfen wir die Kerle nicht totschießen, aber Angst müssen sie haben. Unsere Leute haben zu diesem Zweck SS-Paradeuniformen angezogen. „Die SS schießt auf das Internationale Rote Kreuz!“

„Nicht schlecht gemacht. Ich habe mir gedacht, du könntest doch die Blümelein da lassen, nicht wahr?“

„Ohne weiteres, aber für ihren Kopf kann ich nicht garantieren. Unsere sämtlichen Garagen sind voll von Leichen. Aber warte, ich hab' eine Idee. In Theresienstadt ist Typhusepidemie, weißt du es?“

„Um Gottes willen, und das verdammte Weib war in meiner Wohnung!“

„Aber geh, Artur, die Jüdin war nicht in den Typhusbaracken! Sie hat doch, wie du mir selbst erzählt hast, in dem Verwaltungshaus gearbeitet. Wie gesagt, ich hab' eine Idee. Komm mit, ich werde dir etwas Interessantes zeigen. Wir müssen die Jüdin zuerst mürbe machen. Ich bringe sie in den Saal 114. Du wirst zum Schein protestieren, verstehst du? Und dann verschwindest du. Im Ge-

fanganhaus haben wir eine Extrazelle. Nur für die Prominenz. Vorläufig sitzt dort nur die Reumann, du weißt doch, die schöne Helena, die Sekretärin vom Weidermann. Die Zelle wird von meinen Leuten überwacht, denn die Vöglein, die in diesen Käfig kommen, die sind sehr wertvoll, denen darf man nicht den Hals umdrehen. Also, komm!“

In der Halle werden noch immer die beiden Klaviere um die Wette bearbeitet. Elvira Blümelein sitzt noch immer auf der strohgelben Bank und raucht. Als sie die beiden Männer kommen sieht, steht sie sofort auf und geht ihnen tänzelnd entgegen.

„Elvira Blümelein ist mein Name“, lispelt sie kokett und streckt dem Kommissar die Hand entgegen.

Doktor Hora steckt beide Hände in die Taschen und betrachtet sie schweigend. Doktor Braun braucht nicht den Nervösen zu spielen, er ist wirklich nervös. Die alte, komische Ziege tut ihm doch ein bißchen leid.

„Blümelein heißen Sie also?“ sagt Doktor Hora gedehnt. „Sie sind also eine Deutsche?“

„Ich bin Jüdin.“

„Deutsche Jüdin. Blümelein ist doch ein deutscher Name.“

„Aber — alle Juden haben doch deutsche Namen!“

„Möglich, weil sie eben alle deutsche Juden sind. Sie sprechen übrigens nur fehlerhaft Tschechisch.“

Frau Blümelein schaut in die harten, schwarzen Augen wie hypnotisiert. Mechanisch hebt sie die Hand und will einen Zug aus der Zigarette machen, aber Doktor Hora schlägt ihr mit der Faust auf den Handrücken.

„Was fällt dir ein, du freche Dreckjüdin, was erlaubst du dir? Mir den Rauch ins Gesicht zu blasen? Mir?“ knurrt er drohend.

Da hat er aber nicht mit Elviras schwacher Seite, die ihre einzige Stärke ist, gerechnet. Bis zu ihrem Abtransport nach Theresienstadt hatte sie sich immer für ihre Abstammung geschämt. Erst im Ghetto wurde aus dieser längst getauften Jüdin eine selbstbewußte Jüdin. Je mehr sie beschimpft wurde, desto mehr verbohrt sie sich in ihren spätgeborenen Rassenstolz. In den langen, schlaflosen Nächten träumte sie von einer jüdischen Schule, einer musterhaften Schule für jüdische Kinder, die sie später mittels

ihres Geldes gründen wollte. Jetzt ist das „Später“ endlich da — und sie ist wieder eine Dreckjüdin. Aus ihren wasserblauen Augen rinnen ganze Bäche von Tränen über ihre längst verwelkte Schönheitsmaske, sie greift aber trotzig nach einer neuen Zigarette, sie zündet sie an und macht den ersten Zug.

Doktor Braun wäre am liebsten gleich verschwunden. Er kennt den unbeherrschten Jähzorn seines Freundes, er kann sich vorstellen, was kommen wird. Verhüten will er es nicht, er will aber nicht dabei sein.

Es geschieht aber nichts. Keine Schläge, kein Gebrüll. Der Kommissar dreht sich zu ihm hin und sagt ganz ruhig: „Die Blümelein ist verhaftet.“

„So? Warum?“ fragt Doktor Braun zerstreut. Gleich besinnt er sich aber seiner Rolle, reißt sich zusammen und ist ganz der große Verteidiger. „Frau Blümelein war im Ghetto, Herr Kommissar. Sie ist erst gestern zurückgekehrt. Ich sehe daher keinen Grund, und ich muß als ihr Rechtsfreund auf das entschiedenste . . .“

„Die Blümelein ist unter dem Verdacht des vorsätzlichen Massenmordes verhaftet, Herr Doktor. Sie hat vor ihrer Flucht, vermutlich durch die SS angestiftet, die typhuskranken Juden in einer Baracke eingesperrt und hinderte dann andere Juden daran, diesen Kranken irgend welche Hilfe zu leisten.“

„Aber das ist doch absurd!“ ruft Doktor Braun empört. Beinahe aufrichtig empört.

Die Klaviere hämmern wie besessen, die Dissonanz der falschen Akkorde hört sich an wie Todesschreie. Jawohl — man hat die typhuskranken Juden in eine Baracke eingesperrt, ja, ja, das hat man getan, aber sie war es nicht, die Elvira. Die Juden haben es getan, die Juden haben die Juden zu dem hilflosen Sterben verurteilt, weil sie glaubten, daß es die einzige Rettung wäre. Die einzige Rettung vor der Ansteckung, die sich sonst in alle Baracken verbreiten würde. Hat sie protestiert? Nein, sie hielt sich nur die Ohren zu, um das tierische Gebrüll der kranken Juden nicht hören zu müssen. Das, was man dort im Ghetto für eine Selbstverständlichkeit hielt, ist jetzt auf einmal nackte Schuld. Ist das die Buße, was jetzt kommen wird?

Die hohe, zweiflügelige Tür zwischen den zwei Klavieren öffnet

sich, der Kommissar schiebt sie hinein, dem Doktor Braun muß er einen Stoß geben, damit er endlich auch die Schwelle überschreitet. Jetzt versteht man, warum der Höllenlärm der Klaviere notwendig ist. Der Saal 114, der jetzt schon Mordsaal heißt, ist nichts als ein einziges Gebrüll der grauenhaft gemarterten Menschen. Noch heute vormittags war dieser Saal eine Polizeischule mit langen Tischreihen und sorgfältig geordneten Stühlen und mit zwei schwarzen Schultafeln auf dem erhöhten Podium vorne. Jetzt gleicht dieser Raum dem Saal des Holleschowitzer Schlachthofes. Die Tische sind zu den Wänden geschoben, an den Stühlen sitzen geknebelte Menschen, keine Menschen mehr, nur Schlachtvieh, das ergeben auf den letzten Schlag, der es erlösen soll, wartet. Die Wände sind über und über mit Blut bespritzt, der Fußboden ist glitschig von Blut, es riecht hier widerlich süßlich nach Blut — Blut, überall nur Blut und Gebrüll. Unter dem Podium liegt ein Haufen Leichen ohne Gesichter, Männer, Frauen, Kinder, dazwischen hingeworfene abgehackte Finger, ganze Hände und Ohren. Die Schlachtgesellen, das sind die Revolutionsgardisten. Kein einziger Polizist ist in diesem Saal. Die Polizei hat am Anfang gegen diese große Abschlachterei protestiert, dann mußte aber jeder nur an sich selbst denken und um sich selbst kämpfen.

Die Verhöre sind sehr einfach: „Sag, daß du eine deutsche Sau bist!“ knurrt ein hübscher fünfzehnjähriger Junge und bearbeitet das Gesicht der auf dem Fußboden liegenden Greisin mit seinen Stiefeln. „Ja, ja, ich bin eine deutsche Sau“, röchelt die Frau. „Na, also, das gibst du ohne weiteres zu!“ — „Ja — ich gebe alles zu! Bitte, bitte, junger Herr, schlagen Sie mich doch endlich tot!“

Der Bub packt eine schwere Schreibmaschine und zerschmettert damit das zerfetzte alte Gesicht. Er pfeift kurz, sofort sind zwei Deutsche da, die hier die Leichenträger spielen müssen. Sie tun es so gut und so eifrig wie nur möglich. Sie hoffen, auf diese Art ihr eigenes Leben retten zu können. Die Gardisten nennen ihre Arbeit „apportieren“, und die beiden Deutschen müssen auf Kommando laut bellen.

Wieder ein kurzer Pfiff. „Ich brauche ein Brett!“ befiehlt ein anderer Gardist. „Da, du Schwein, reiß ein Brett von dem Tisch ab und bring es her!“

Der Tisch ist aber solid gebaut, er will nicht nachgeben. Der Deutsche kann das Brett mit bloßen Händen nicht abreißen. In seiner Todesangst, denn der Gardist pfeift schon wieder, reißt er die Tischschublade auf. Weiße Papierbogen flattern herum, und Bleistifte färben sich auf dem Fußboden rot, der Deutsche rast durch den Saal, er muß hinknien und die Schublade wie eine Schüssel präsentieren. Einige Gardisten hören auf zu „arbeiten“, auch Doktor Hora kommt interessiert näher. Der Bursche kommt sich sehr wichtig vor, er ruft einen Kameraden zu sich und flüstert ihm etwas zu. Sie lachen beide, die Gardisten bilden einen Kreis und warten gespannt. Der Junge, der das Brett verlangt hatte, geht langsam zu der Schlachtbank an der Wand und winkt jemanden zu sich. Eine junge Frau in einem breiten, hellen Mantel steht gekrümmt auf, ihr Gesicht ist vom Schweiß ganz naß und verzerrt vor Schmerzen. Sie ist aber nicht verletzt, sie hat Geburtswehen.

„Diese deutsche Sau“, der Gardist zeigt mit dem Finger auf sie, „die hat die Frechheit gehabt, einen Arzt zu verlangen, weil sie kalben will!“

Das Wort „kalben“ finden die Gardisten so komisch, daß er seine Rede unterbrechen muß, bis das fröhliche Gewieher vorbei ist.

„Damit die deutschen Schweine nicht glauben, daß wir auch Mörder sind wie sie, wollen wir ihr helfen, die Brut auf die Welt zu bringen. Los, leg dich hin!“

Die Frau schreit schrill auf und taumelt entsetzt zurück. Sofort wird sie von zwei Gardisten gepackt und auf den Fußboden geworfen. Einer hält sie bei den Händen, der andere hält die Füße. Der Arrangeur dieses Spieles legt ihr die lange Schublade auf den Bauch, sein Kollege postiert sich auf einer Seite, er auf der anderen — eins, zwei, drei — die beiden springen gleichzeitig auf die Bretter, und die Schaukel ist fertig. Auf und ab, auf und ab. Die Gardisten klatschen grölend in die Hände und brüllen — auf und ab.

Doktor Braun findet irgendwie die Tür, jetzt hämmern, Gott sei Dank, wieder die Klaviere, nur hinaus, nur fort. Was hat Doktor Hora gesagt? „Tüchtig, Gardisten, tüchtig!“ Das ist doch unmöglich! Ist so etwas wirklich möglich?

Unten im Hof wird für den Mordsaal „Nachschub“ vorbereitet. Ungefähr hundert Glieder der Menschenkette werden durch die Tür hineingepeitscht.

Die Polizisten debattieren noch immer. „Das ist unser zweiter Weißer Berg“, sagt einer gerade. „Das ist das Ende. Jetzt kann nichts mehr kommen.“

IN DER GRUFT

Die linke Mauer des größten Prager Friedhofes — Olschaner Friedhof heißt er — bildet die Grenze zwischen zwei Prager Bezirken: zwischen dem vornehmen Weinberger Bezirk und dem Mischmasch aus geschmacklosen Zinskasernen, unmodernen Villen und den scheuen, armseligen Häuschen des Bezirkes Straschnitz. Längs dieser Mauer steht eine Reihe prunkvoller Gebäude, halb Kapellen, halb Miniaturpaläste. Das sind die Gräfte der reichen Prager Patrizierfamilien aus dem vorigen Jahrhundert, die auch nach dem Tod von den anderen Bürgern abgesondert bleiben wollten. Nie haben die tschechischen Propagandisten des Fremdenverkehrs diese interessanten Gräfte in ihren Broschüren erwähnt. Immer spielte der alte Prager jüdische Friedhof mit seiner Legende von dem Wunderrabbi Löw und seinem tönernen Diener Golem die Hauptrolle.

Jede von diesen Gräften hat ein Doppeltor. Das eine, das den ganzen Sommer offensteht, ist aus schwerem Holz, das andere sieht wie ein duftiges schwarzes Spitzengewebe aus, so kunstvoll ist das Schmiedeeisen bearbeitet. Rechts und links je ein Fenster, richtige, große Fenster mit Vorhängen. Der ebenerdige, große Raum enthält außer einem Altar gar nichts, was irgendwie an den Tod erinnern würde. In der Mitte steht ein großer Tisch für mindestens zwölf Personen, um ihn herum stehen Plüschessel mit steifen, hohen Lehnen. In einem Schrank hängen Schürzen, Mäntel und Arbeitskittel, einige altmodische Regenschirme, eine Kiste mit Schuhen steht unten, daneben Gießkannen, Besen und Staubfetzen. An der Wand gegenüber befindet sich eine breite Kredenz mit

einer Marmorplatte. In ihren Schubladen findet man Löffel, Gabeln und Messer, Kaffeetassen, einen Spirituskocher, Leuchter, Vasen, Kerzen und Kunstblumen und fast immer einige Flaschen mit Schnaps oder Wein, Dosen mit Tee, Kaffee und Zucker und Blechbüchsen mit Konfetti und Keks. Denn hier, in der Halle der Gruft, werden richtige Kaffeekränzchen abgehalten, hier werden Besuche empfangen, hier plaudert man stundenlang gemütlich über alles mögliche, hier wird gehäkelt, gestickt und Patience gelegt.

Die ältesten Grüfte haben eine Falltür im Fußboden, die moderneren eine Tür in der Wand, die nur dann geöffnet wird, wenn jemand von den Angehörigen für immer den gemütlichen Raum verlassen muß, um sich zu den Verwandten dort unten im Keller zu begeben. Dann gibt die Tür eine schmale Wendeltreppe frei, einige dicke Ratten rennen, laut protestierend wegen der Ruhestörung, hinaus oder spielen ein neckisches Versteckenspiel zwischen den Särgen, die auf steinernen oder bronzenen Bahren liegen. Es wird zusammengekehrt und abgestaubt, Kübel mit gestorbenen Blumen werden hinausgetragen, alle Toten bekommen faustdicke Kerzen aus duftendem Wachs und frische Blumen in die Vasen. Der neue Mieter wird von den Priestern auf seinen Platz begleitet, die Musikanten vor der Gruft spielen ergreifend falsch das Lieblingslied des teuren Verblichenen, der jetzt, wie der Erste-Klasse-Begräbnis-Pfarrer behauptet, lächelnd vom Himmel oben zusieht, die Funebermänner stampfen mit riesengroßen Kränzen über die Wendeltreppe und stolpern über die letzten Grüße an den seidenen Schärpen, die Trauerschleier der Damen schluchzen diskret — die Tür fällt zu, aus. Gedenke, Mensch, daß du aus Staub bist und wieder zu Staub werden mußt. Die Bettler bekommen für ihre innigen Gebete die Pflichtgebühr und verschwinden eiligst in dem nächsten Gasthaus. Am nächsten Tag sitzen die Verwandten oben in der Halle und streiten wegen der Erbschaft der Tante Amalia.

Nach dem ersten Weltkrieg wechselten diese Grüfte ihren Besitzer. Die reichen deutschen Patrizierfamilien wurden bettelarm, die neuen tschechischen Patrizier brauchten zu ihrem Reichtum diese repräsentative letzte Ruhestätte. Man kaufte sie samt den Namen, die in großen goldenen Lettern über dem Tor prangten.

Einen tschechischen Powidelfabrikanten störte es durchaus nicht, eine deutsche Gruft zu besitzen. Im Gegenteil, Herr Karasek oder Herr Kuchynka war stolz darauf, daß er die Gewißheit hatte, einmal neben den Edlen von Winterstein ruhen zu können. Die neu-reichen Tschechen erzählten prahlerisch, daß ihre Ahnen von Proßnitz oder Edle von Adlerhorst hießen. Die Gräfte bekamen einen neuen Verputz, kostbare Perserteppiche und Karlsbader Porzellan, elektrische Beleuchtung und später Radioapparate und sogar einen Telefonanschluß. In der Halle wurde nicht mehr gestrickt, gehäkelt oder Patience gelegt, man las dort die letzten Börsennachrichten und blätterte rauchend in illustrierten Zeitschriften, man hörte Walzer aus Wien und telefonierte mit der Kinokasse oder mit der Modistin.

Während des Protektorats blieb in den Gräften alles so, wie es während der Republik war. Die Deutschen „arisierten“ diese sonderbaren Häuser nicht, die Gräfte bekamen keine Treuhänder. Erst die Prager Revolution riß die Toten brutal aus ihrem Schlaf. Jeder mußte mitmachen, sagte der Herr Fürst im Prager Rundfunk. Jeder, also auch die Toten.

Durch die geblühten Kretonvorhänge der vierten Gruft von links schimmert verschlafen blasses Kerzenlicht. An der verstaubten Tür, hinter der die Toten träumen und die Ratten eine geräuschvolle Hochzeit feiern, hängt ein Kalender. Das Blatt des heutigen Tages verkündet den 5. Mai 1945, der Spruch darunter belehrt den Leser: „Wie du gesät hast, so wirst du ernten.“ Auf der Marmorplatte der Kredenz summt ein Spirituskocher. Auf einem kleinen Nähtischchen röchelt verdrossen ein Radioapparat immer wieder den blechnernen tschechischen Marsch. Mitten auf dem Altar steht zwischen Narzissen und Hyazinthen ein Wecker. Es ist halb zwölf, dreißig Minuten vor Mitternacht. Auf der Bratpfanne zwischen Eier im Speck, ihr verlockender Duft mischt sich friedlich mit dem Modergeruch aus dem Schlafzimmer der Toten. Auf den verstaubten Plüschstühlen sitzen drei deutsche Soldaten und ein blonder Mann in einem dunkelgrauen Anzug. Einer von den Soldaten, ein alter, müder Mann, erzählt flüsternd.

„Wir haben auf Sie gewartet, wir haben keine Ahnung gehabt, was sich dort draußen tut, aber es war dicke Luft, so was weiß man,

so was spürt man, wenn man Soldat ist. Auf einmal war die Lilly weg. Einfach weg. Sie konnte noch nicht weit sein, ich und meine beiden Kameraden da, wir wollten ihr nach. Alle wollten eigentlich hinaus. In der jüdischen Totenkammer war es einfach nicht mehr auszuhalten. Aber der Oberleutnant wollte warten. Wir drei gingen aber trotzdem, und kaum waren wir bei dem Tor, da waren sie schon da, die Tschechen. Wir haben alles gesehen, Herr, was sollten wir aber tun? Drei gegen dreihundert? Alle haben sie umgebracht, alle in der Totenkammer. Mit unseren Waffen, die wir arme Idioten gegen Fressalien umgetauscht haben! Herr, ich war schon im ersten Weltkrieg Soldat, ich habe allerhand gesehen, das können Sie mir glauben, aber daß man Soldaten, die sich ergeben haben, einfach abschlachtet — Himmeldonnerwetter — warum? Warum?“

„Weil die Tschechen treulose Bestien sind“, schreit weinerlich ein blutjunger Soldat. „Ich habe den Oberleutnant gewarnt! Ich habe gewarnt!“

„Prager und Pragerinnen“, flüstert die Welle 418. „Aug um Auge, Zahn um Zahn! Wir werden Prag bis zum letzten verteidigen, wir werden die blutrünstigen deutschen Mörder restlos vernichten! Seid sanft wie die Tauben und schlau wie die Schlangen!“

Das Mädchen in dem blau-weiß karierten Kleid, das bei dem Kocher steht, drosselt die blaue Spiritusflamme, aber es ist schon zu spät. „Die Eierspeise ist angebrannt“, meldet sie unglücklich.

„Macht nichts“, lächelt der Blonde zerstreut. „Das heißt — haben Sie nichts gegen eine angebrannte Eierspeise, Kameraden?“

„Kameraden sagen Sie?“ lacht der junge Soldat höhnisch auf. „Kameraden? Ich bin kein Kamerad eines Tschechen! Wissen Sie, was Sie sind? Ein Lump, ein gemeiner Hund! Ich habe dem Oberleutnant gesagt, daß man Ihnen nicht trauen soll, daß man nicht warten soll! Wären wir sofort, schon in der Nacht, verschwunden — aber jetzt —, jetzt ist nichts mehr zu machen, nicht wahr?“

Der dritte Soldat klopft ihm mit einem Löffel auf die Schulter. „Da — friß und halt das Maul! Nachher kannst du weiterblödeln.“

Alle drei essen aus der Bratpfanne. Der Alte hastig, der Junge mit trotzigem Gesicht, der Dritte genießerisch. Brot gibt es keines,

dafür aber noch eine ganze Kiste mit Eiern. Martin Novák brachte sie aus einer geplünderten Molkerei. Für Eier hatten die Revolutionäre kein Interesse. Den Speck bekam er von einem Mann, den er samt seinen zwei schweren Koffern — gestohlen in einem Luftschutzkeller — mitnahm.

Er selbst ißt nicht, und auch Michaela behauptet, keinen Hunger zu haben. Sie redet sich ein, daß alles nur ein böser, unsinniger Traum sei, aus dem sie bald zu Hause aufwachen muß. Der erbitterte Kampf der zwei Sender im Äther, der blutige Kampf auf der Erde. Der Mann da, der plötzlich ihr einziger Mensch auf der Welt ist, den sie hat, den hat sie sich wahrscheinlich auch nur erträumt. Diese unwahrscheinliche Szene in der Gruft, die für diese Nacht ihr Heim ist. Die Fahrt in dem kleinen grünen Wagen, zickzack durch Prag, Leichen, Schüsse und wieder Leichen. An den Bäumen, auf den Laternen, auf dem Pflaster. Die toten Soldaten vor der jüdischen Totenkammer, die kauernde Männerleiche in der Kiste, die tote Frau, die auf einer blauen Steppdecke lag. Die grölende Bande, die eine Jagd auf die drei Soldaten veranstaltete. Martin Novák, laut brüllend — die SS kommt! Die Bande rennt davon, sie fahren weiter in dem kleinen Wagen, um den Friedhof herum. Immer wieder herum, denn überall sind Barrikaden, überall wird kontrolliert. Also zurück durch ein Seitentor auf den Ollschaner Friedhof. Hinter den Gräbern und Kreuzen huschen Schatten, deutsche Soldaten sind es, die aus Prag fliehen wollten; aber nur bis zu dem Friedhof kamen. Dann die Gruft, sie zuerst ganz allein mit den Toten unten. Martin und die drei Soldaten mischen sich unter die huschenden Schatten. Ab und zu ruft er leise — Michaela, haben Sie Angst? Er steht draußen vor dem Gittertor und spricht mit den Soldaten, die von allen Seiten auftauchen. Nein, die Amerikaner kommen nicht. Sie stehen bei Pilsen, an der Demarkationslinie. Nach Prag werden die Russen kommen, nur die Russen. Nein, heute noch nicht. In ein paar Tagen. Nein, das Rote Kreuz hat mit dem Reichsprotektor noch nicht verhandelt. Der Wagen kam nicht durch. Ja, Frank hat die freie Abfahrt für deutsche Kinder, Frauen, Greise und verwundete Soldaten verlangt, aber — Sie haben ja selbst gesehen, was sich tut. Soldaten, die sich ergeben haben, soweit sie nicht sofort ermordet werden,

werden an die Russen ausgeliefert. Versuchen Sie, sich Zivilkleider zu verschaffen. Egal wie. Und Trikoloren nicht vergessen, die sind sehr wichtig. Das Losungswort von Mitternacht bis sechs Uhr früh ist „Prag und Moskau.“ Schwer, was? Gibt es Sudetendeutsche unter euch? Die sollen es euch ein paarmal vorsprechen. Und dann Richtung Pilsen, sobald Sie aus Prag hinaus sind, wird es schon gehen. Die Straßen sind überfüllt. Die Armee Schörner geht in amerikanische Gefangenschaft. Es gibt Wagen genug auf den Straßen, und in den Dörfern wird nicht gekämpft, man kann verhältnismäßig ruhig durchkommen.

Ohne Michaela zu fragen, schenkt er ihren Flauschmantel einem kranken Soldaten, einem einarmigen gibt er seinen Trenchcoat, ein anderer bekommt seinen Hut, er verschwindet in der Nacht und kommt vergnügt pfeifend zurück mit einem Koffer voller Herrenanzüge, er hat die Idee, die Schränke in den Gräften nach brauchbaren Kleidungsstücken durchzusuchen, er weiß, wo die Totengräber ihre Sachen aufbewahren. Er weiß auch, daß man in einem nahen Geschäft verschiedene Eßwaren durch die zerschlagene Fensterscheibe holen könnte, er tröstet, er muntert auf, er flucht und schimpft — er ist ein Mann, der auf seine Art gegen die mächtige große Revolution kämpft.

Die drei Soldaten sind fertig mit dem Essen, sie haben die Köpfe auf die Tischplatte gelegt und schlafen. Draußen springen kleine lustige Regentropfen über die maigrünen Bäume und das steinerne Haar der weinenden Engel. Der Sender Prag II fleht um Mitleid für Kinder, als Antwort kommt der blecherne Marsch des Senders Prag I.

Martin hat sich einen Stuhl zu dem Radioapparat hingestellt, die Beine auf einem zweiten Stuhl ausgestreckt. Langsam dreht er an dem Knopf, der goldene Strich entfernt sich immer mehr von dem gläsernen roten Auge, unter dem sich die zwei Sender bekämpfen, von weitem kommt leise Musik, tatsächlich, Tanzmusik sogar. Irgendwo wird also getanzt. London ist es, naja, warum nicht, die Sieger müssen tanzen. Und wieder Musik, diesmal ist es die „Symphonie pathétique“ von Tschaikowskij. Na also, das paßt schon besser zu einer Revolution, die momentan in einer stinkenden Gruft stattfindet.

Michaela steht noch immer bei der Kredenz, vor ihr eine Holzkassette. Sie versucht verbissen mit einer Gabel den Deckel zu heben, vielleicht sind Medikamente oder Verbandzeug drinnen.

„Geben Sie es her, sonst werden Sie sich noch mit der Gabel die Augen ausstechen“, sagt Martin gähmend. „Das werden wir gleich haben. Als ich noch Einbrecher war —“

„Was sind Sie denn wirklich?“

„Ich? Ein armer Idiot, der alles verkehrt macht. So — das hätten wir. Da, schau her — ein Haufen Romantik! Ein trockenes Blumensträußchen und Briefe. Ich lese furchtbar gerne fremde Briefe, das ist noch viel aufregender, als hinter einer Tür zu horchen. Da — das Datum! Mai, 1895! ‚Liebster‘ — Lesen Sie vor, Mila, ich bin gespannt, wie die Liebe vor fünfzig Jahren ausgesehen hat.“

„Ich weiß nicht, es sind doch sicherlich Briefe einer Toten.“

„Gerade darum, wir sind ja auch beinahe praktisch tot, also sozusagen Verwandte der toten Dame.“

Michaela setzt sich auf die Eierkiste und beugt den Kopf zu der leuchtenden Skala des Radioapparates. Ihr rotes Haar gibt in dem schmalen Lichtstreifen ihrem Gesicht die zarte Farbe blaßroter Rosen.

„Liebster, das ist mein erster Brief an Dich, seitdem Du mich verlassen hast. Du sagtest beim Abschied, die Trennung würde nur ein kleines Weilchen dauern. Inzwischen sind acht Tage vergangen und jeder war länger als ein Jahr. Und es werden noch vielleicht unzählige Tage vergehen müssen, denn mein Herz ist gesund, obwohl es gebrochen ist. Mama ließ unseren Hausarzt kommen, er glaubt an Anämie, er mußte ja meiner plötzlichen Krankheit einen Namen geben. Viel frische Luft soll ich haben. Du hast gar keine frische Luft, Liebster. Viel spazieren soll ich gehen. Du wirst nie mehr spazieren gehen, Liebster. Es ist ja der schöne Mai, hat der Hausarzt gesagt. Ein Mai ohne Dich — gibt es einen Mai ohne Dich? Als man Dich begraben hat, war gerade meine Klavierlehrerin bei mir, und ich mußte die ‚Böhmische Polka‘ von Smetana üben, und das Fräulein hat mir dabei von ihr — von Deiner Frau erzählt. Jetzt ist sie aber nicht mehr Deine Frau, Liebster, nicht wahr? Jetzt gehörst Du nur mir. Jetzt brauche ich mir keine Vorwürfe mehr zu machen, daß ich einen verheirateten Mann liebe.

Die Toten sind nicht verheiratet. Du bist jetzt nur ein Geliebter, der auf sein Mädchen wartet, auf seine Liebste, auf mich, nicht wahr? Irgendwo, nicht in der Gruft, denn es wäre eine furchtbare Strafe, für immer in der Dunkelheit liegen zu müssen. Vielleicht wartest du, wie immer, in dem Rosengarten, dort, hoch oben, auf dem Laurenziberg, vielleicht —“

„Sentimental, aber nicht schlecht für einen guterzogenen Backfisch. Naja, unmittelbar nach dem Begräbnis, da ist die unglückliche Liebe noch frisch. Ich wette aber, daß diese nette einseitige Korrespondenz schon nach ein paar Wochen aufgehört hat. Wie nennt sich denn die treue Jungfrau?“

„Deine Dich immer liebende Angela.“

„Nehmen Sie den letzten Brief heraus und schauen Sie nach, was für ein Datum er hat.“

„April, 1905.“

„Alle Achtung! Und noch immer ‚Dich immer liebende Angela?‘“

„Ja. ‚Liebster, ich bin so froh, daß ich so schwer krank bin —‘“

„Ich hab' es! Der Name ist alles. In jedem Namen ist ein Stück Schicksal. Sie mußte so sein, weil sie Angela hieß. Nehmen wir den Namen Helena. Wegen eines Frauenzimmers namens Helena gab es einmal einen Krieg, hab' ich einmal in der Schule gelernt. Und wegen Ihrer Schwester Helena ist Prag nicht mehr eine offene Stadt. Eine Helena muß schön und herzlos sein, ob sie will oder nicht.“

„Und Martin? Ein Martin muß seinen Mantel verschenken, nicht wahr?“

„Erstens nennt man mich bloß Martin, zweitens bin ich kein Heiliger, und drittens bedauere ich schon längst, meinen teuren Trenchcoat verschenkt zu haben. Sehen Sie, wenn wir jetzt zusammen in einer Bar sitzen würden, würde ich vermutlich über ihren Namen philosophieren. Mila — die Liebste. Und wenn Sie nicht so häßlich mit den Zähnen vor Kälte klappern würden, würde ich vielleicht versuchen, Sie zu küssen. Küssen kann man immer. Wissen Sie was, wir werden jetzt zusammen schlafen gehen. Natürlich ganz keusch, wie zwei Geschwister, wie sich's auf einem Friedhof geziemt. Wir werden uns in meinen Wagen hineinlegen. Platz ge-

nug für zwei ist drinnen, das habe ich schon öfters ausprobiert. Das letztemal mit einer Artistin, aber nicht auf einem Friedhof, und darum —“

Am Himmel weinen die Sterne. Die Regentropfen lieblosen unhörbar die schlafenden Blumen auf den Gräbern. Michaela liegt in eine Decke eingewickelt auf dem Rücksitz des Wagens, Martin zusammengekrümmt auf dem Fußboden. Er raucht seine „Gute-Nacht-Zigarette.“

„Drei Stunden Schlaf sind mehr als genug bei einer Hochzeitsnacht“, plaudert er verschlafen. „Dann kommt das gemeinsame Waschen bei der Friedhofspumpe, statt Frühstück werde ich mich rasieren, es folgt eine lange Hochzeitsreise. Einverstanden, Mila?“

Keine Antwort. Erst dann, als Michaela seine ruhigen Atemzüge hört, beugt sie sich zu ihm und betrachtet sein Gesicht, das im Schlaf wie ein Knabengesicht aussieht. Seine Lippen, die vom Küssen sprachen. Seine Augen, die sich über die Liebe lustig machten. Seine Hände, die sie nicht berührt hatten.

DIE TOTEN TANZEN

„Wenn du nicht sofort zu heulen aufhörst, lasse ich dich allein“, flüstert Lilly böse. „Die Buben dürfen doch nicht weinen. Warum heulst du denn, du Esel? Es schneit doch nicht mehr, es regnet bloß.“

Die zwei Kinder sitzen nebeneinander in einem der vielen Wyschehrader Tunnels. Wie lange sie schon beisammen sind, das wissen sie nicht. Lilly lief in den Tunnel von einer Seite hinein, der Bub kam von der anderen Seite angerannt, als die Kanonen von der Kaiserinsel zu drohen angefangen haben. Zwanzig Schritte vor dem Tunnel ist in der Erde ein großes Loch aufgerissen worden, über dem Krater hängt ein entwurzelter Jasminstrauch. In dem nassen Gras liegen zwischen den schlafenden Löwenzahnblüten zerfetzte Menschenpuppen. Oben, auf dem Tunnel, steht eine Katze und singt ein sehnächtiges Liebeslied.

Es ist Sonntag, der 6. Mai 1945, der zweite Tag der Revolution, zwei Uhr früh.

„Hunde sind mir viel lieber als Katzen“, sagt Lilly belehrend. „Hunde sprechen nur, wenn es notwendig ist. Dagegen die blöde Katze da, die spricht ununterbrochen. Wie heißt du denn?“

„Jan Konrad, vierte Klasse C.“

„Und warum bist du nicht zu Hause?“

„Weil meine Schwester heute geheiratet hat.“

„Das versteh' ich nicht. Vor einer Hochzeit braucht man doch nicht davonzulaufen.“

„Ich bin in die Schule gegangen und nachher sollte ich nach Holleschowitz fahren, in die Antoniuskirche. Aber dann war schon die Revolution da.“

„Wir wohnen direkt gegenüber der Antoniuskirche. Aber alle sind schon tot. Papa, Mama, die Kinder, alle. Lebt noch deine Schwester?“

„Freilich! Sie hat doch geheiratet!“

„Weißt du, wo ich in der vorherigen Nacht war? In der jüdischen Totenkammer, mein Ehrenwort! Kannst du dir das vorstellen? Und nicht ein bißchen Angst hab' ich gehabt! Jetzt hab' ich auch keine Angst, jetzt geh' ich zum Onkel Paul.“

„Du gehst ja nicht, du sitzt!“

„Weil ich mich doch ausruhen muß, du Dummer! Mein Onkel wird es ihnen schon zeigen, den Tschechen! Auch dir, mein Lieber! Du wirst sehen!“

„Mir? Warum mir?“

„Allen Tschechen! Zuerst taten sie so, als ob es ein Volksfest wäre, und dann haben sie geschossen. Das ist doch eine gemeine Niederträchtigkeit, das mußt du selbst zugeben!“

„Aber ich hab' doch nicht geschossen! Ich wollte doch zu der Hochzeit!“

„Das kannst du nachher auf der Gestapo erzählen“, sagt Lilly hochmütig. „Jedenfalls, du bist jetzt verhaftet, verstehst? Du mußt mit mir kommen.“

Lilly ist hocherfreut über ihren Einfall. Ein Verhafteter muß alles machen, was man will, das hat sie zu Hause tausendmal ge-

hört. Also muß auch Jan Konrad machen, was sie will. Und sie will nicht allein sein.

„Steh auf, es schießt nicht mehr. Wir werden in das Podolsanatorium gehen.“

„Jetzt? In der Nacht?“

„Na und? In der Nacht ist es am besten, in der Nacht gibt es keine Revolution.“

Sie traben schweigend nebeneinander. Jedesmal, wenn sie eine von den still liegenden Gestalten erblicken, fassen sie sich rasch bei den Händen, und Lilly versichert mit geschlossenen Augen, gar keine, aber wirklich gar keine Angst zu haben. Manchmal taucht jemand aus der Nacht auf, ein Mann oder eine Frau, mit Koffern, und verschwindet wieder. Barrikaden gibt es hier keine, der schmale Feldweg schlängelt sich wie immer zwischen Sträuchern der schlafenden Dornröschen.

Aus dem einsamen Gasthaus „Bei dem schönen Ausblick“ hört man schon von weitem das Orchestrion krächzen und das Gegeule der Tanzenden. Die Revolutionäre feiern hier bei Bier und Schnaps. Durch ein halboffenes Fenster sieht man die erhitzten Gesichter der herumwirbelnden Weiber und Männer. Die Tänzerinnen sind durchwegs ältere Matronen aus den wackeligen Gartenhäuschen in der Umgebung, die Kavaliere sind meistens ganz junge Burschen. Nie hätten diese Leute dieses gutbürgerliche Gasthaus zu betreten gewagt, heute aber muß der Wirt froh sein, daß sie ihn gnädig „Bruder“ nennen, denn die Revolution ist schon wieder ein Stück weiter und verlangt die Köpfe aller Reichen. Das Bier und der Schnaps kosten nichts, denn ab jetzt wird niemand mehr an dem Volk verdienen dürfen. Bei dem größten Tisch sitzt eine „geschlossene Gesellschaft“. Diese Herren und Damen haben die vorherige Nacht noch in den Zellen des Pankratzer Gefängnisses verbracht, darum sind sie natürlich die Helden des Tages. Auf der Brust tragen sie außer der Trikolore einen Entlassungsschein. Sie nennen sich „politische Häftlinge“, obwohl sie alle wegen Diebstähle und Einbrüche verurteilt wurden.

Die Kinder schauen eine ganze Weile den Tanzenden zu, und Lilly hüpfte im Polkatak mit. Hier gibt es also keine Revolution, und von da zum Podolsanatorium sind nur noch ein paar Schritte.

Bald wird sie beim Onkel Paul sein, und der wird schon wissen, was er zu tun hat. Auch Jan ist beruhigt. Seine Schwester Marta tanzt jetzt bestimmt genauso in dem Gasthaus am Hermannplatz in Holleschowitz. Gleich in der Früh wird er hingehen, vielleicht wird das Mädchen mitgehen, sie wohnt ja auch in Holleschowitz.

Der Feldweg endet bei einer Stiege aus großen, ungleich großen Steinen, die von dem steilen Berg bis hinunter zu der Kruschinagasse führt. Die zwei Paar Kinderschuhe klappern lustig, und die Regentropfen hüpfen und kollern munter mit ihnen. Die Gasse scheint friedlich zu schlafen, nicht einmal die Hunde in den Höfen und Gärten hört man bellen. Keine Kontrollen, keine Gardisten, nichts. An der Ecke der Kruschinagasse und des Moldauufers türmt sich eine Barrikade in die Höhe. Aus Pflastersteinen, gefälltten Bäumen und einigen umgeworfenen Straßenbahnwagen. Aber kein Mensch bewacht sie, nirgends hört man eine menschliche Stimme.

Schon von weitem sieht man das helle, große Gebäude des Sanatoriums. Die Kinder laufen schneller, die beruhigende Stille beginnt sie zu beunruhigen. Nur die Hausboote an der Moldau rütteln unaufhörlich an den Ketten, die sie an das Ufer fesseln, sonst kein Laut, kein Ton.

Das hohe Gittertor des Parks des Sanatoriums ist geschlossen. Oben hängt traurig eine nasse, weiße Fahne. Unbeweglich, wie ein Vogel mit zerschossenen Schwingen. Das Häuschen des Portiers daneben hat schwarze Narben nach Gewehrkugeln, die Fensterscheiben liegen in Scherben in einem Beet aus gelben Stiefmütterchen.

„Die schlafen doch sicherlich“, flüstert Jan. In seinem Magen sitzt schon wieder der schwere, dumpfe Druck, die Angst.

„Im Sanatorium schläft man nie“, widerspricht Lilly. Sie hat keine Angst. Jetzt, wo sie ihrem Onkel so nahe ist, braucht sie doch keine Angst zu haben. „Ich werde läuten.“

Die elektrische Glocke ist ziemlich hoch angebracht. Lilly kann sie nicht erreichen, auch wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellt. „Bück dich“, befiehlt sie kurz und steigt geschickt auf Jans Rücken. Jetzt geht es. Sie drückt zwei Finger auf die kleine rote Scheibe der Glocke, die Scheibe gibt elastisch nach, Lilly drückt und drückt, man kann nie wissen, vielleicht schlafen die im Sana-

torium doch. Sie sieht sich schon beim Onkel Paul sitzen, jetzt darf ihr nichts mehr geschehen. Sie hört sich ihre aufregenden Erlebnisse erzählen, und darum überhört sie die ersten Schüsse, die aus dem dunklen Park kommen. Die Schüsse gehören ja zu ihrer Erzählung, die Tschechen haben doch den ganzen lieben Tag nichts anderes gemacht, als geschossen. Daß Jan gleich nach dem ersten Schuß vor Schreck platt auf dem Bauch liegt und sie darum ebenfalls auf der Erde landet, ist ihr Glück. Aber der Bub steht sofort auf und rennt schreiend zu der Kruschinagasse zurück. Lilly kriecht auf allen vieren hinter das Portierhäuschen, weiter kann sie nicht, ihre Beine sind plötzlich aus Watte. Der ganze Park schießt jetzt. Peng, ssss, peng. Jan stolpert bei jedem Schritt, auch seine Beine sind weich wie Fetzen, aber er will fort, fort, fort. Wum — ein tiefes Gebrumme von der Kaiserinsel — dort sind die Kanonen der SS — die Erde zittert, die Luft zittert, das Eckhaus der Kruschinagasse erzittert auch, die Feuermauer teilt sich, ein Riß saust herunter, der Schornstein wackelt verwundert hin und her, bevor er über das schiefe Dach auf die Straße herunterrutscht. Jan kreischt „Marta, Marta“ und läuft wieder zu dem Sanatorium zurück. Die Kinder sind zwischen zwei Feuern. Im Park des Sanatoriums schießen die Gardisten, von der Kaiserinsel antworten die Kanonen der SS.

Über umgeworfene Gartenzäune, über Scherben und Trümmer der Glashäuser, durch Gärten und Gärtnereien, über eine Wiese, durch Gestrüpp und Brennessel, unter blühenden Apfelbäumen laufen die Kinder immer weiter, und hinter ihnen brüllt die furchtbare Stimme der Revolution. Irgendwo ruft eine hilflose Kirchenglocke um Hilfe, aus einem Hausboot lacht dazu der blecherne tschechische Marsch.

Endlich, endlich ist die schützende Mauer des Sanatoriums da. Die Kinder sind auf der hinteren Seite des Parks. Gegenüber der Mauer steht eine Reihe alter, hoher Bäume. Ihre dunklen Kronen berühren sich gegenseitig wie hilfessuchend, ihre Äste suchen sich zu erreichen.

Genauso plötzlich, wie die Schießerei begonnen hat, hat sie jetzt wieder aufgehört. Die Kämpfer haben wahrscheinlich be-

griffen, daß es sich um keinen Angriff gehandelt hatte. Nur das Herz der Glocke schlägt noch unregelmäßig in panischer Angst.

Und wieder ist die zermürbende Frage da, die die Revolution an die Nichtkämpfenden ununterbrochen immer wieder stellt. Was jetzt? Zwar nur leise noch und undeutlich, die Kinder sind zu erschöpft, um richtig nachdenken zu können. Sie hocken im Gras unter einem Baum, hierher regnet es wenigstens nicht. Jan schluchzt noch immer, es ist ein trockenes Schluchzen, er hat heute schon so viel geweint, daß er keine Tränen mehr hat. Lilly versucht die quälende Frage „was jetzt“ mit dem Rest ihrer Kraft zurückzudrängen. Langsam wird sie wütend. Auf die dummen Tschechen dort im Sanatorium, die geschossen haben, auf die blöden Kanonen der SS, auf Jan, auf alle. Aber auf einmal springt sie auf. So war es nicht, warum hat sie sich nur eingebildet, daß in dem Sanatorium Tschechen sind? Das war doch auch die SS! Aber die SS-Männer haben sie und Jan für Gardisten gehalten, und darum haben sie geschossen. Was nutzt es aber, durch das Tor kommt sie in das Sanatorium nicht hinein. Und über diese hohe, glatte Mauer? Ausgeschlossen.

„Komm, wir brauchen eine Leiter! In den Gärtnereien gibt es bestimmt welche. Wir müssen über die Mauer, verstehst du?“

Der Bub versteht gar nichts mehr. Er versteht nicht, warum Lilly ausgerechnet in den Park will, wo doch so schrecklich geschossen wurde. Er versteht nicht, daß das Mädchen in die Gärtnereien gehen will, die doch mit den Kanonen beschossen wurden. Er will nach Hause, er will zu seiner Schwester — sonst nichts.

„Also gehst du jetzt oder nicht?“

Nein, nein, nein, schüttelt Jan den Kopf und preßt das Gesicht gegen die harte Baumrinde. Lilly versucht ihn hochzuziehen, er umarmt aber um so fester den Baum. Was zu viel ist, ist zuviel. Wutentbrannt gibt ihm Lilly eine Ohrfeige. Das hilft merkwürdigerweise sofort. Jan kommt zu sich, jawohl, das Mädchen hat recht, sie müssen über die Mauer, sie müssen zu dem Onkel. Aber die Leiter aus der Gärtnerei holen, nein, das kann er nicht.

„Ich könnte klettern“, schlägt er schüchtern vor.

„So mach schon! Komm, ich werde dir helfen!“

„Nicht über die Mauer klettern, auf den Baum zuerst, und von dem Baum, schau, die Bäume sind ja —“

Er hebt den Kopf und erstarrt. Den Mund offen, die Augen aufgerissen — dort oben in der Baumkrone hängen fünf Beine in blau-weiß gestreiften Hosen. Lilly lächelt verächtlich, sie glaubt, daß ihm der Baum zu hoch ist. Aber schon beginnt der Bub zu stammeln und zu stottern, in seinen Mundwinkeln bilden sich kleine Blasen, die Zunge will das schreckliche Wort hinausschleudern und kann nicht — da, da, da — Ge — Gehängte!

Lillys Aufschrei erstickt in dem betrunkenen Gegröle, das der Wind wie schmutzige Fetzen stückweise von dem Gasthaus „Bei dem schönen Ausblick“ herträgt. Das sind ja Sanatoriumskleider, solche gestreifte Hosen tragen doch die Verwundeten im Podolsanatorium! Fünf Beine — der eine Gehängte hat nur ein Bein! Ist das der Onkel Paul? Die Gesichter der Gehängten sind alle gleich, mit großen, deformierten Lippen, dazwischen etwas Schwarzes — die Augen — das sind ja Schneckenaugen!

An allen Bäumen hängen sie. Mit Beinen und ohne Beine, mit Händen und ohne Hände, mit verbundenen Köpfen, mit entblößten, entsetzlichen Wunden am Rücken und in den Bäuchen. Und alle, alle tanzen. Warum nicht, keiner von ihnen war älter als zwanzig Jahre, warum sollen diese toten Jungen nicht tanzen?

Die Betrunkenen dort oben in dem Gasthaus haben ein neues Lied angefangen. Es ist ein bekannter tschechischer Schlager, bei dem man nach Herzenslust heulen kann.

*„Maminko, mámo, šel bych rád
na chvíli k vám si zaplakat.
Kdybyste, mámo, u mne byla
hlavičku byste pohládila —“*

„Mutter, ach Mutter, ich möchte gern'
mich bei dir einmal ausweinen.
Wenn jetzt die Mutter bei mir wär',
wäre mein Leid nicht so schwer —“

NINA

Die verglaste Veranda ist wie vergoldet. Die Maisonne steht schon hoch an dem frisch gewaschenen, strahlend blauen Himmel. Hinter dem kunstvoll verschnörkelten Gitter des breiten Marmorkamins tanzen rote und gelbe Flammen. Es sind nur elektrische Effekte, die Behaglichkeit und Gemütlichkeit ist aber darum nicht geringer. Zwei Rokokofigürchen, sie in einer weißen Krinoline, er in kurzer roter Hose und einem gelben Frack, trippeln gerade auf dem Kaminsims im zierlichen Menuett. Die Spieluhr zirpt dazu eine liebliche Melodie. Das mit Porzellan-Vergißmeinnichtblumen bekränzte Zifferblatt zeigt acht Uhr.

Die wie wahllos hingestreuten kleinen Tische sind zum Frühstück gedeckt. Fast alle sind aber noch leer. Die einzige Wand, die nicht aus Glas ist, ist besät mit Bildern, Photographien und mehr oder weniger kunstvollen Gemälden — auf allen Säuglinge. Schlafend, weinend und lachend, im Bad, beim Essen — die winzigen Kinderköpfchen sehen sich alle ähnlich.

Den Tisch vor dem Kamin ziert eine Kristallvase mit einem riesigen Apfelblütenzweig. Nur ein einziges Fauteuil aus Silberbrokat wartet dort. Die Damen, die in kleineren Gruppen bei den anderen Tischen sitzen, werfen verstohlen scheue Blicke zu dem leeren Platz. Die Pflegerinnen, von den leichten Schuhen bis zu den koketten Häubchen ganz weiß, servieren nach Wunsch Milch, Tee, Kaffee, Kakao oder Schokolade. Bei jedem Tisch ist ein Serviertischchen auf Rädern, das eine reiche Auswahl bietet. Obst, Honig, Butter, frische Kipfel, Torten und Kuchen. Die Damen tragen seidene, elegante Schlafröcke und zierliche Pantoffelchen. Nach dem Frühstück gehen sie ja gleich wieder ins Bett, diese jungen Mütter. Die Pflegerinnen lächeln ihr angelerntes Lächeln wie immer, ihre Masken haben aber Schatten. Sie tuscheln sogar miteinander, obwohl es während der Arbeitszeit streng verboten ist.

An dem letzten Tisch bei der Tür, ganz allein, sitzt eine Frau, die noch nicht Mutter ist. Ihr unschönes Gesicht ist durch die gelben Schwangerschaftsflecken entstellt. Ihr grüner, wattierter Schlafrock paßt nicht zu ihrem strähnigen, strohblonden Haar. Ihre geschwellenen Beine mit dicken Krampfadern stecken in

hohen, unförmigen, karierten Hausschuhen. Sie ißt nichts, trinkt aber hastig schon das zweite Glas Milch. Sie scheint angestrengt das Muster des Tischtuches zu betrachten, nicht ein einzigesmal hebt sie die Augen.

Von weitem, gedämpft, hört man vereinzelte Schüsse. Im Garten unten arbeitet aber wie jeden Tag der Gärtner. Man hört die Wasserspritze eintönig zischen. Die Vögel jauchzen ihr Liebeslied.

Auf dem Gang entsteht Bewegung. Schritte, Stimmen. Zwei Pflegerinnen laufen zu der Flügeltür und öffnen sie breit. Die leisen Gespräche auf der Veranda verstummen. Zwischen dem dicken, bäuerlichen Oberarzt und dem eleganten Zimmerarzt schreitet Nina hinein. Hochaufgerichtet, keine Spur von Mattigkeit oder Müdigkeit nach der gestern überstandenen Geburt. Das schwarze Haar in einem goldenen Netz, in einem veilchenblauen Schlafrock mit eingestickten goldenen Rosen. Ohne zu grüßen, schwebt Nina zu dem Tisch vor dem Kamin. Die Ärzte bleiben unentschlossen in der Mitte der Veranda stehen, doch die Russin winkt ihnen graziös mit ihrer wundervoll gepflegten Hand, an deren Fingern die Brillanten wie regenbogenfarbige Blitze funkeln. Eine Pflegerin schiebt sofort zwei Stühle zu dem Tisch, drei andere warten auf Befehle. Dem wunderschönen blühenden Zweig schenkt Nina nur einen einzigen Blick, sie rümpft sogar die Nase über diese „gewöhnliche Blume“. Schon will sie sich über diese billige Dekoration empören, im letzten Augenblick besinnt sie sich aber und streichelt die zarten Blüten.

„Bei uns in Rußland blühen jetzt auch die Bäume“, sagt sie verträumt.

„Jaja, es ist doch Frühling“, unterbricht sie der Oberarzt ungeschickt. „Aber Sie hätten doch noch nicht aufstehen sollen, gnädige Frau. Die schwere Verantwortung für Sie trage ich.“

„Wie könnte ich liegenbleiben, wenn meine tapferen russischen Brüder im Kampf stehen?“

Das klang so theatralisch, daß der junge Zimmerarzt ein ironisches Lächeln unterdrücken mußte. Trotzdem aber findet er diese Frau einfach entzückend.

„Millionen tapferer Rotarmisten eilen Prag zu Hilfe“, schwärmt

Nina weiter. „Nein, Schwester, ich will keine Milch. Doktor, darf ich einen Kognak trinken?“

„Ausgeschlossen, gnädige Frau!“

„Ich will aber Kognak trinken! Auf die siegreiche Rote Armee! Und sie müssen mittrinken, Genossen! Ja — Genossen habe ich gesagt, Doktor, jetzt gibt es keine Herren mehr. Und auch keine Damen mehr!“ ruft sie mit gehobener Stimme mit einem hämischen Seitenblick auf die Frauen, von denen einige hastig aufstehen und die Terrasse verlassen. Die übrigen bemühen sich unbefangen wie nur möglich weiterzuplaudern.

Der Zimmerarzt wiegt sich belustigt auf dem Stuhl, die Hände in die Taschen seines weißen Kittels vergraben. Diese schöne russische Puppe wird es jetzt nicht schwer haben, keine Dame mehr zu sein. Sie war nie eine Dame. Der Oberarzt zerbröckelt nervös ein Kipfel und denkt angestrengt nach, wie er dieses eingebildete, aufgeblasene und dumme Frauenzimmer zurück ins Bett locken könnte. In der Nacht waren die Revolutionäre dreimal da, sie wollten sich in dem Privatsanatorium einnisten, aber es ist ihm jedesmal gelungen, sie wegzuschicken. Das letztmal wurden sie frech und drohten ihm, weil er ihnen nicht gestatten wollte, das Haus nach Deutschen und Kollaborateuren zu durchsuchen. Dieses neue Wort „Kollaborateur“ wurde erst gestern geboren und ist schon so gewachsen, daß es ganz Prag beherrscht. Seine einzige Hoffnung ist eigentlich nur diese Russin. Nur sie könnte das Sanatorium vor dem Pöbel retten, das Wort „Russe“ wirkt stärker als die Kanonen der SS. In Gottes Namen, lassen wir den Kognak kommen. Man muß das Weib in Stimmung halten. Er gibt einer von den Pflegerinnen eine kurze Anweisung und tritt dem Zimmerarzt kräftig auf den Fuß. Der kann bei ihr mehr erreichen, sie hat die ganze Zeit mit ihm kokettiert.

Der Zimmerarzt versteht sofort, was der Vorgesetzte von ihm will, und versucht, leichte Konversation zu machen, so wie es Nina gern hat. Doch die hört gar nicht zu, sie interessiert sich nur für die mühsame Unterhaltung der Frauen.

„Unser Gärtner ist unbezahlbar“, sagt soeben eine von den Damen lächelnd. „Auch jetzt arbeitet er!“

Das ist das Stichwort, das Nina sofort wie einen hingeworfenen

Ball schnappt. „Erlauben Sie, warum sollte der Gärtner nicht arbeiten? Ist es vielleicht etwas Schmutziges oder Unehrenhaftes, wenn jemand arbeitet?“

„Aber, Gnädigste“, beschwichtigt sie der Oberarzt. „Die Dame meinte nur, daß es eine überflüssige Arbeit ist, den Garten zu begießen, wo es doch fast die ganze Nacht geregnet hat!“

Das ist gerade das Gegenteil, was er sagen wollte. Nina will immer recht haben, er gab aber einer anderen recht. Sie lacht verächtlich auf und will gerade eine große Szene machen, als die Pflegerin auf einem silbernen Tablett eine Kognakflasche, eine Siphonflasche und drei geschliffene Gläser hereinträgt. Nina ist keine Trinkerin, und der Wunsch nach Kognak war nichts anderes als eine von ihren Launen. Wenn sie trinkt, bekommt sie Kopfschmerzen und wird noch mehr angriffslustig.

„Trinken wir also auf Ihre Tochter, Gnädigste“, hebt der Oberarzt das Glas. „Wie wollen Sie sie taufen?“

„Taufen? Wir Sowjetmenschen taufen unsere Kinder nicht. Wir glauben nicht an Gott.“

„Also genauso wie die Nazi. Die nennen sich zwar gottgläubig ...“

Wie eine Furie fegt Nina die Gläser von dem Tisch. „Was haben Sie gesagt? Sie wagen die herrlichen Sowjetmenschen mit den germanischen Mördern zu vergleichen? Das werden Sie büßen! Doktor, rufen Sie die Revolutionsgardisten und lassen Sie ihn verhaften! Sofort!“

Die Frauen laufen entsetzt hinaus, nur die Hochschwangere bleibt sitzen. Zitternd, mit vor Schmerzen verzogenem Gesicht, die Stirn naß vom Schweiß. Eine Pflegerin beugt sich zu ihr und fragt etwas. Die Antwort sind einige unartikulierte Laute.

Das ist ein neues Objekt für Ninas unbeherrschte Wut. „Da — die Germanka ist noch immer hier! Hinaus mit dir, du Dirne! Unsere russischen Kinder wurden zu Tausenden von den deutschen Barbaren massakriert, und du glaubst — du willst deinen verdammten Bankert hier zur Welt bringen?“

Sie packt die Kristallvase und schleudert sie in die Richtung der schwangeren Frau. Die Vase zersplittert an der Wand, die Scherben fliegen nach allen Seiten. Die Pflegerinnen schleppen die

schwängere Frau hinaus, der Zimmerarzt zündet sich in der allgemeinen Verwirrung eine streng verbotene Zigarette an, während der Oberarzt, zusammengesunken und verzweifelt, auf dem Stuhl sitzenbleibt. Von der Tür winkt aufgeregt eine Pflegerin, sie will den Chefarzt sprechen. Der Zimmerarzt zuckt nur die Achseln, und als sie nicht weggehen will, schlendert er langsam zu ihr hin. Inzwischen tobt Nina weiter. Sie zitiert die Parolen des Prager Rundfunks, niemand darf einem Deutschen unter Todesstrafe auch nur ein Glas Wasser geben, keine Unterkunft, keine ärztliche Hilfe, und verlangt die Verhaftung von allen in dem Sanatorium, wenn die Germanka nicht sofort abgeführt wird.

„Guten Morgen, Nina, mein Engel!“ ertönt es vergnügt von der Tür. „Warum spielst du schon wieder die Teufelin? Na, warum schaust du mich so böse an? Gefalle ich dir vielleicht nicht in dem schmutzigen Hemd und in dem zerknitterten Anzug? Rasiert bin ich aber, du kannst mir ruhig einen Kuß geben. Den Mund habe ich mir auch ausgespült. Guten Tag, Herr Oberarzt! Kaputt sind Sie, was? Ich auch. Das macht die Revolution, auch wenn man nicht mitmacht, wird man kaputt, oder gerade deshalb. Wie ich sehe, wird bei Ihnen der Kognak auf dem Fußboden serviert. Macht nichts, der brave Filzbelag hat dem Fläschchen das Leben gerettet. Also, Liebling, was haben wir denn? Eine Tochter oder einen Sohn?“

Die gespannte Atmosphäre ist verschwunden. Die Pflegerinnen richten den mißhandelten Frühstückstisch, die Scherben werden zusammengekehrt, der Zimmerarzt hat sich wieder hingesetzt, und dem Oberarzt gelingt es sogar zu lächeln. Nina sitzt wie eine gnädige Königin da, ihr Mann wie ein Page auf dem Fußboden zu ihren Füßen. Sie läßt sich von ihm die Hände küssen und nippt an seinem Glas. Die Ärzte und die Pflegerinnen sind beruhigt, ihr Mann kennt sie aber besser. Sie sammelt Kräfte zu einem neuen Angriff.

„Wo warst du so lange?“ fragt sie schmollend.

„Wo ich war? Geschlafen habe ich natürlich.“

„Zu Hause?“

„Beinahe zu Hause. In meinem Wagen.“

„Hast du gekämpft?“

„Aber freilich. Sogar im Schlaf. Mit Ameisen nämlich. Auf einmal waren sie in dem Wagen . . .“

„Hast du viele erschossen?“

„Auf Ameisen schießt man nicht, Herzchen. Es genügt vollkommen, wenn man das Hemd auszieht und . . .“

„Ich fahre jetzt mit dir. Ich will die Revolution sehen.“

„Die Revolution kannst du auch aus dem Fenster deines Zimmers sehen. Hübsche Barrikaden, nette Gewehre . . .“

„Ich will mit dir fahren und kämpfen!“

„Mit mir kannst du nicht fahren, mein Wagen ist mit Kämpfern besetzt. Komm, wir nehmen die Flasche und gehen in dein Zimmer!“

„Gut, zuerst muß aber die Germanka verhaftet werden!“

„Was für eine Germanka?“

„Die schwangere Deutsche. Nicht eine Sekunde darf sie noch hierbleiben! Krepieren soll sie auf der Straße! Unsere russischen Kinder sind auch krepieri! Tausende, Hunderttausende! Kein germanisches Kind darf am Leben bleiben! Aus Kindern werden Erwachsene, und aus den deutschen Kindern werden wieder Mörder!“

„Und was wäre ich, wenn ich die schwangere Frau auf der Straße krepieren ließe, wie du dich vornehm auszudrücken beliebst? Außerdem habe ich hier nichts zu befehlen. Was hier geschehen soll, bestimmt nur der Chefarzt.“

Der Chefarzt, aufgemuntert durch die Gegenwart des Mannes, nickt zustimmend. Diese kleine Bewegung hat sein Schicksal entschieden. Wie eine Wahnsinnige stürzt Nina hinaus, schlägt die Tür zu und dreht den Schlüssel um. Genauso hat sie es jedesmal zu Hause getan, wenn sie ihren Mann am Weggehen hindern wollte. Es war nur eine mechanische Handlung, ohne Hintergedanken, ihr Mann lacht nur darüber. Er will gerade einen Witz machen, als auf dem Gang ein tierischer Schrei ertönt. Mehrere entsetzte Schreie folgen — mit einem Sprung ist der Mann bei der Tür, schlägt mit der Faust gegen die Glasscheibe, streckt die Hand durch und dreht den Schlüssel zurück. Bei der mit einem weichen, weißen Teppich belegten Stiege drängen sich die Pflegerinnen zusammen. Unten, auf der Plattform, liegt etwas Grünes. Wie es

eigentlich war, kann niemand richtig sagen. Die schwangere Frau wurde gerade in das Untersuchungszimmer geführt, als Nina auf dem Gang erschien. Ob sie ungewollt mit ihr zusammenprallte oder ob sie sie absichtlich gestoßen hatte, vermag niemand zu sagen. Sicher ist nur, daß die Schwangere auf den Rücken fiel, sich auf der Stiege zweimal überschlug und schließlich auf der harten Plattform liegenblieb. Der weiche Teppich milderte zwar den Sturz, doch ihr Zustand ist, das sieht der Chefarzt sofort, mehr als bedenklich.

Alles andere geschieht blitzschnell. Nina wird das Telefon von ihrem Mann aus der Hand gerissen, er hebt sie hoch und trägt sie in das erste beste Zimmer hinein. Es ist die Wäschekammer, ganze Berge sorgfältig zusammengelegter Bettwäsche liegen auf den Regalen. Ohne Nina loszulassen, wirft er mit einer Hand einen Haufen Leintücher herunter, schiebt sie mit dem Fuß auseinander, so daß ein primitives Lager entsteht, und legt seine Frau hin. Ihre Hände hält er aber noch immer fest. „Zumachen“, brüllt er. Jemand schlägt die Tür rasch zu. Nina gelingt es, ihn in die Hand zu beißen, aber ihre Kraft läßt langsam nach. „Laß mich los“, stöhnt sie erschöpft.

Der Mann zündet sich eine Zigarette an und bleibt bei ihr auf dem Lager sitzen. „Hast du schon mit jemandem am Telefon gesprochen?“ fragt er, ohne sie anzusehen.

„Nein, aber ich werde sprechen! Ich lasse die Gardisten kommen! Alle müssen verhaftet werden! Alle!“

„Ich auch?“

Keine Antwort. Nina reibt sich die mißhandelten Handgelenke.

„Schau, Nina, du willst die Revolution sehen. Ich habe sie gesehen. Die Revolution macht der aufgehetzte Pöbel. Durch diese Revolution wird nichts gewonnen, dafür aber alles vernichtet. Vor allem der gute Ruf der Tschechen, die sich während des Krieges gegen die Deutschen tapfer benommen haben, wenigstens die meisten. Hast du schon vergessen, daß deine Eltern vor der russischen Revolution flüchten mußten? Gut, zugegeben, die Oktoberrevolution war notwendig, sie sollte deiner Heimat eine neue Staatsform geben. Glaub mir doch, Nina, ich habe diese gottverdammte Prager Revolution vorbereiten geholfen, ich habe

mich nicht geschont, ich konnte ja jede Stunde von der Gestapo erwischt werden. Ich habe aber in Wirklichkeit nur die Rolle eines Hampelmannes in einer schlechten Komödie gespielt. Was für eine Rolle willst du spielen, Nina? Die Rolle einer Denunziantin, die Rolle einer Mörderin? Das kannst du ruhig den anderen überlassen, diese Rollen spielen jetzt Hunderttausende in Prag. Wenn du willst, fahren wir jetzt nach Hause. Ich nehme dir eine Pflegerin mit, und ich bleibe auch bei dir.“

„So?“ lacht Nina spöttisch auf. „Das glaub’ ich dir gern, daß du jetzt bei mir bleiben möchtest. Die Russen werden kommen, und ich bin eine Russin, darum möchtest du bei mir bleiben, nicht wahr?“

„Ich bin zwar kein Held, aber so feige, wie du glaubst, bin ich nicht. Bleib also hier im Sanatorium, aber laß die Leute in Ruhe. Versprich es mir, Nina! Du bist doch nicht schlecht, du warst nie grausam. Das macht die Revolution, die Schlechtigkeit und die Grausamkeit sind genauso ansteckend wie die Grippe. Versprich mir — —“

„Die Germanka muß weg und der Oberarzt auch.“

Der Mann steht auf und lehnt sich mit dem Rücken an die Tür. Es ist keine Lässigkeit, er ist auf einmal so schwach, daß ihm die Knie zittern.

„Gut“, sagt er leise. „Du sollst recht haben. Ich werde die beiden mitnehmen. Du bleibst hier, wirst aber keine wilde Bestie spielen. Meinetwegen kannst du kommandieren, wie du willst, aber den Leuten hier darf nichts geschehen. Ich komme morgen wieder. Sollte das geringste durch deine Schuld passiert sein — —“

Auch Nina steht auf, glättet sich das Haar, rückt den Schlafrock zurecht und geht langsam zu ihm hin. „Du hast mir gedroht“, sagt sie kalt. „Das werde ich nie vergessen. Du kannst ruhig gehen. Hier wird nichts geschehen. Ich halte mein Wort —“, und macht die Tür auf, dreht sich noch einmal um und beendet den Satz mit einem bezaubernden Lächeln. „Das verstehst du freilich nicht. Denn Spione und Hochstapler halten nie ihr Wort. Und du bist ein Spion und ein Hochstapler. Sonst nichts.“

Nach einer Weile bemerkt der Mann, daß er die zerknüllten Leintücher zusammenfaltet und zurück auf das Regal legt. Die

Wäsche duftet angenehm nach frischer Luft, es ist gut, so eine Beschäftigung zu haben. Spion und Hochstapler. Das ist wenigstens eine vernünftige Arbeit. Das ist etwas, was mich braucht. Leintuch, mein Freund, du hast es gut, du bist kein Mensch. Wenn ich nur wüßte, was ich jetzt tun soll. Was machen Spione und Hochstapler? Schade, das ist das letzte Leintuch. Jetzt werde ich etwas anderes tun müssen.

In dem Ärztezimmer sind nicht nur sämtliche Ärzte versammelt, sondern auch die meisten Pflegerinnen und der alte Gärtner. Sie wissen schon, niemand weiß so recht wie, von Ninas Ultimatum. Der Chefarzt weigert sich aber, das Sanatorium zu verlassen. Er hat Verantwortung für die Patientinnen und für die Kinder, wiederholt er auf alle Einwände, und er darf nicht seine persönliche Sicherheit höher schätzen als die Menschenleben, die ihm anvertraut sind. Der Gärtner, der als einziger den Kopf nicht verloren hat, macht einen vernünftigen Vorschlag. Er will den Chef im Keller seines Häuschens verstecken, bis „der Zirkus“, wie er sagt, vorbei sein wird. Ewig kann ja diese Verrücktheit nicht dauern.

„Ich würde an Ihrer Stelle den Vorschlag annehmen, Herr Oberarzt“, sagt Martin beinahe schüchtern. „Ich weiß, ich habe keine Ratschläge zu geben. Denn durch die Schuld meiner Frau — aber sie wird nichts mehr anstellen. Wie geht es der schwangeren Frau?“

„Lebensgefahr.“

„Ich werde sie mitnehmen.“

„Sie werden in ganz Prag keinen Arzt finden, der ihr helfen würde, und ohne ärztliche Hilfe — —“

„Sie bleibt da!“ braust der Oberarzt auf.

„Nein, sie muß fort, sonst ist das ganze Sanatorium verloren. Ich habe meiner Frau versprechen müssen, die Frau mitzunehmen. Mein Wagen steht unten in der Einfahrt. Kann sie gehen? Macht nichts, ich werde sie tragen. Nur noch eine Bitte, Herr Oberarzt. Und vor allem, tun sie unbedingt, was der Gärtner gesagt hat. Heute wird der Teufel los sein. Also — ich brauche einen Ärztekittel und eine Schwesterntracht.“

Ohne die Vorgesetzten zu fragen, läuft eine Pflegerin hinaus

und kommt mit den gewünschten Sachen zurück. Sie besinnt sich keinen Augenblick und nimmt ruhig die Brosche mit dem roten Kreuz im weißen Feld von ihrem Kragen herunter und übergibt das Abzeichen der geschulten Krankenschwester dem Mann, den sie hier im Sanatorium als „Herrn Direktor“ kennen. Martin zieht den weißen Kittel an, drückt zerstreut mehrere Hände, die sich ihm entgegenstrecken, murmelt etwas, was eher nach einem Fluch klingt als nach einem Abschiedsgruß, und geht rasch hinaus. Zwei Diener tragen auf einer Bahre die Schwangere über die Stiege, bis zu der Einfahrt, wo der kleine, grüne Wagen wartet. So vorsichtig wie möglich wird die noch immer Bewußtlose auf den hinteren Sitz hingelegt. Ein blasses, rothaariges Mädchen, das in dem Wagen war, wird hastig in die Schwesterntracht gesteckt, eine Pflegerin befestigt ihr das gestärkte Häubchen. Martin selbst beendet Michaelas Verkleidung mit der Befestigung der Brosche. „Sagen Sie dem Chefarzt, daß er unbedingt den Rat des Gärtners befolgen soll“, ruft er, als das Auto schon in Fahrt ist. Die Diener nicken und machen schnell das Tor zu. Erst als Martin eine Zigarette zu Ende geraucht hatte, erinnert er sich, daß er die Hauptsache nicht erfahren hat. Er weiß nicht, ob er eine Tochter hat oder einen Sohn.

Die Straßen sind sonntäglich leer. Die Lebensmittelläden, die Fleischhauergeschäfte und Gasthäuser sind aber alle offen wie an einem Wochentag. Die Gehsteige sind voller Glasscherben, kleine rotweiße Papierfahnen liegen überall umher. Vor dem Karlsplatz ziehen zwei starke Pferde einen Wagen mit Bierfässern. Auf den Barrikaden sonnen sich die Revolutionäre, spielen Karten oder singen zum Harmonikaspiegel. Aus fast allen Fenstern fleht noch immer der Prager Rundfunk um Hilfe für die auf Leben und Tod kämpfende tschechische Bevölkerung. Noch immer in drei Sprachen. Russisch, englisch und französisch. Man sieht Gestalten wie bei einem Faschingsfest. Männer, die trotz der sommerlichen Hitze zwei bis drei kostbare Damenpelze angezogen haben, schieben Kinderwagen, in denen Kristallglas und Silberzeug in der Maisonnette glänzt. Frauen mit fünf und noch mehr Hüten auf dem Kopf, zehn verschiedene Kleider übereinander angezogen, plagen sich mit Rucksäcken und Koffern. Fluchend kriechen sie über die

Barrikaden, die von Mauer zu Mauer die Straßen versperren, und die Gardisten machen sich lustig über sie. „Stehlen und rauben ist leicht, Brüder, nicht wahr?“ grinsen sie sie an. „Komm, Schwester, setz dich doch in die Elektrische! Sie wird zwar vielleicht erst in vierzehn Tagen weiterfahren, aber fahren ist noch immer besser, als wie ein Kamel bepackt durch ganz Prag rennen. Plündern ist verboten, mein Täubchen, siehst du die Laterne da, die ist noch frei für dich! Ach so, du hast die Sachen gefunden? Das ist etwas anderes. Und jetzt saust du damit zum Fundbüro, was? Die haben heute zu, nimm die Sachen vorläufig ruhig nach Hause.“

Die Schwangere stöhnt. Zuerst leise, dann immer lauter. „Gleich sind wir dort“, tröstet sie Martin. „Nur noch ein bißchen müssen Sie aushalten. Sagen Sie, sprechen Sie Tschechisch?“

„Nein. Ich bin aus Breslau. Das ist ein furchtbarer Schmerz, das ist ein so furchtbarer Schmerz — —“

„Verdammt, verdammt“, brummt Martin. „Ich wollte sie versuchsweise in das Allgemeine Krankenhaus bringen. Sie spricht aber nur Deutsch. Was machen wir bloß jetzt?“

„Wir müssen es trotzdem versuchen“, sagt Michaela fest. „Vielleicht — wenn Sie ihr sagen würden — sie soll gar nichts sprechen, in ihrem Zustand wäre es doch nichts Auffallendes.“

„Bravo, Frau Heldenstern, Sie sind nicht so dumm, wie Sie ausschauen. Könnten Sie sich zusammennehmen, die Zähne zusammenbeißen und kein Wort sagen, liebe Frau? Verstehen Sie mich, damit niemand weiß, daß Sie eine Deutsche sind.“

„Jaja, helfen Sie mir nur, bitte, ich kann nicht mehr! Ich halte es nicht mehr aus!“

Zwischen dem Gerichtsmedizinischen Institut, die Pathologie genannt, und dem Allgemeinen Krankenhaus steht ein dichtes Menschengespinn. Frauen, Männer und viele Kinder. Man hört kurze Befehle, eine hohe Mädchenstimme kommandiert „eins, zwei — eins, zwei“. Das Auto kann nicht weiter.

Mitten auf der Straße marschieren barfuß über Glasscherben ungefähr hundert deutsche Soldaten. „Eins, zwei — eins, zwei.“ Jeder Schritt hinterläßt rote Spuren, ihre Gesichter sind grauenhafte, blutige Masken. Die Kommandeuse ist ein junges, bildhübsches

tschechisches Mädchen in hohen Stiefeln, schwarzen Reithosen und einem rot-blau-weißen Blumenkranz im Haar. Die Rolle, die sie spielt, scheint den zahlreichen Zuschauern sehr gut zu gefallen, die Leute applaudieren begeistert nach jedem ihren neuen Einfall. Die Soldaten müssen auf den Knien rutschen, sie müssen mit den zerschlagenen Gesichtern in Scherbenhaufen herumwühlen. Als sie den Wagen mit dem hübschen Arzt erblickt, lächelt sie kokett und ruft: „Melde gehorsamst, Bruder Arzt, alle meine germanischen Übermenschen sind kerngesund und bei bester Stimmung. Wir üben gerade den preußischen Paradeschritt.“

Die Menge belohnt ihren Witz mit einer Lachsalve.

„Ist gut, Bruder Hauptmann“, antwortet Martin und zwinkert ihr zu. „Mach jetzt eine Pause und laß mich durchfahren. Ich habe eine Schwerkranke im Wagen.“

Das Mädchen treibt die deutschen Soldaten mit einer Reitpeitsche in einen Haufen zusammen, marschiert wuchtig zu dem Wagen und schaut hinein. Sie sieht die schwangere Frau und wird rot. „Macht Platz, Leute“, schreit sie unnötig laut, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Der Wagen fährt weiter, eine Seite des Fahrdammes ist säuberlich zusammengekehrt. Vor dem zweiten Tor des Allgemeinen Krankenhauses sitzen auf Gartensesseln vier Gardisten mit Maschinenpistolen. Martin kurbelt eine Scheibe herunter und steckt den Kopf hinaus. „Eine Schwerkranke. Wo ist die chirurgische Abteilung?“

Der jüngste von den Gardisten, ein dicker Bub von höchstens vierzehn Jahren, schlendert langsam zu dem Auto. Die Kranke kniet jetzt auf dem Rücksitz und bohrt die Fingernägel in die Polsterung. Ihr Kopf pendelt hin und her, sie stöhnt und stöhnt. Auf einmal sieht sie die deutschen Soldaten, sie bäumt sich auf und schreit: „Mein Gott, mein Mann ist auch Soldat!“

Die Gardisten sind sofort alle bei dem Wagen. Martin will nach dem Revolver greifen, er hat aber den weißen Kittel an und kann ihn nicht heben, ohne Verdacht zu erregen. Aber schon reißt Michaela die Tür auf und ist mit einem Sprung draußen, zwischen den Gardisten und Martin. Sie muß zuerst die Lippen mit der

Zunge befeuchten, bevor sie sprechen kann. „Na, was ist?“ fragt sie energisch. „Wir wollen auf die Chirurgie.“

„Mit der trächtigen deutschen Sau?“ piepst der dicke Gardist mit einer Kinderstimme.

„Jawohl. Mit der Deutschen.“

Sie deckt mit dem Rücken das vordere Fenster, damit Martin ungesehen die Waffe ziehen kann.

Wahnsinnig oder feige? Will sie mich verraten und die Frau opfern, um sich selbst zu retten? Martin hält den Revolver schußbereit. Die erste Kugel wird sie bekommen. Dieses Luder mit dem sanften Engelsgesicht.

„Die Frau ist eine Gestapoagentin“, sagt Michaela gedämpft. „Sie muß sofort operiert werden, sonst stirbt sie. Das dürfen wir aber nicht zulassen, sie muß zuerst sagen, wo sich andere Gestapoagenten verstecken und wo die SS ihre Waffenlager hat. Versteht ihr? Aber niemandem etwas sagen, sonst könnten die Deutschen gewarnt werden.“

„Klar, das versteh' ich“, nickt eifrig der älteste von den Gardisten, ein magerer Bursche mit abgearbeiteten Händen. „Warum aber operiert sie der Arzt nicht selbst?“

„Weil er kein Chirurg ist. Er ist nur ein praktischer Arzt, und außerdem haben wir in der Ordination nicht die notwendigen Instrumente.“

„Na ja, das versteh' ich alles, aber der Rundfunk sagt doch, daß man keinem Deutschen ärztliche Hilfe leisten darf, und ich muß machen, was der Rundfunk sagt, das mußt du wieder verstehen. Das ist nicht so einfach, Schwester. Gerade vor einer Weile hat man hier am Karlsplatz einen Gardisten erschossen, weil er einer alten deutschen Hexe sein Taschentuch gegeben hat.“

„Das war aber auch ein ausgesprochener Blödsinn, das mußt du selbst zugeben, Schwester“, unterbricht ihn der dritte Gardist, der die ganze Zeit Michaela bewundernd angeschaut hatte. „Die Alte hat in der Wange einen Durchschuß gehabt, weißt du? Gibst ihr der Idiot sein Taschentuch, damit sie es auf die Wange halten kann! Da liegt er noch, unter dem Baum, der Trottel!“

Der vierte Gardist, der bis jetzt geschwiegen hatte, knurrt plötzlich finster: „Die drei sind verdächtig. Keine Unterhaltung

mit der Bande! Zuerst legitimieren, sonst zeige ich euch, wie ich schießen kann!“

Michaela zieht die bebenden Lippen zu einem mißlungenen verächtlichen Lächeln zusammen und versteckt die zitternden Hände in den Taschen ihrer weißen Schwesternschürze. Alles umsonst. Und nur sie ist schuld. Sie wollte trotz allem die Kranke in das Krankenhaus bringen. Martin sieht, wie sie schwankt, und legt ihr fest den Arm um die Schulter. Dabei lacht er schallend. „Endlich ein Gardist, der nicht nur eine Waffe, sondern auch einen Kopf hat! Legitimieren, das ist das Wichtigste! Das muß ich auf der russischen Kommandantur erzählen. Wie heißt du denn? Aber da hast du zuerst meinen Ausweis.“

Er zeigt ihm die beglaubigte Abschrift von Ninas Geburtsschein. Seine Frau wollte ihre sämtlichen Dokumente bei sich haben, im Sanatorium. Seit Tagen lagen sie in seiner Aktentasche. Und heute — jetzt ist das Zeug doch zu etwas gut.

„Kannst du Russisch?“ fragt er freundlich und spricht russisch weiter. „Ich bin nämlich Russe, Molodec (junger Mann).“

Die Gardisten glotzen die kyrillischen Buchstaben andächtig an. Sie sind für sie genauso unverständlich wie Hieroglyphen, aber es ist russisch, und der Mann ist Russe. Der Junge, der die Legitimierung veranlaßt hatte, hebt die Faust zum Gruß und stottert glücklich: „Mein Name ist Karel Voda. Verzeih mir, Genosse, ich konnte nicht wissen — —“

„Ist gut, du hast richtig gehandelt“, klopft ihm Martin wohlwollend auf die Schulter.

„Wollen Sie jetzt — willst du jetzt auf die Chirurgie? Soll ich die Gestapoagentin hineintragen lassen?“

„Lieber nicht, sie ist schon wieder ohnmächtig, wie du siehst. Ich fahre lieber direkt zum Nationalrat, ins Polizeipräsidium. Dort bekommt sie von mir eine Kampferinjektion, damit sie wieder zu sich kommt, und die Genossen werden sie ins Gebet nehmen, bevor sie abhaut. Steig ein, Schwester, do swidanja, Molodec!“

Die vier Gardisten stehen stramm, zwei salutieren, zwei grüßen mit gehobener Faust. Ihre Gesichter sind streng dienstlich, aber ihre Augen strahlen.

„Aber mundhalten, Jungens!“ ruft Michaela und winkt mit dem Häubchen, das sie sich von dem vor Aufregung schmerzenden Kopf heruntergerissen hat, zum Abschied.

Der Wagen fährt langsam über den Karlsplatz zu der Reßlergasse.

„Falls wir einmal ein bißchen Zeit für uns beide haben sollten, Michaela“, sagt Martin grimmig, „dann müssen Sie mir unbedingt wenigstens hundertmal sagen, daß ich der größte Idiot von ganz Prag bin. So — und jetzt passen Sie auf die Schilder auf, und wenn Sie einen Arzt entdecken werden, schreien Sie. Es kann meinetwegen auch nur ein Zahnarzt sein. Irgend etwas wird er doch tun können.“

DIE ZELLE NUMMER 16

Im dritten Stock des Gefängnistraktes im Prager Polizeipräsidium hat die erste Zelle rechts die Nummer 16. Es ist eine berühmte Zelle, die von vielen tschechischen Dichtern verewigt wurde. Hier saßen die prominentesten politischen Häftlinge, hier warteten aber auch die berüchtigten Verbrecher auf ihre Verhöre, die dann als Sensationsnachrichten in Extrablättern den Händlern aus den Händen gerissen wurden. Sonst unterscheidet sich die Zelle 16 durch nichts von den anderen Zellen. Sie ist für vier Personen bestimmt, vier eiserne Feldbetten stehen hier an den schmutzigen Wänden, die rostbraune Flecke nach unzähligen Wanzenmorden zieren, ein Waschtisch mit einer winzigen, schäbigen Blechschüssel und in der Ecke bei der Tür ein penetrant stinkendes Blechhäuschen mit schiefem, löchrigem Dach. Das ist das Klosett. Seine Spülung funktioniert nie, um solche Kleinigkeiten kümmert sich hier niemand. Beim Plafond sind zwei kleine, solid vergitterte Fenster. Die Fensterscheiben schmücken uralte, verstaubte Spinnennetze. In der Mitte ist ein Tisch aus ungehobelten Brettern. Die Strohsäcke in den Betten haben fast kein Stroh mehr, dafür aber eine fettige Schmutzkruste. Decken gibt es keine.

Auf dem Bett unter dem linken Fenster liegt malerisch ausge-

streckt Helena Reumann, auf dem Bett gegenüber hockt mit eingezogenen Beinen Elvira Blümelein. Auf dem Tisch sitzt Frau Pecha. Die Zellentür ist nur angelehnt, auf dem Korridor draußen unterhalten sich laut einige Polizisten.

Frau Pechas spitziges Rattengesicht ist sorgfältig, aber ungeschickt geschminkt. Sie trägt, obwohl es noch nicht zehn Uhr vormittags ist, ein durchsichtiges schwarzes Tanzkleid. Statt eines Gürtels hat sie eine breite Trikolore.

„Ich wollte nachmittags ins Kino gehen“, plaudert sie munter. „Aber alle Kinos sind überfüllt.“

Frau Blümelein öffnet den Mund und klappt ihn gleich wieder zu. Sie wollte der mächtigen Sekretärin des Polizeipräsidenten eine Loge in ihrem Kino anbieten, in ihrem Kino Alfa, aber vorläufig gehört das Kino noch nicht ihr. Als Helena Reumann nur ostentativ gähnt und Frau Pecha offensichtlich auf eine Fortsetzung der Konversation wartet, sagt sie mit einem gekünstelten Interesse: „Bei diesem schönen Wetter gehen so viele Leute ins Kino?“

Frau Pecha antwortet nicht gleich, sie macht eine Pause, um ihre Neuigkeit wirkungsvoller placieren zu können. Sie schaukelt mit ihren unschönen, zu kurzen Beinen — die alte Ziege macht es mir nach, denkt Helena belustigt — und erzählt dabei gedehnt: „Sämtliche Prager Kinos sind mit Deutschen und Kollaborateuren überfüllt. Das Gedränge kann man sich gar nicht vorstellen, das muß man gesehen haben. Schlimmer als Ölsardinen in ihrer Dose. Und die Hitze und der Gestank! Seien Sie froh, Helena, daß Sie hier bei uns bleiben dürfen.“

„Froh sind Sie, Frau Pecha, daß ich hierbleiben muß“, gähnt Helena gelassen. „Übrigens, von wem haben Sie das unmögliche Kleid geerbt? Der Fetzen macht Sie um zwanzig Jahre älter. Bei Ihrem Alter haben Sie es doch nicht notwendig, sich noch älter zu machen.“

Frau Pecha grinst zufrieden. „Mir brauchen Sie nichts vorzumachen, Helena. Ich kenne Sie doch, aus Ihnen spricht der Neid.“

„Auf Ihre Schönheit bin ich wirklich nicht neidisch.“

„Das nicht, aber auf meine Freiheit. Ihr Gesicht mit den blauen Flecken ist übrigens auch nicht besonders hübsch.“

„Die Flecken verschwinden wieder, aber Ihr ehrwürdiges Alter wird bleiben.“

Elvira Blümelein verfolgt das Rededuell mit gemischten Gefühlen. Sie freut sich, daß ihre Zellengenossin soviel Mut zeigt, gleichzeitig aber fürchtet sie, daß sie diesen Mut wird auch bezahlen müssen. Diese Frau Pecha ist übrigens nicht unsympathisch und hat hier bestimmt etwas zu sagen, wenn sie so ohne weiteres eine Zelle betreten darf. Man müßte mit ihr ins Gespräch kommen. Vielleicht könnte sie Artur anrufen — ja, man muß es auf alle Fälle versuchen. Bevor sie aber ein passendes Gesprächsthema findet, wendet sich Frau Pecha zu ihr.

„Was haben Sie ausgefressen? Woher kommen Sie?“

Frau Blümelein überlegt blitzschnell, ob sie vom Doktor Hora und Theresienstadt sprechen soll. Allerdings, sie hat schon Helena ihr Herz ausgeschüttet, aber das ist etwas anderes, die Reumann ist eine Gefangene wie sie. Da bemerkt sie, daß Helena den Finger auf den Mund legt. Nichts sagen.

„Was wird mit dem Kino sein, Frau Pecha? Oder wollen Sie lieber einen Spaziergang machen? Ich halte Sie nicht zurück, falls Sie endlich gehen wollen“, sagt Helena und geht zu der Waschkübel, um den Umschlag auf ihrem Gesicht zu erneuern. „Hier ist nämlich kein Kino, hier ist eine Zelle. Ich habe die Gefängnisvorschriften seit gestern noch nicht vergessen. Sie haben hier gar nichts zu suchen.“

Helena Reumann kennt ihre Leute. Wenn sie ihre gewesene Kollegin gebeten hätte, noch ein bißchen hierzubleiben und ihr irgendwie behilflich zu sein, würde sie von ihr nur ausgelacht werden. So aber —

„Gott, Helena, ich bin halt nicht so wie Sie, ich hab' Herz. Sie zum Beispiel haben mit keinem Wort nach Weidemann gefragt.“

„Interessiert mich nicht im geringsten“, gähnt Helena herzhaft. Sie steht noch immer bei dem Waschtisch, Frau Pecha sieht nur ihren Rücken. Daß ihre Augen einen gespannt lauernden Ausdruck haben, kann sie nicht wissen.

„Er ist schon nach Pankratz überstellt worden. Halb tot. Vielleicht ist er schon ganz tot.“

Helena seufzt erleichtert auf. Der Hauptzeuge ist fort, seinen

Koffer kann sie also ruhig behalten. Weidermanns Koffer steht halb offen, ganz harmlos, unter ihrem Bett.

„Ich konnte Sie nie leiden, Helena, das wissen Sie. Aber jetzt vermisze ich Sie direkt. Bei uns oben ist ein Narrenhaus. Zwei Polizeipräsidenten, die Hälfte der Kommissare verhaftet, die Polizisten tun, was sie wollen, die verdammten Raubgardisten machen sich überall breit. Das wissen Sie nicht, daß man die Revolutionsgardisten Raubgardisten nennt? Ein schreckliches Gesindel, was die aus der Polizeischule gemacht haben, im Saal 114 — den reinsten Schlachthof! Sämtliche Garagen sind mit Leichen überfüllt, auf den Stiegen liegen sie herum, bei dieser Hitze! Ich bin schon ganz krank von dem süßlichen Leichengeruch. Wenn ich wenigstens etwas zu tun hätte! Aber Verhöre gibt es keine, die Häftlinge werden nicht einmal registriert. Aus dem Zimmer des Polizeipräsidenten haben irgend welche Kerle von der Widerstandsbewegung sämtliches schriftliches Material weggetragen. Jetzt sitzen sie damit bei den Sittlichen (die Sittenpolizei) und kramen darin herum.“

Helena seufzt noch einmal. Gott sei Dank, die suchen bestimmt die Liste mit den Namen der tschechischen Verräter, die mit der Gestapo und dem Sicherheitsdienst gearbeitet haben. Der blonde Agent hat recht gehabt.

„Ich habe Ihnen Kaffee gebracht, Helena. Hier, in der Thermosflasche. Kommen Sie her und trinken Sie. Heute werden Sie kaum etwas zu essen bekommen. In der Gefängnisküche sitzen Gardisten und saufen. Trinken Sie nur, ich habe ihn extra stark für Sie gekocht.“

Elvira Blümelein spürt, wie ihr der Speichel im Mund zusammenläuft. Wie ein hungriger Hund fixiert sie mit gierigen Augen die Thermosflasche. Die beiden Frauen denken aber gar nicht daran, ihr auch nur ein Tröpfchen anzubieten. Sie unterhalten sich jetzt über die verhafteten Kommissare. Enttäuscht legt sich Elvira hin und will, um den Anstand zu wahren, den Schlaf vortäuschen, aber der Lärm, das Geschrei und Gejammer, das von der Stiege immer näher kommt, zwingt sie, aufzuspringen. Frau Pecha läuft mit strenger Dienstmiene zur Tür und will Ordnung machen, aber die Zellentür schlägt mit einem Krach gegen die Mauer. Frau

Pecha mußte rasch in das Blechhäuschen schlüpfen, um nicht verletzt zu werden.

Ein Knäuel aus Menschenleibern wälzt sich in die Zelle hinein. Alte Zigeunerinnen mit runzeligen Ledergesichtern, junge Zigeunerinnen in bunten Fetzen, fast alle mit einem Ranzen auf dem Buckel, in dem ein brüllendes Kind strampelt. In der offenen Tür stehen lachende Polizisten und schauen zu, wie die Zigeunerinnen um die Plätze auf den Betten raufen. Auf Helenas Bett krabbeln zwei splitter nackte Buben umher, neben ihnen sitzt mit gekreuzten Beinen wie ein Türke eine Zigeunerin und stillt ein Kind, das schon fast alle Zähne hat. Der Fußboden ist voll besetzt und belegt — Helena zählt entsetzt 28 Zigeunerinnen und mindestens 20 Kinder, als ein Nachschub kommt. Jetzt kann man sich in der Zelle buchstäblich nicht rühren.

„Was soll das heißen?“ schreit Frau Pecha entrüstet. Aus dem Blechhäuschen hinaus kann sie nicht, die Zigeunerweiber hocken gedrängt vor der Tür. Ihre Stimme ist nur wie das Miauen einer Katze in einem Käfig mit brüllenden und fauchenden Tigern.

Frau Blümelein steht wie eine Statue auf ihrem Bett und bekämpft eine Übelkeit, denn zu ihren Füßen veranstaltet eine Zigeunerin Jagd nach Läusen in dem krausen Haar ihres Sprößlings. Ihre Fingernägel sind schon ganz blutig, und es knackt noch immer.

Nur Helena Reumann ist ruhig geblieben. Mit Fußtritten und Hieben bahnt sie sich den Weg zu der Tür, die noch immer ganz offensteht. Ohne die Polizisten zu fragen, geht sie auf den Gang hinaus. Die Polizisten kennen sie alle, die schöne Helena, die verwöhnte Geliebte des deutschen Polizeipräsidenten. Sie war immer freundlich zu ihnen. Nie hatte sie mit verführerischem Lächeln gespart, und genauso wenig geizig war sie mit kleinen Geschenken. Zigaretten, Urlaubsscheine, Schokolade, Geld, Fürsprache bei dem Polizeipräsidenten — alles konnte man bei ihr haben. Natürlich tat sie alles nur aus Berechnung. Daß sie gut gerechnet hatte, das ist jetzt erwiesen. Die Polizisten salutieren vor ihr wie immer. Drei reichen ihr ihre Feuerzeuge, als sie eine Zigarette zwischen die Lippen steckt. Daß sie jetzt eine Gefangene ist, das macht gar nichts. Die Situation im Polizeipräsidium wechselt fast

stündlich. Kommissare, die in der Nacht verhaftet waren, sind schon wieder frei und haben andere Kommissare verhaftet. Was die Reumann anbelangt, sie ist zu klug und zu schön, um lange hier sitzen zu müssen.

„Doktor Hora hat mir versprochen, daß ich mit der Jüdin allein in der Zelle bleiben werde, das wissen Sie doch, meine Herren. Warum also dieses Zigeunerlager?“

„Doktor Hora ist vor ein paar Minuten verhaftet worden“, lacht ein Oberwachtmeister über das ganze Gesicht. „Diesem Schwein gönne ich es vom Herzen. Das ist doch kein Mensch, das ist ein Satan!“

„So? Verhaftet ist er? Gibt es denn im Polizeipräsidium außer euch noch jemanden, der noch nicht verhaftet ist? Eine schöne Wirtschaft, das muß man sagen. Na aber, meinetwegen können sie sich gegenseitig die Köpfe abreißen. Sie glauben doch nicht, daß ich mit der verlausten Herde in der Zelle bleiben werde?“

„Einer von den selbstgekrönten Polizeipräsidenten hat aber angeordnet, daß die Zigeunerinnen alle in eine Zelle kommen müssen, und außer der Zelle 16 sind sämtliche Zellen überfüllt. Was die armen Weiber verbrochen haben, das weiß kein Hund. Erst vor ein paar Tagen waren sie aus einem deutschen Lager entlassen oder entlaufen, das weiß ich nicht. Die Weiber mußten Drahthindernisse aufstellen, Schanzen haben sie gegraben, halt allen möglichen Blödsinn, mit dem die Deutschen die Russen aufhalten wollten. Seit gestern aber haben wir die Freiheit, und so wird halt jeder eingekastelt, der den Hitler überlebt hat. Solange wir hier noch Dienst haben, können Sie ohne weiteres mit uns auf dem Gang bleiben, Frau Reumann. Wie lange wir allerdings noch aushalten werden — der Pöbel hat schon drei Trakte des Polizeipräsidiums besetzt.“

Frau Pecha erscheint in der Tür. Abgekämpft, das Kleid an mehreren Stellen zerrissen, bebend vor Wut. „Holen Sie mir meine Tasche und meine Thermosflasche“, schreit sie die Polizisten an. „Und die Bande muß sofort entlaust werden, sonst fressen uns die Läuse alle auf!“

„In dem Entlausungsraum im Hof sind einige Kommissare ein-

gesperrt“, gringst ein Wachtmeister vergnügt. „Nichts zu machen, Frau Pecha!“

„Gut — ich geh' selbst zu dem verdammten Präsidenten. Haben Sie schon meine Sachen?“

Die Sachen sind spurlos verschwunden, die Zigeunerinnen schwören hoch und heilig, nichts gestohlen zu haben, und die Polizisten zeigen gar keine Lust, die Weiber zu durchsuchen.

Helena befühlt zufrieden den kleinen Kofferschlüssel in ihrer Tasche. Sie hat an alles gedacht. Den Koffer abgeschlossen und ganz nach hinten unter das Bett geschoben. Von dem Gang kann sie die ganze Zelle übersehen. Vorläufig ist der Koffer in Sicherheit.

Frau Pecha trabt schnaubend davon. Kurze Zeit später läutet auf dem Gang das Telefon. Die Zigeunerinnen sollen sich zum Abtransport fertigmachen. Man wird sie vorläufig in einer Schule unterbringen. Auf alle Fälle ein Namensverzeichnis machen.

Ohne besonderen Eifer gehen die Polizisten an die Arbeit. Zu der offenen Zellentür wird ein Tisch geschoben, Helena erklärt sich bereit, die Namen in eine Liste einzutragen. Eine alte Zigeunerin, die auf der Schwelle sitzt, wird mit einem Fußtritt aufgefordert aufzustehen, und das Verhör beginnt.

„Name?“

„Maria Horváth, gnädiger Herr.“

„Gut, scher dich zum Teufel. Wie heißt du denn?“

„Maria Horváth, gnädiger Herr“, antwortet die zweite Zigeunerin.

„Du, mach keine Witze, du schwarzes Luder, sonst — Wie heißt du also?“

„Gott ist mein Zeuge, gnädiger Herr, ich heiße Maria Horváth!“

Als auch die dritte, vierte, fünfte und sechste Zigeunerin angibt, Maria Horváth zu heißen, geben es die Polizisten auf. Die Zigeunerinnen haben aber ausnahmsweise nicht gelogen. Sie gehören fast alle zu einer Familie. Weil der Name Maria den Zigeunern besonders begehrenswert vorkommt, taufen die Mütter auch mehrere ihrer Töchter auf den Namen Maria.

Der bunte Knäuel rollt schreiend und jammernd über die Stiege. Helena bleibt weiter auf dem Gang, bis die unglaublich be-

schmutzte Zelle wieder in Ordnung gebracht sein wird. Vorläufig aber findet man niemanden, der sich dazu hergeben würde.

Gegen Mittag wird im Parterre mit einem harten Gegenstand auf das Geländer geklopft. Ein Zeichen, daß jemand kommt. Die Polizisten ziehen sich hastig ihre Blusen an und entsichern ihre Revolver. Helena wird in die Zelle geschoben.

Es ist aber nur der Kommissar Hora. Ohne Krawatte, ohne Hosenträger, ohne Schuhe, nur in Socken, aber schon wieder ganz in Form. „Die Jüdin kommt mit mir zum Verhör! Her mit ihr!“ schnauft er die Polizisten an.

Der Oberwachtmeister macht die Zellentür auf und ruft: „Die Jüdin zum Verhör antreten!“

Elvira Blümelein meldet sich nicht. Als ein winziges Teilchen des Knäuels schmuggelte sie sich hinaus.

IM ZEICHEN DES TEUFELS

Die Bezirksleitung des zivilen Luftschutzes für Prag VII hatte während des Krieges ihren Sitz in den Kellerräumen des Realgymnasiums, gegenüber der Antoniuskirche. Am fünften Mai ist die ganze Leitung samt freiwilligen Helfern und Rotkreuzschwestern zu den Revolutionären übergegangen. In der Nacht von Samstag auf Sonntag bildeten sie den Nationalausschuß für den Bezirk Holleschowitz — den vierten schon, der seit vierundzwanzig Stunden entstand, und begannen um ihre Machtstellung zu kämpfen. Ihr Losungswort war — wer nicht mit uns ist, ist gegen uns, und wer gegen uns ist, ist ein Volksfeind und wird erschossen. Marcel wurde einstimmig zum Vorsitzenden dieses Nationalausschusses ernannt, er konnte aber diese Funktion nicht ausüben, weil er erstens nicht anwesend war und zweitens schon eine viel bessere Funktion hatte. Er meldete sich telefonisch vom Polizeipräsidium und erklärte, daß er Mitglied des Nationalrates sei, und befahl kurz und bündig, seinen Freund Rudi zum Vorsitzenden des Ortsnationalausschusses zu machen. Rudi wurde also vom Schlachthof ge-

holt, feierlich vereidigt, und mußte an dem Ehrentisch Platz nehmen. Soweit war es ihm recht, obwohl er auch mit der Funktion des obersten Küchenchefs im Schlachthof ganz zufrieden war. Im Grunde gutmütig, immer bereit, nur das zu tun, was sein Freund Marcel für gut hielt, war er jetzt zum erstenmal in seinem Leben vor die Aufgabe gestellt worden, selbständig zu handeln, besser gesagt, darüber zu entscheiden, worüber die anderen schon entschieden hatten. Rudi war vielleicht der einzige von allen Holeschowitzter Revolutionären, der keinen Menschen ermordet hatte. Als er an der Molkerei an der Ecke der Bubnerstraße vorbeiging und in der offenen Tür des Geschäftes die Frau Novak hängen sah, wollte er durchaus wissen, wer diese Schweinerei gemacht hatte. Die Novak war doch ein anständiges Weib, sie hat nie — Doch, doch, belehrten ihn die Revolutionäre, sie wurde gesehen, als sie geheult hat. Wegen der Gestapobrut, wegen der Lilly Horn. Und wer mit den Deutschen Mitleid hat, der verdient kein Mitleid, sagt immer wieder der Prager Rundfunk. Rudi traute sich nicht mehr, die „Volksfeindin“ zu verteidigen, seine frohe und gehobene Stimmung war aber beim Teufel.

Dazu kam noch, daß seine erste Amtshandlung den Tod der Frau Novak betraf. Ihr Mann, der in einem Rüstungswerk gearbeitet hatte und der die ganze erste Nacht der Revolution mit einer Handvoll Kameraden die Maschinen gegen die tobenden Revolutionäre verteidigt hatte — habt Verstand, Leute, die Maschinen haben doch keine Nationalität, eine Maschine ist doch weder tschechisch noch deutsch, die Maschinen gehören doch jetzt unserer Republik —, kam kurz vor Mittag mit einem Streifschuß, fiebernd und blutend, aber stolz auf sein gelungenes Werk, und sah seine Frau zwischen den umgestürzten Milchkannen hängen. Seine Frau, die nie jemandem ein böses Wort gesagt hatte, seine Frau, wegen der er in dieser Nacht sein Leben eingesetzt hatte.

Wie ein Wahnsinniger rannte Herr Novak zu dem Nationalauschuß. „Mein Losungswort, ihr Schweinehunde“, brüllte er die Gardisten an, „ist der Revolver da! Wo ist der Hund, der diesen Mord am Gewissen hat? Wo ist der Vorsitzende dieses Mordgesindels?“

Rudi verfluchte in diesem Augenblick die Revolution im all-

gemeinen und seine Nachgiebigkeit im besonderen. Jetzt soll er die Suppe, die die anderen versalzen haben, ausfressen. Noch dazu ist Novak auch sein Freund, ein viel besserer sogar, als der Streber Marcel. Wenn er wenigstens nicht weinen würde. Ein weinender Mann ist für Rudi etwas Schreckliches. Und Novak weint hemmungslos.

„Ja — ist halt geschehen“, brummt Rudi schuldbewußt. Sein Stab ist sofort die Empörung selbst. Das ist kein Vorsitzender, das ist ein Waschappen. Naja, dumm war er schon immer, man muß ihm halt ein bißchen helfen, meinen sie, und setzen ihre Worte, ohne viel herumzureden, in die Tat um. Herr Novak wird entwaffnet, halbtot geprügelt und unverzüglich zum Tod verurteilt. Rudi hat nichts anderes zu tun, als das Urteil zu verkünden. Da aber bekommt er Mut. Zum erstenmal in seinem Leben wird er mutig, mit dem Mut der Verweifelten.

„Bin ich ein Vorsitzender oder nicht?“ schreit er zur allgemeinen Überraschung. „Wenn ich noch weitermachen soll, dann müßt ihr das Maul halten, oder ich pfeife auf diese blöde Revolution, verstanden? Bin ich ein Richter? Seid ihr vielleicht Richter?“ Und in seiner Not wird er sogar erfinderisch. „Marcel verbietet eigenmächtige Handlungen! Jawohl!“ lügt er dreist. „Wir werden Volksgerichte haben, wir werden alles haben! Und jetzt — den Novak abführen! Wenn es euch nicht passen sollte —“

Es paßt aber allen, denn es gibt gerade wieder Fliegeralarm, und jeder ist froh, daß er sich verkriechen kann.

Die großen, trockenen Keller des Realgymnasiums sind blitzsauber. Die Wände wurden vor einem Monat frisch weiß getüncht, die Holzbänke sind blankgerieben, die Tragbahren und Feldbetten sind sauber, wie neu. Die blau abgeschirmten Glühbirnen spenden ein mildes Licht. Alles wäre schön und gut, wenn die Kellerräume nicht so überfüllt wären. Die Menschen stehen, knien und hocken herum, stumpf, ergeben. Es sind Deutsche und tschechische Kollaborateure. Schätzungsweise tausend Personen. Alles durcheinander. Greise, Säuglinge, Mütter, Kinder, Krüppel und Verwundete.

Herr Novak wird in den letzten Keller geworfen, auf einen Haufen mit Sand gefüllten Säcken. Trotz allem ist er bei Bewußt-

sein, die Geräusche und die Bilder, die er wahrnimmt, sind aber verzerrt. Da ist zum Beispiel eine alte Frau, die abgehackt und drohend immer wieder „Vater unser, der du im Himmel bist, tu doch etwas“, eintönig vor sich hinmurmelt. Neben ihr steht ein dicker SA-Mann in voller Uniform, der pausenlos „Heil Hitler“ brüllt. Auf einer Tragbahre sitzt eine junge Frau in einem blutbefleckten grauen Kostüm. Sehr jung ist sie, vielleicht ist es ein Mädchen. Die lacht wieder. Die lacht und lacht, es ist ein nervenzerreißendes Lachen — die ist nicht mehr da, die ist schon hinüber, diese Glückliche hat den Verstand verloren. Diese Frau ist Marta Konrad.

Die Häftlinge in diesem Luftschutzraum haben gestern Zuflucht in der Antoniuskirche gesucht. Nach der mißglückten Hilfe der deutschen Panzer wurden sie interniert. Marta Konrad als die Hauptschuldige, als die Braut des erschossenen tschechischen Hochverrätters. Der Offizier liegt noch immer zwischen den zwei Barrikaden vor der Antoniuskirche.

Der Fliegeralarm ist vorbei, die Revolution geht weiter. Rudi wird zum Richter ernannt. Ablehnen kann er nicht, er ist praktisch genauso ein Gefangener der Revolution wie die Leute in dem Luftschutzkeller. Rudi ist nur ein Hilfsarbeiter, und das auch nur dem Namen nach. Außer einigen Kriminalromanen hat er nie etwas gelesen, höchstens ein langweiliges Buch aus der Gefängnisbibliothek, wenn er gerade wegen eines kleinen Diebstahls eingesperrt war. Von der Französischen Revolution hat er nie gehört. Die Parole des Robespierre ist ihm gänzlich unbekannt.

„Name, Stand, tot.“ Die Prager Revolution übernahm nur das letzte Wort. Den Tod.

Wenn die Not am größten ist, ist Gott am nächsten, sagt ein altes Sprichwort. Vielleicht sah Gott ein, daß er während der Prager Revolution in seiner Gestalt nichts ausrichten würde, und darum verkleidete er sich in eine Dirne. In eine schlampige, redselige und resolute Dirne. In Rudis Lebensgefährtin.

Als die Deutschen nach der Besetzung der Tschechoslowakei den Pflichtarbeitsdienst eingeführt hatten, wurde sie eingesperrt, weil sie in den Rüstungswerken „Letov“ in Prag nicht arbeiten wollte. Der Werkschutz, der sich durchwegs aus Tschechen rekrutiert hatte, hat sie außerdem wegen ihrer aufwieglerischen Beredsamkeit

angezeigt. Libuše kam vor das Volksgericht und gebärdete sich so, daß sie für unzurechnungsfähig erklärt wurde. „Ich bin zwar nur eine Dirne“, erklärte sie offen, „aber deswegen mache ich noch lange nicht jede Schweinerei mit. Ich habe den Krieg nicht gewollt, mir ist jeder Mann recht, ob er ein Tscheche oder ein Türke ist. Wetten wir, ihr Herren vom Volksgericht, wenn wir hier zwei nackte Männer haben würden, einen Tschechen und einen Deutschen, ihr würdet nicht unterscheiden können, wer von den beiden ein Deutscher und wer der Tscheche ist. Und Waffen werde ich nicht machen, lieber lasse ich mich aufhängen!“

Nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis arbeitete sie als Abwaschfrau im Gasthaus „U Kořínků“, am Hermannplatz in Holleschowitz, ihre Hauptbeschäftigung gab sie aber nicht ganz auf. Von der ganzen Revolution hat sie fast nichts gesehen und nichts gehört. In dem Gasthaus war Hochbetrieb, und sie stand die ganze Zeit in der Küche und wusch Teller und Gläser und rieb Töpfe und Kasserollen. Erst als sie erfuhr, daß ihr Lebensgefährte als Vorsitzender des Nationalausschusses amtiert, schmiß sie alles hin und rannte, so wie sie war, mit nassen Händen und der schmutzigen, geflickten Schürze, zu dem Realgymnasium. Man machte ihr überall Platz, sie war ja eine politisch Verfolgte, ganz abgesehen davon, daß ihr Mundwerk weit und breit bekannt war.

„Du gehst sofort nach Hause“, kläffte sie schon von weitem. „Die sollen sich ihre Revolution hübsch allein machen. Na, was glotzt ihr mich so an wie Weihnachtskarpfen? Auf einmal haben wir da lauter Helden, und noch gestern sind sie vor den Deutschen auf dem Hintern herumgerutscht. Zuerst hat dieses Gesindel für die Deutschen wegen Schwerarbeiterzusatzkarten und ein paar Flaschen billigen Schnapses Kanonen gemacht, und jetzt sollen plötzlich die Deutschen an allem schuld sein. Hätten die Deutschen keine Kanonen gehabt, die ihre dreckigen tschechischen Pforten gemacht haben, hätten sie auch keinen Krieg führen können! Und das nennt ihr die heilige Revolution, diesen Mord und Totschlag? Gott verdamme mich, ich schäme mich, daß ich auch eine Tschechin bin! Maul halten, jetzt rede ich, ich war auch vor dem deutschen Volksgericht nicht stumm! Ich sage euch, wir alle, wie wir da sind, wir werden bald diese verfluchte Revolution bereuen!“

So — pack dich zusammen, Rudi, du gehst mit mir nach Hause! Was, zum Richter haben sie dich gemacht? Da haben sie aber den Richtigen erwischt, das muß ich schon sagen. Ein Dieb als Richter!“

Mehr versteht man nicht, die Flugzeuge sind schon wieder da, und die Flak auf dem Sommerberg bellt sie wütend an. Die Revolutionäre rennen auseinander, in die Luftschutzräume können sie nicht, die sind überfüllt mit ihren Gefangenen. Rudi und Libuše bleiben allein und versuchen, den Lärm zu überschreien.

„Den Novak soll ich zum Tod verurteilen, verstehst?“

„Den Novak? Versuche es nur, Rudi, versuche es ruhig, und ich werde dich so verhauen, daß —“

„Ich will es doch nicht tun, zum Teufel! Aber wenn ich ihn nicht zum Tod verurteile, wird es sofort ein anderer machen. Die alle dort in dem Luftschutzkeller sollen zum Tod verurteilt werden!“

„Jesus, Maria und Josef! Rudi, zeig mir schnell, wie man mit einem Gewehr schießen soll!“

„Red nicht so blöd, du kannst doch nicht alle Tschechen aus Holleschowitz erschießen! Hast nicht gehört, 'wann die Amerikaner endlich da sein werden?“

„Die sind doch schon seit gestern in Pilsen und machen keinen Schritt weiter, haben die Leute beim Kořinek gesagt.“

„Das versteh' ich nicht. Unser Rundfunk ruft doch ununterbrochen um Hilfe!“

„Die Amerikaner werden schon wissen, warum sie nicht kommen. Prag braucht keine Hilfe, wir brauchen nur Herz und Verstand!“

„Du, Libuše, mir ist etwas eingefallen. Wenn ich den ganzen Krempel hier hinhaue und nicht mehr mitmachen werde, dann werden sie mich genauso abmurksen wie die dort in dem Keller. Wenn ich aber — du darfst aber nicht gleich schreien! Ich meine also, das wäre doch das beste, wenn ich die Gefangenen nur zeichnen ließe.“

„Was meinst du damit?“

„Bist du an der Molkerei vorbeigegangen? Nein? Die Novak hat auf dem weißen Mantel — da, auf dem Rücken, verstehst — ein Hakenkreuz mit roter Farbe angemalt. Natürlich würden sich un-

sere Leute mit roter Farbe nicht zufriedengeben. Das Zeichen müßte ausgebrannt werden oder eingeschnitten.“

„Gott steh mir bei, du elender Henker, du —“

„Gerade darum, weil ich kein Henker sein will, muß ich die Gefangenen zeichnen lassen. Unsere Leute wollen doch nur eine Hetz haben.“

„So etwas nennst du eine Hetz?“

„Naja, eine Hetz ist es freilich nicht, aber das Zeichen werden sie überleben, den Tod dagegen nicht. Paß auf, wir sind doch zwei arme Hunde, nicht? Wir wollen doch auch einmal anders leben. Oder sollen wir uns jetzt umbringen lassen, wo wir den Krieg glücklich überlebt haben? Und die bringen uns glatt um, darauf kannst du dich verlassen. Wenn man nicht gerade gehen kann, muß man eben krumm gehen. Und außerdem, die Gefangenen sind schon alle fast wahnsinnig, die werden den Schmerz kaum spüren. Na, hab' ich recht oder nicht? Schnell, die Bande kommt schon wieder zurück!“

„Wenn es nicht anders geht — aber ich habe drei Bedingungen. Erstens will ich dabei sein, bremsen will ich, verstehst, zweitens muß ich mich zuerst besaufen, und drittens dürfen die Kinder nicht gezeichnet werden. Ich gehe jetzt und hole mir eine Flasche Rum.“

„Nicht nötig. Da, unter dem Tisch, haben wir Flaschen genug.“

Die Revolutionäre sind über Rudis Vorschlag begeistert. Zuerst zeichnen, hängen kann man sie später. Zeichnen mit Hakenkreuz! Im Zeichen des Teufels! Es gibt nur eine Schwierigkeit. Hunderte wollen dabeisein, und Rudis Amsträum faßt kaum fünfzig Personen. Es wird also beschlossen, auf den Hof hinauszugehen.

Der Schulhof ist groß, trotzdem aber drängen sich die Zuschauer auch in dem tadellos gepflegten Schulgarten und klettern auf die Bäume, um besser sehen zu können. Bald sind alle Fenster besetzt, und auf dem flachen Dach der böhmisch-mährischen Kirche in der Stroßmayergasse gibt es kein leeres Plätzchen mehr.

In letzter Minute beschließt der Nationalausschuß, nicht den Novak als ersten in den Hof hinauszuführen, sondern zuerst, als eine besondere Attraktion, die Braut des tschechischen Hochverrätters. Inzwischen ist auch ein tschechischer Arzt zur Stelle, der soll darauf achten, daß die Gardisten nicht allzu wild werden,

sonst werden die Gefangenen vorzeitig krepieren. In der Mitte des Hofes werden zwei lange Tische aus dem Zeichensaal des Realgymnasiums hingestellt, und auf die zwei Tische quer noch ein Tisch, denn schließlich will jeder gut sehen können. Aus den Schulbänken werden Stufen gebaut, damit der Verurteilte zu dem Pranger gelangen kann.

Endlich ist alles fertig, auch ein Behälter mit glühenden Kohlen ist da und ein Schürhaken. In einem Fenster wird auf der Ziehharmonika gespielt, aus dem Fenster nebenan schreit die Welle 418: „Die deutsche Barbarei hat keine Grenzen gehabt! Auch unsere Frauen und Kinder wurden nicht verschont! Prager und Pragerinnen, denkt an Lidice!“

„Haben die in dem Rundfunk keine andere Schallplatte?“ schreit einer von den Zuschauern. „Immer dasselbe. Seit gestern immer dieselben Parolen. Vnimanje — Rache für Lidice — Aug um Auge, Zahn um Zahn — du Rudi, ruf den Rundfunk an und frag sie, ob sie für uns keine Abwechslung haben!“

Die Herumstehenden lachen. Er hat recht, die Kerle im Rundfunk können nur ein paar Sätze wie ein Papagei. Am besten, man hört gar nicht hin. Wer ist übrigens der langweilige Trottel bei dem Mikrophon? Das weiß aber niemand, und so wird der Herr Fürst einfach „Papagei“ getauft.

Sechs Gardisten, in schwarzen SS-Uniformen und in weißen Glacéhandschuhen, erscheinen in der Tür. Zwischen ihnen Marta Konrad. Sie bleibt, von der Sonne geblendet, stehen. Die brüllende, johlende, pfeifende und applaudierende Menge scheint sie nicht zu sehen. Ihre Augen sind glasig, die Lippen zu einem jammervollen Lächeln verzerrt. Willenlos läßt sie sich zu dem Pranger schleppen. Als sie auf dem oberen Tisch steht, sieht sie über dem Dach die Spitze des Kirchenturmes. Der schwebende, wie abgesägte dunkle Turm erinnert sie an irgend etwas, aber ihr Kopf formt nur ein einziges Bild. Einen zertretenen Brautstrauß mit vielen kleinen roten Herzen.

Rudi verkündet stotternd das Urteil — „Als Volksfeindin soll sie mit dem Zeichen des Teufels gebrandmarkt werden“ — aber die Vollstreckung des Urteiles verzögert sich, da schon wieder ein Streit ausgebrochen ist. Soll sie mit dem Hakenkreuz auf der Stirn,

auf der Brust oder auf dem Rücken gezeichnet werden? Stirn, das geht nicht, das Zeichen wäre zu klein, auf der Brust — nein, das geht auch nicht wegen der Kinder, die jauchzend um den Pranger herumhüpfen. Also auf dem Rücken. Ein Gardist steckt sein Taschenmesser zwischen Martas Hals und den reparierten Kragen ihrer weißen Bluse und zerschneidet die billige Kunstseide in der Mitte bis zu der Hüfte. Das hellblaue, verwaschene Hemd zerreißt er einfach. Zwei Gardisten packen ihre Handgelenke und halten sie fest, die Menge wartet atemlos, es ist so still, daß man die Vögel in den blühenden Bäumen jubilieren hört. Der Schürhaken beschreibt in der Luft einen Kreis, sein glühender Schnabel hackt sich in Martas Rücken ein, ein kurzer, zischender Laut, der Schürhaken fhrt langsam senkrecht herunter und hinterläßt einen dicken, rotbraunen Strich. Ein gräßlicher Schrei zerbricht die gläserne Stille. Es war aber nicht Marta, die so gräßlich aufschrie.

„Ruhe, blöde Ziege, wir wollen die Volksfeindin hören, und nicht dich! Soll sie zu Hause bleiben, wenn sie hysterisch ist! Ein Skandal, diese Ruhestörung! Gardist, mach weiter! Ist der Schürhaken wirklich heiß? Die grinst ja!“

Die Leute laufen von allen Seiten näher zu dem Pranger, verdammt noch einmal, nicht schlecht, die Wunde, hübsch tief! Mensch, das versteh' ich nicht, daß die keinen Ton sagt! He, Gardist, laß sie laufen, das ist gar keine Hetz, die ist doch nicht richtig im Kopf. Der nächste Patient! Wer ist der nächste? Na, der Novak doch! Wenn der nicht schreien wird, bekommt er zwei Hakenkreuze! Eines auf den Rücken und eines auf die Brust! Achtung, Bier ist da! Her damit! Du, das ist ja viel besser als in einem Kino. Na, wird es bald? Halt's Maul, da ist er schon!

In dem allgemeinen Tumult kümmert sich niemand mehr um Marta. Die Leute sehen zwar, daß sie in den Luftschutzraum verschwindet, sie sehen auch, daß sie von einer Frau mit zerzaustem Haar und einer schmutzigen, geflickten Schürze geführt wird, aber das interessiert sie nicht mehr.

Libue drückt Marta auf einen Stuhl bei dem Ehrentisch, öffnet die Wandapotheke, überfliegt mit den Augen die Aufschriften auf den Tiegeln und auf den Tuben — aha, hier haben wir es! Brandsalbe! Fingerdick beschmiert sie mit dem kühlen, gelblichen Zeug

Martas armen Rücken, legt vorsichtig büschelweise Watte darauf, und verbindet den ganzen Oberkörper, so gut sie es kann, mit Gazestreifen. Auf dem Kleiderhaken hängen eine ganze Menge Mäntel. Libuše sucht einen hellen, leichten Damenmantel aus und zieht ihn Marta behutsam an.

„Wo wohnst du, du Arme? Hab keine Angst! Ich meine es gut mit dir. Du, nach Hause darfst du nicht, geh nach Podol, dorthin kommt angeblich die Wlassow-Armee, das sollen anständige Kerle sein, viel besser als unsere Leute, geh zu ihnen hin, verstehst?“

Marta hat nur ein einziges Wort verstanden. Podol. Aber sie sieht wieder nur ein Bild, diesmal einen blühenden, weißen Strauß, sie sieht sich selbst, wie sie an den Blüten kleine rote Herzen befestigt, und an dem Küchentisch sitzt ein Bub und schaut ihr zu.

„Wie spät ist es, bitte?“ fragt sie plötzlich hastig. „Ich muß nämlich —“

Was sie muß, das weiß sie aber nicht.

„Geh, geh schon“, drängt Libuše. „Jetzt wird es niemand merken, wenn du verschwindest. Geh immer entlang der Moldau, dort gibt es keine Barrikaden.“

„Gut, laßt ihn nur sprechen!“ brüllt der Hof. „Laß ihn sprechen, wir wollen eine Hetz haben!“

Die Tür schlägt hinter Marta zu. Libuše nimmt die erste beste Flasche und trinkt gierig.

„Im Zeichen des Teufels?“

Es war Novaks Stimme. Libuše trinkt verzweifelt weiter.

„Ihr seid ja selbst Teufel“, schreit Novak. „Her also, mit eurem Zeichen! Aber einmal, das schwöre ich, einmal wird der Tag kommen —“

Ein Schuß kracht. Gelächter, wütende Proteste. Libuše läuft zum Fenster, sie sieht aber nichts, nur die wogende Menschenmauer.

„Besser so, besser so“, flüstert sie und kehrt zu ihrer Flasche zurück.

DAS JAHRHUNDERT DES KINDES

Als die Neujahrsglocken das gerade geborene zwanzigste Jahrhundert feierten, taufte es die Welt auf den schönen Namen „Das

Jahrhundert des Kindes“. Unzählige Zeitungsartikel triefen vor Rührung und Begeisterung, auf den Ärztekongressen schwor man, mit allen Kräften die Kinderkrankheiten zu bekämpfen, die Juristen verlangten die härtesten Strafen für Kindermißhandlungen, die Pädagogen hielten endlose Vorträge über die humanitäre Erziehung des Kindes zur Ethik, die kirchlichen Würdenträger baten den Himmel um seinen Segen für die kleinen unschuldigen Kinder, Politiker bauten ihre Programme auf den modernsten und fortschrittlichsten Kindergärten, die Dichter überschütteten die Wiegen mit Rosen der Liebe.

Fünfundvierzig Jahre später hockten in einem Keller, auf einem Haufen Kohlen, zwei hungrige, zerlumppte Kinder, Lilly und Jan, und waren froh, daß sie diese Unterkunft gefunden hatten. Als die Tschechen am Sonntag, um vier Uhr nachmittags, die Jagd nach der Hitlerjugend und den Kindern der Kollaborateure veranstaltet hatten — aufgehetzt durch den Prager Rundfunk, der behauptet hatte, daß die SS am Pankratz den tschechischen Müttern ihre Säuglinge aus den Armen gerissen habe und sie auf die gräßlichste Weise umbrachte —, waren Lilly und Jan auf dem Weg zurück nach Podol. Nach Holleschowitz konnten sie nicht durchdringen, obwohl sie fast bei allen Brücken versucht hatten, auf die andere Seite der Moldau zu gelangen. Die Revolutionäre jagten sie jedesmal, ohne viel zu fragen, davon, sonst aber ließ man sie in Ruhe. Es liefen ja so viele Kinder herum, die ihre Eltern suchten oder nicht nach Hause konnten, weil ihre Wohnungen beschlagnahmt wurden. Für Kinder hatte niemand Zeit, denn es gab viel wichtigere Sachen. Man raubte und plünderte, man rächte sich, man amüsierte sich, man jagte Funktionen nach, die Macht und sorgloses Leben versprachen, man lief von Kino zu Kino, und suchte gefangene Verwandte und Freunde.

Die Revolution wurde dadurch beinahe vergessen, sie mußte aber planmäßig weitergehen. Die Welle 418 war gezwungen, etwas Neues zu bringen. Man erfand also die ermordeten tschechischen Kinder am Pankratz und die „Jungen Werwölfe“, die Hitlerjugend, die kaltblütig aus dem Hinterhalt schoß und Sabotagen auf die Rote Armee vorbereitete. Also unschädlich machen, die gesamte deutsche Brut. Die herumirrenden Kinder wurden von den

Revolutionären aufgefangen, und alle Kinder über sechs Jahre, die nicht perfekt tschechisch sprachen, wurden als Mitglieder der Hitlerjugend verhaftet und zu Zwangsarbeiten geschickt. Die anderen ließ man vorläufig laufen, unter ihnen auch Lilly und Jan. Es wurde ihnen aber streng befohlen, sich durch die Eltern bei dem zuständigen Ortsnationalausschuß einen Ausweis zu verschaffen, den natürlich die sogenannten Kollaborateure nicht bekommen konnten.

Darum gingen sie also, die kleine Deutsche und der tschechische Bub, nach Podol, wo Jan zu Hause war. Er war fest überzeugt, daß seine Schwester schon längst daheim ist, und ihr Mann, der ja ein tschechischer Offizier ist, der wird Lilly schon irgendwie helfen. Trotz des deutschen Onkels glaubte er nämlich, daß das Mädchen eine Tschechin sei. Es gab ja in Prag Tausende Tschechen, die deutsche Verwandte hatten. Lilly war froh, daß sie mit ihm gehen durfte, und klug genug, um sich nicht zu verraten. Sie sah ja so viele ermordete Deutsche, es war also nicht ratsam zu sagen, daß sie keine Tschechin sei.

Sie kamen bis zum Wenzelsplatz und wollten weiter durch die Wassergasse. Bei der Kontrolle ging alles wieder glatt, da aber wurde ein ungefähr zwölfjähriger Junge, der sich als Tscheche ausgab, von einem Gardisten erkannt. Dieser Gardist versorgte seinen Vater mit „schwarzen“ Zigaretten, das Stück zehn Kronen, der Herr zahlte übrigens ohne weiteres jeden Preis, den er verlangte — aber er war ein Deutscher und sein Bub war tatsächlich in der Hitlerjugend. Der Junge erkannte den Gardisten natürlich auch, er lächelte ihn sogar an und hoffte, daß er ihm helfen werde, sein Vater hat ihm ja öfters geholfen, als er wegen Schwarzhandels eingesperrt werden sollte. Erst als der Gardist „Jetzt hab ich dich, du deutsches Schwein“ brüllte, fing der Bub zu laufen an. Der Gardist schoß ihm nach, auch die anderen auf der Barrikade schossen wild umher und verletzten und töteten einige tschechische Passanten. Es kam zu einer allgemeinen Schießerei und Prügelei, die Menschen, die zufällig dazu kamen, kämpften gegenseitig, ohne zu wissen warum, bis der Gardist, der sich durch seine Wachsamkeit eine höhere Funktion erobern wollte, losbrüllte: „Haltet die Kinder an! Alle! Das sind ja Werwölfe! Ich kenne sie!“

Einige Kinder wurden erwischt und blutig geprügelt, die meisten aber waren schon längst weg. Lilly und Jan rannten keuchend, gejagt durch die entsetzliche Angst. Gardisten hinten, Gardisten vorne – wohin jetzt? Die erste Querstraße, steil und ziemlich eng, die die Wassergasse mit der Stefansgasse verbindet, heißt Jama. Zum Glück stehen dort Menschen, Kopf an Kopf. Noch ein paar Sprünge, dicht an der Häusermauer, hinter dem Rücken der Menge – bis zu einem offenen Haustor, das Haus scheint ein Amtgebäude zu sein, die Kanzleien sind alle leer. Das ist aber nichts, dort kann man sich nicht verstecken. Auf den Hof? Das geht auch nicht, aber da ist eine schmale Stiege aus ausgetretenen roten Ziegeln, die führt bestimmt in die Waschküche oder zum Keller. Es war ein Keller, niedrig und finster, und gar nichts drinnen als ein Kohlenhaufen, aber das ist gerade gut so, hierher kommt bestimmt niemand. Zwischen der Mauer und dem Kohlenhaufen ist nur wenig Platz, für die zwei Kinder genügt er aber vollkommen.

Zuerst wagen sie kaum zu atmen, obwohl der Lärm draußen so laut ist, daß man ohne weiteres auch schreien könnte, ohne gehört zu werden. Die Verfolger aber, die könnten kommen. Sie warten zitternd, es kommt aber niemand, die Kellertür bleibt zu. Oben, über den Köpfen der beiden Kinder, ist ein kleines, schräges Fenster. Eine von den verrußten Scheiben ist zerbrochen, durch das Loch sieht man vier Kinderhände, die im Sand wühlen.

„Schau, die spielen“, stößt Lilly ihren Gefährten mit dem Ellenbogen. „Die Gardisten sind also nicht mehr da. Soll ich das Fenster aufmachen und nachschauen?“

„Nein, was fällt dir ein!“

„Gut. Hilf mir also hinauf, ich werde die Fensterscheiben mit der Schürze abputzen, nur ein bißchen, weißt du, wir müssen doch wissen, was draußen los ist, wir wollen doch zu dir!“

Lilly liegt also platt auf dem Bauch auf dem schrägen Fenstervorsprung, spuckt auf die Fensterscheiben und bearbeitet sie, so gut es geht. Die zwei kleinen Kinder vor dem Fenster sind so in ihr Spiel vertieft, daß sie das Mädchen gar nicht bemerken. Der Bub könnte sechs, das Mädchen vielleicht fünf Jahre alt sein. Auf dem Gehsteig liegt ein zerrissener Papiersack mit der Aufschrift „Luftschuttsand“, daneben zerstreut einige verwelkte Blumen.

Sonst sieht Lilly nur einige Frauen, die auf mitgebrachten Küchenthühlen sitzen. Irgendwo gegenüber schmettert das Radio den flotten tschechischen Marsch.

Der Sandhaufen, der immer wieder zerfällt, sieht wie ein länglicher Berg aus. Die zwei kleinen Kinder plappern munter und bauen ihn immer wieder auf. Lilly interessiert sich aber für das Stück eines angebissenen Kuchens, das direkt vor der zerbrochenen Fensterscheibe liegt. Sie könnte es ohne weiteres nehmen, ihr Hunger rät eifrig dazu, ihr Verstand warnt aber. Wenn die Kinder erschrecken würden — nein, so geht es nicht.

„Was soll das sein?“ fragt sie leise. „Da bin ich, hier, im Fenster! Was soll das sein? Ein Berg oder ein Haus?“

Die Kinder finden nichts Verdächtiges dabei, daß ihnen jemand hinter dem Kellerfenster zuschaut. Im Gegenteil, sie freuen sich, jemanden gefunden zu haben, dem sie ihre große Neuigkeit mitteilen können.

„Das ist doch das Grab für den Papi“, sagt der Bub wichtiger. „Er braucht nämlich ein Grab, weißt du? Ein schönes Grab, mit Blumen!“

„Ist dein Papa gestorben?“

„Aber woher denn, erschossen ist er. Da, im Kopf!“

„Er liegt in der Küche auf dem Sofa“, erzählt jetzt das kleine Mädchen. „Mami hat ihm das Gesicht abgewaschen, er kann sich nicht selbst waschen, weil er doch tot ist.“

„Komm heraus und schau dir unseren Papi an! Da ist er, auf dem Altar!“

„Ich kann jetzt nicht, ich — gehört der Kuchen euch?“

„Freilich. Aber du kannst ihn auch haben, wenn du willst“, und das Mädchen gibt Lilly den mit Sand bestreuten Kuchen.

Lilly beißt sofort hinein, sie beißt schnell noch einmal ein großes Stück ab, der Sand knistert ihr zwischen den Zähnen, sonst schmeckt es aber großartig. Richtig, Jan muß auch ein Stückchen bekommen. Sie bricht den Kuchen in zwei Hälften und läßt die eine Hälfte über die schräge Mauer hinunterkollern. Der Kuchen bekommt einen schwarzen Anstrich vom Kohlenstaub, aber Jan verschlingt ihn blitzschnell, ohne ihn abzuwischen.

„Weißt du nicht, wie lange der Papi noch tot sein wird?“ fragt das kleine Mädchen.

Lilly erinnert sich plötzlich an das Schlafzimmer mit den blauen Gesichtern ihrer Eltern. Bis jetzt hat sie keine Zeit gehabt, zurückzudenken, und sie glaubt auch nicht recht, daß das alles, was sich seit Freitag ereignet hatte, wirklich wahr ist. Es gibt doch solche Träume, die auch so furchtbar lange dauern und so verworren sind, aber dann wacht man doch auf und alles ist wieder wie sonst. Jetzt aber, in der relativen Geborgenheit des Kellers, drängt sich alles in ihr Bewußtsein, alles ist deutlich, die Traumhaftigkeit steht nicht mehr vor der furchtbaren Wirklichkeit, und Lilly heult los.

„Du brauchst doch nicht zu weinen“, tröstet sie das kleine Mädchen und preßt das Gesichtchen an die trennende Fensterscheibe. „Lange kann unser Papi nicht tot bleiben, er muß ja wieder in den Dienst.“

„Er ist Straßenbahner“, unterbricht sie ihr kleiner Bruder. „Weißt du was? Komm mit uns, wir werden dir den Papi zeigen!“

„Ja, komm zu uns“, schmeichelt das kleine Mädchen. „Komm, zu Hause können wir mit meiner Puppe spielen.“

„Ist es weit?“ fragt Lilly unsicher, nur um etwas zu sagen. Es wäre natürlich schön, in einer Küche zu spielen, aber die Gardisten . . .

„Gleich daneben wohnen wir doch! Mach das Fenster auf und krieche hinaus!“ drängt der Bub.

„Ich bin aber — es ist noch jemand da. Der Jan, weißt du? Soll er auch mitkommen?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, schiebt sie sich durch das Fenster. Jan muß nach, ob er will oder nicht, denn in dem dunklen Keller allein zu bleiben, traut er sich nicht. Die Frauen drehen sich um und lachen.

„Schön seht ihr aus, schwarz wie die Teufel! Marsch nach Hause und waschen!“

Lilly knixt artig und will so rasch wie möglich verschwinden, sie muß sich aber noch den kleinen Altar anschauen, der neben dem Hauseingang steht. Auf einer Holzkiste, die mit einer Decke geschmückt ist und deren rote Kreuzstickerei einen Knödel essenden Mann darstellt, stehen eine Bierflasche mit einer brennenden Kerze eine billige kleine Vase mit ein paar traurigen Jasminblüten und

ein Sparschweinchen. An der Mauer hängt ein Bild in einem abgeschabten Rahmen. Es ist eine Photographie eines lachenden Straßenbahners. Darunter ist ein Blatt aus einem Schulheft mit zwei Reißnägeln befestigt. Auf dem Zettel steht mit der Hand geschrieben:

„Na tomto místě padl v boji o své milované město tramvaják Pavel Koval, stár 35 let. At' je proklet jeho německý vrah! Zanechává vdovu a dvě malé děti. Prosí se o milodary, protože úplně bez prostředků. Prosim dárky do prasátka házet! Spi sladce, nezapomenutelný hrdin!! Obyvatelé domu.“

„An dieser Stelle fiel im Kampf um seine geliebte Stadt der Straßenbahner Pavel Koval, 35 Jahre alt. Verflucht sei sein deutscher Mörder! Er hinterläßt eine Witwe und zwei kleine Kinder. Um Spenden wird gebeten, da völlig mittellos. Bitte das Geld in das Sparschweinchen zu werfen. Ruhe sanft, du unvergeßlicher Held!! Die Hausbewohner.“

Der Bub hebt das Sparschweinchen auf und schwenkt es hin und her. „Es scheppert drinnen tüchtig“, verkündet er stolz.

„Der Papi wird Augen machen, daß wir so viel Geld haben!“ jauchzt das kleine Mädchen.

Dann gehen sie. Vorne der Bub mit Jan, hinter ihnen das Mädchen mit Lilly. Die Wohnung des Straßenbahners ist im Hochparterre. Rechts bei der Wohnungstür ist eine tröpfelnde Wasserleitung, links eine offene Klosettür. Der Bub stürmt in die Wohnung hinein, Lilly und Jan haben erwartet, zuerst ins Vorzimmer zu kommen, man kommt aber direkt in die Küche hinein. Die Hälfte des Fußbodens ist weißgerieben, der Kübel und die Reibbürste sind noch an derselben Stelle, wo die Frau gerade kniete, als man ihr den toten Mann brachte. Eine blau angestrichene, altmodische Kredenz steht zwischen zwei Fenstern, neben dem Kachelofen ist ein Tisch. An der Wand gegenüber steht ein Sofa mit einer geblühten Decke. Dort liegt er, der Straßenbahner. Sein mit einem Handtuch verbundener Kopf auf einem frisch überzogenen weißen Polster, auf der Brust zwischen den gelben Händen ein Strauß weißen Flieders. Neben ihm, zu seinen Füßen, die in verstaubten Schnürschuhen stecken, sitzt eine Frau mit einem schwar-

zen Kopftuch und rührt mit einer alten Zahnbürste in einer Blechdose mit Schuhwichs.

„Mami, das Schweinchen hat so viel Geld für den Papi!“ ruft das kleine Mädchen gleich von der Tür.

Die Frau hebt nicht einmal den gesenkten Kopf und schiebt behutsam unter die Füße ihres Mannes ein Zeitungsblatt. Vorsichtig fährt sie mit einem feuchten Lappen über den linken Schuh, um den Staub abzuwischen. Ihre beiden Kinder kommen näher, hocken sich auf den Fußboden und schauen neugierig zu.

„Heute putzt sich der Papi die Schuhe nicht selbst?“ wundert sich das Mädchen.

„Er ist doch tot, du Dummchen“, belehrt sie der Bruder. „Mami, wir möchten Kaffee! Und nachher werden wir spielen. Die sind mit uns gekommen, schau!“

Die Frau, die gerade mit der Zahnbürste die Schuhwichse auf die Schuhe schmiert, wendet den Kopf. Bei dem Kachelofen stehen zwei schwarze, jammervolle Gestalten. In Lillys Gesicht leuchten nur die blauen Augen, Jan hat die Augen geschlossen, und über seine Wangen rinnen zwei Bächlein. Die Frau legt die Zahnbürste auf das Zeitungspapier, steht langsam auf und geht noch langsamer zu den beiden hin. Lilly kann ihre Augen nicht sehen, die Frau hat das schwarze Kopftuch tief in die Stirn gezogen, aber sie stellt sich die Augen schrecklich vor, hart und voll Wut und Haß, man hat ihr doch den Mann getötet. Ein Deutscher hat ihn getötet, und sie ist auch eine Deutsche, die Frau wird sie bestimmt erschlagen. Und Lilly hebt abwehrend die Hände und schluchzt auf: „Ich kann wirklich nichts dafür! Mein Papa ist auch tot, und die Mama ist auch tot, und die Kinder sind auch tot! Alle sind tot, mein Ehrenwort! Aber ich kann nichts dafür, ich — ich dachte, es wäre ein Volksfest!“

Die Frau geht aber an ihr vorbei, öffnet die Zimmertür, ein wunderbar verlockender Duft nach frisch gebackenem Kuchen weht herein, und sie winkt ihren Kindern. „Geht da hinein, spielt mit dem Buben, ich werde inzwischen Kaffee kochen. Na, geht schon, hier kann man nicht spielen, der Papi braucht Ruhe.“

Die zwei Kleinen trippeln auf Zehenspitzen in das Zimmer, der Bub macht „sss! sss!“ und das Mädchen hält sich mit beiden Händ-

chen den Mund zu. Jan schleicht hinter ihnen hinein. Kaum aber ist die Tür zu, schon hört man die zwei kleinen Kinder lustig plappern und lachen.

Die Frau setzt sich wieder zu ihrem Mann hin und versucht, seine abgearbeiteten Schuhe mit einer Bürste auf Hochglanz zu bringen. Lilly steht noch immer bei dem Kachelofen. Sie weint nicht mehr, sie zittert aber am ganzen Körper, die entsetzliche, bohrende Angst tut ihr körperlich weh, ununterbrochen, wie damals, als sie Zahnschmerzen hatte. Der Tod, der zu Hause zu plötzlich und zu überraschend kam, um wirklich in seiner ganzen kalten Endgültigkeit zu wirken, der Tod, der die tanzenden Soldaten hoch in den Baumkronen in Strohpuppen verwandelte, der Tod, der dort draußen immer das gleiche blutige und blutleere Gesicht hat — der Tod ist in dieser armseligen Küche ein wirklicher, todtrauriger Tod, der trotzdem noch etwas vom Leben hat. Wie die Frau, die nichts mehr für den Toten tun kann, als ihm die Schuhe zu putzen, so ruhig dasitzt, ohne Geschrei, ohne Tränen, wie der Mann, der für seine Frau nichts mehr tun kann, ruhig daliegt und zuschaut — ja, er schaut zu, seine Augen sind halb offen, der Mund auch, als ob er noch etwas sagen möchte — das ist zuviel für Lilly. Das ist viel schlimmer als die Totenkammer und die Gardisten, und niemand, niemand ist da, der ihr helfen würde, denn alle, alle sind tot. Aber etwas muß man tun, sie muß selbst etwas tun. Und schon das zweitemal seit Freitag verkriecht sie sich wie ein Tier vor der Angst und vor dem Weh. Diesmal unter den Kachelofen. Wieder rollt sie sich wie ein Igel zusammen. Die Kinder nebenan lachen, der Wecker auf der Küchenkredenz tickt eintönig, die Bürste fährt über die Schuhe — ritsch-ratsch, das war schon einmal so —, richtig, das machte doch der Pinsel mit der roten Farbe auf dem Altstädter Ring. Die rote Farbe, die war nicht schön, die war schlecht. Seitdem sind alle Menschen schlecht. Nein, nicht alle, der große, blonde Mann, der war nicht schlecht, wenn der da wäre . . .

„Du bist ein deutsches Kind, nicht wahr?“ fragt die Frau leise und legt das Zeitungsblatt, die Blechdose, den Lappen und die Bürste in eine Holzkiste und schiebt sie unter das Sofa.

„Ja, aber ich kann nichts dafür!“

„Hast auch viel mitmachen müssen“, spricht die Frau wie zu

sich oder zu ihrem Mann und streichelt die gelben Hände des Toten. „Mein Mann hat keinen Deutschen getötet. Wir haben uns das Ganze anders vorgestellt, das Ende und die Freiheit. Es ist aber schon einmal so, die großen Herren wollen immer die Herren spielen, um jeden Preis, und die Armen müssen ihr Spiel bezahlen. Mein Mann ist am Samstagabend nach Hause gekommen, aber das war nicht mehr er. Essen wollte er nicht, umziehen wollte er sich nicht, nur sprechen, nur sprechen wollte er, und er hat doch nie viel Worte gemacht! Er ist mit der letzten Elektrischen, mit seiner Elektrischen, zu Mittag nach Holleschowitz gefahren. Es war nichts, hat er gesagt, bis eine verdammte Dirne zwei verwundete deutsche Soldaten in seiner Elektrischen erschossen hat. Hätten sie nicht in dem Wagen eine Braut gehabt — sie wären alle bei der Kontrolle am Wenzelsplatz hin gewesen. Bei der Hlavkabrücke mußte alles aussteigen, da war schon die Revolution da, diese gottverdammte Rundfunkrevolution. Unsere Leute, hat er gesagt, können nichts dafür, sie haben den Verstand verloren, sie sind wie wilde Bestien, aber sie können nichts dafür, die im Rundfunk, die Hetzer, die sind an allem schuld! Und dann hat er sich hingelegt, angezogen, so wie er war. Und der Rundfunk brüllte weiter: ‚Barrikaden bauen, auf die Barrikaden, alles auf die Straße!‘ Wir haben kein Radio, aber aus allen Fenstern hat der Lump, dieser Massenmörder dort im Rundfunk, gehetzt. Vor Mitternacht kamen die Nachbarn, sie haben nie ein gutes Wort für uns gehabt, jetzt auf einmal war mein Mann Bruder und ich war Schwester. Er wollte nicht gehen, erst als sie ihm gedroht haben, daß sie ihn als Feigling und Volksfeind umlegen werden und die Kinder auch, dann ist er halt gegangen. Ohne Waffe, er wollte keine Waffe. Es heißt Barrikaden bauen, ich werde also bauen, hat er gesagt. Morden werde ich aber nicht. In der Stefansgasse haben viele Deutsche gewohnt, sie wollten alle fort. Wie es passiert ist, weiß ich nicht. Unsere Leute haben geschossen, die Deutschen haben auch geschossen. Von den unseren war niemand tot, nur er, nur mein Mann mußte sterben. Wenn ich nicht die Kinder hätte! Wenn ich nicht die Kinder hätte — ich würde — die Lumpen in unserem Rundfunk sollen alle tot da liegen, und nicht mein Mann!“

Lilly kriecht heraus, auf allen vieren — da muß man etwas tun.

Sie weiß natürlich nicht, daß sie gerade die echte Verzweiflung erlebt hatte, sie fühlt aber, daß sie helfen muß. Wie aber — vielleicht, wenn sie den Fußboden zu Ende reiben würde, die Frau ist doch so reinlich, das würde sie sicherlich freuen. Und schon ist sie bei dem Kübel, packt die Reibbürste, kniet hin und fängt an. Ungeschickt, aber eifrig und verbissen. Jede Mutter ist doch froh, wenn ihr ein Kind hilft. Sie hat doch zu Hause auch das Geschirr abgetrocknet und den Staub gewischt.

Die Frau sagt nichts, sie nimmt den Kübel und geht das schmutzige Wasser in das Klosett schütten, läßt unter der Wasserleitung frisches Wasser rinnen und kommt zurück. Lilly reibt weiter, die Frau nimmt einen großen Topf mit warmem Wasser von dem Herd und stellt ihn auf den Fußboden, daneben legt sie ein Stück Seife und ein frisches Handtuch hin. Dann arbeiten sie zusammen. Lilly reibt, die Frau wischt den Fußboden trocken. Als sie fertig sind, zieht sie Lilly aus. Alles. Die Schuhe, das Kleidchen, die Wäsche.

„So, jetzt wirst du dich waschen! Ganz, verstehst du? Das Wasser ist schön warm. Ich werde inzwischen den Kaffee zustellen. Wie? — Ja, das Haar kannst du dir auch waschen, Wasser gibt es genug unten in der Waschküche. Wo wolltest du eigentlich hin?“

„Nach Podol, zu Jans Schwester“, antwortet Lilly fröhlich. Ihre Augen in dem eingeseiften Gesichtchen strahlen sorglos. Sie kommt sich wie zu Hause vor, und diese fremde Frau ist nicht mehr fremd.

„Ist der Bub dein Verwandter?“

„Nein, ich hab' ihn aufgefunden, als ich mich am Vyschehrad in einem Tunnel versteckt hatte. Jan ist ein Tscheche, und seine Schwester ist auch eine Tschechin, und ihr Mann ist ein tschechischer Offizier. Der wird schon alles tun.“

„Und wie willst du über die Barrikaden?“

„Ach, die blöden Barrikaden, das ist nicht so schlimm. Ich spreche doch Tschechisch, und lügen kann ich auch. Sehen Sie, jetzt bin ich wieder ganz sauber. Nur das Kleid . . .“

„Kleider gibt es überall genug. Da, zieh dir vorläufig mein Hemd an, ich bin gleich wieder hier. Kannst du auf den Kaffee aufpassen?“

„Na, freilich, und auf die Kinder auch, und auf Ihren Mann werde ich auch aufpassen. Gehen Sie nur ruhig!“

Die zwei Kleinen jauchzen auf und springen vergnügt um Lilly herum, als sie in dem langen Hemd in dem Zimmer erscheint. Lilly befiehlt Ruhe, der Papa schläft ja, und jetzt muß Jan in die Küche gehen. Zuerst aber traben alle vier in die Waschküche und kommen mit warmem Wasser zurück. Jan bleibt in der Küche mit dem Toten allein, Lilly sitzt mit den Kindern im Zimmer auf dem Fensterbrett, und alle drei essen Mohnkuchen.

Unten, auf der Straße, laufen kleine Buben hin und her und schleppen Pflastersteine. Einige kleine Mädchen sind auch dabei, alle bloßfüßig und halbnackt. Die Straße ist mit Scherben besät. Zerbrochene Gläser und Vasen, zerbrochene Fensterscheiben und Bierkrügel. Die kleinen Füße sind rot, der Sand ist rot, und die Pflastersteine sind auch rot. Mit Regenschirmen, Gewehren, Stöcken und Kochlöffeln schlagen die auf den Gehsteigen sitzenden Frauen auf die Kinder ein. Ein Gardist ohrfeigt gerade eine Frau, die einen Buben mit einem Stuhlbein erschlagen hat. „Du Sau, du blöde, gehört die Hitlerjugend dir? Das sind doch Arbeitskräfte! Schlagen darf man, aber erschlagen — wenn du nicht besser aufpassen wirst, bekommst du eine Kugel aus meinem Revolver zu fressen, du Saboteurin! Weitermachen, Hitlerbrut! Im Laufschrift!“

Das kleine Mädchen zupft Lilly an dem nassen Haar: „Ist der Bub auch so tot wie der Papi?“

„Freilich“, antwortet statt Lilly ihr Bruder.

„Woher weißt du es denn?“

„Na — das ist doch klar! Die Toten schreien nicht und weinen nicht, die kannst du doch ganz leicht von anderen Menschen unterscheiden!“

DAS UNGEZIEFER DES PAN KU

Die jungen, schlanken Nadelbäume haben eine eigenartige grünblaue Farbe. Eine Gruppe weißer Birken steht im Kreis und wiegt sich spielend hin und her. Das Gras ist weich wie Samt, überall

leuchten Tausendschönchen wie rosige Perlmutterknöpfe. Winzige, himmelblaue Schmetterlinge tanzen in der Luft, dicke, smaragdgrüne Fliegen summen und brummen, und irgendwo klopft ein unsichtbarer Specht.

Michaela sitzt im Gras und verjagt mit einem langen Farnkrautblatt die zudringlichen Fliegen, die es scheinbar auf die wehrlose Frau, die ausgestreckt daliegt, abgesehen haben. Martin sitzt auf dem Trittbrett des kleinen Wagens und raucht nervös. Außer diesen dreien ist weit und breit in dem Kuchelbader Wäldchen keine Menschenseele.

Die Frau hat an den Schläfen dunkle Flecken, ihre Nase ist gelblich und sonderbar spitzig. Sie atmet rasch und unregelmäßig, jeder Atemzug ist ein schmerzvolles Stöhnen. Ihre Beine bewegen sich, es sieht aus, als laufe sie. Bis zum Hals ist sie unter der grauen Wagendecke versteckt, ihr Kopf liegt auf Martins zusammengelegtem Rock.

„Noch immer bewußtlos?“ fragt Martin halblaut.

„Ich glaube ja“, flüstert Michaela zurück.

„Wissen Sie, Mila, daß die Chinesen viel gescheiter sind als wir Europäer? Ich denke schon die ganze Zeit daran. Die Chinesen haben sich nicht einen gütigen, gerechten Gott ausgedacht wie wir, einen Gott, der die Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hatte. Der chinesische Gott, Pan Ku hieß er, glaube ich, das war ein anderer Kerl. Er schuf auch eine herrliche, wunderschöne Welt mit Blumen, Wäldern, Flüssen und Meeren und braven Tieren, er plagte sich ehrlich damit einige Millionen Jahre, nicht einmal Zeit zum Waschen nahm er sich dabei. So kam es, daß ihn das Ungeziefer immer mehr quälte, die Läuse, die Flöhe, die Wanzen und andere, ähnlich nützliche und liebliche kleine Wesen. Als die Welt endlich fertig war, machte er Feierabend, streckte sich auf einer Wolke aus und kratzte und schüttelte sich, und das Ungeziefer flog herunter auf die Erde. Dann schlief er zufrieden ein, und als er erwachte, war die Bescherung da. Die Läuse und Wanzen und Flöhe waren in Menschen verwandelt und vermehrten sich immer mehr. Pan Ku war machtlos gegen diese kleinen Bestien, die ihm seine Welt ganz umgekrempelt haben. Zum Schluß starb der gute Pan Ku an Kummer, das Ungeziefer lebt aber bis heute. Hut ab vor der

chinesischen Weisheit. Über dreißig als Ärzte verkleidete Ungeziefer haben wir heute um Hilfe für die arme Frau gebeten, keines von diesem Ungeziefer hat die Pfote gerührt. Weil sie eine Deutsche ist, ist sie kein Mensch, und die Herren Doktoren halten sich für Menschen, weil sie Tschechen sind. Oder wie ist das eigentlich? Sagen Sie doch auch etwas, zum Teufel noch einmal, ich kann das Stöhnen nicht mehr hören, verstehen Sie das nicht?"

„Wenn wir sie aus Prag bringen könnten . . .“

„Wenn, wenn, immer nur wenn! Wenn sie eine Fliege wäre, dann ginge es eventuell. Keine Maus kommt aus Prag hinaus, die offene Stadt ist eine Festung. Meinen Sie, daß das Geburtsschmerzen sind?“

„Ich weiß nicht, ich versteh' nichts davon, ich . . .“

„Natürlich sind Sie keine Hebamme, das weiß ich auch. Schauen Sie sie an, glauben Sie nicht, daß sie stirbt?“

„Wenn wir wenigstens Wasser hätten, sie hat so trockene und zersprungene Lippen. Soll ich nachschauen gehen, ob hier irgendwo in der Nähe ein Bach ist?“

„Nein, ich werde mit der Kiste ein bißchen herumfahren, so kann man schneller Wasser finden. Ich bin gleich wieder da.“

Michaela nickt nur. Sie fürchtet sich, mit der Sterbenden allein zu bleiben, sie fürchtet, daß Martin den Weg zu der Wiese nicht mehr finden wird, sie sagt aber nichts, sie wagt nicht, ihn zu bitten, sie mitzunehmen. Erstens kann sie die Frau nicht allein lassen, und zweitens — vielleicht will er nicht mehr zurückkommen. Wozu auch? Sie ist doch nur eine Last für ihn.

Die Wagentür schlägt zu, der Motor fängt an zu rattern. Die Kranke bewegt die Füße schneller, das Stöhnen hört auf, sie öffnet die Augen und wimmert: „Nicht allein lassen, bitte! Nicht weggehen!“ Immer lauter und lauter wiederholt sie die zwei Sätze. In ihren Augen sitzt Angst, es ist die Todesangst, sie schreit schrill und wälzt sich auf dem Rücken hin und her, bis es ihr gelingt, sich aufzusetzen.

„Ich bin ja da, ich bin bei Ihnen. Nicht schreien, es könnte jemand kommen. Bleiben Sie liegen, ich bin bei Ihnen“, beschwichtigt sie Michaela, aber die Frau wackelt nur mit dem Kopf und schreit noch mehr.

Martin steigt aus dem Wagen, aschgrau im Gesicht vor Wut und Müdigkeit. „Haben Sie den Verstand verloren?“ herrscht er die Schwangere an. „Warum machen Sie so ein Theater? Ich wollte doch nur Wasser holen!“ Gleich aber schämt er sich und wird beinahe zärtlich. Er kniet zu ihr hin und wickelt sie sorgfältig in die Decke ein. „Na, wer wird denn gleich so aufgeregt sein? Freuen sollten Sie sich, Sie werden bald ein Kindchen haben!“

„Meinen Sie es wirklich?“

Es ist soviel Hoffnung und soviel Hoffnungslosigkeit in den Augen, daß Martin seine ganze Kraft zusammennehmen muß, um den Blick auszuhalten.

„Ich meine es, aber Sie wissen es.“ Es ist idiotisch, so etwas Geschmackloses zu sagen, aber was soll man eigentlich sagen? Was wäre das richtige? Die Wahrheit oder die Lüge?

„Werden die Schmerzen noch lange dauern?“

„Ja, ich bin nur dem weißen Kittel nach ein Arzt, aber — die Schmerzen haben doch schon in der Frühe angefangen, nicht wahr? Es kann also nicht mehr lange dauern.“

Die Schatten an den Schläfen der Kranken werden zusehends tiefer und größer. Dafür scheinen die farblosen Lippen kleiner zu werden, die unregelmäßigen Zähne drängen sich nach vorne. Sie flüstert etwas, man versteht aber nicht, was. Erst nach einer Weile wird die Stimme stärker. „Ein Pulver! Ein Pulver!“

„Was für ein Pulver?“ fragt Martin ratlos.

„Gegen Schmerzen wahrscheinlich.“

„Ja! Ja! Ja!“ schreit die Kranke.

Martin schließt die Augen und bedeckt die Ohren mit den Händen. Er sieht jetzt auch wie ein Schwerkranker aus. Michaela wendet sich ab, sie kann auch nicht mehr. Wie gut haben es die Schmetterlinge. Die taumeln da wie betrunken. Taumeln? Betrunken? Ja, betrunken, das ist das Wort! Sie läuft zu dem Wagen und bringt die Aktentasche.

„Vielleicht — wenn sie ein bißchen Kognak trinken würde, Alkohol betäubt doch. Wir müssen ihr zu trinken geben!“

Sekundenlang ist ein Bild da: die verglaste Terrasse des Luxusanatoriums und Nina und die Kognakflasche. Aber das war etwas

anderes, Nina hat eine Pferdenatur, und es war nach der Geburt — vor der Geburt aber . . .

Vor der Geburt? Wird diese Frau das Kind zur Welt bringen können? Wenn man das wüßte. Vielleicht sind es wirklich nur starke Geburtsschmerzen. Egal. Jedenfalls, so leiden kann man sie nicht lassen. Rasch schraubt er den Patentbecher zurecht. Wieder ist ein Bild da — diesmal ist es Richard, der den Becher bewunderte, und die tote Frau in der blauen Steppdecke. Die hat ein Kind gehabt, einen Säugling, in einer Margarineschachtel. Der Kognak duftet stark — schade, daß man sich nicht bis zur Bewußtlosigkeit besaufen kann. „Da — möchten Sie ein bißchen Kognak? Oder glauben Sie, daß es Ihnen schaden würde? Gegen die Schmerzen wäre es jedenfalls gut.“

Die Kranke greift gierig nach dem Becher, ist aber zu schwach, um den Kopf zu heben. Martin hilft ihr, er hält ihren Kopf samt dem Rock, und Michaela hält ihr den Becher an den Mund. Sie trinkt mit geschlossenen Augen, zuerst einen kleinen Schluck, dann leert sie den Becher in einem langen Zug aus. „Es wärmt“, lächelt sie dankbar. „Ich friere nämlich. Die Füße sind ganz kalt.“

Martin will sie wieder zurücklegen, sie hat die Augen noch immer geschlossen, vielleicht schläft sie ein bißchen ein. Die Frau murmelt aber: „Aufsetzen! Ganz aufsetzen, bitte, ich will sehen und atmen!“

Sie sitzt, an Michaela angelehnt, ihr strähniges Haar klebt vor Schweiß.

„Ist es besser so?“ fragt Michaela. Sie fühlt aber, gar nichts ist besser geworden, der Tod ist da, vielleicht schon ganz nahe.

„Noch trinken, bitte, ich hab' Angst vor den Schmerzen. Jetzt ist es gut, so warm, wissen Sie?“

„Trinken Sie nur!“ ermuntert sie Martin übertrieben jovial. „Ein bißchen Kognak hat noch niemandem geschadet.“

Wieder trinkt sie den Becher leer, diesmal in zwei langen Zügen. „Mein Mann ist noch an der Front. In Ungarn oder in der Slowakei. Aber jetzt wird er schon bald kommen. Einen Buben wollte er haben. Er ist von Beruf Buchhalter.“ Sie spricht lebhaft, der Zusammenhang entflieht ihr aber immer mehr. „Prag ist schön, wir waren so froh, daß wir nach Prag kommen durften. Das war im

Jahre 1939, warten Sie, nein, 1940 war es. Die vielen Brücken über die Moldau und der Altstädter Ring — wir wohnen in Smichov, gegenüber dem Kinskipark. Schon seit vier Monaten habe ich von meinem Mann keine Post bekommen. Das Sanatorium hat er selbst für mich ausgesucht, bei seinem letzten Urlaub. Kann ich noch trinken, bitte? Danke, es ist mir jetzt ganz gut. Die Frau war sehr schön, die Russin, nicht wahr? Ist sie Ihre Verwandte?“

Martin wirft einen raschen Blick auf Michaela. Nein, sie weiß nichts, sie weiß nichts von Nina und braucht es auch nicht zu wissen. Bevor er aber antworten kann, daß die Russin nur eine Bekannte von ihm ist, spricht die Kranke schon wieder weiter.

„Ich habe mir mehr ein Mädchen gewünscht. Einen Kinderwagen habe ich schon. Nicht ganz neu, ein neuer ist nur schwer zu bekommen und sehr teuer, aber doch hübsch. Schwester, bitte, ich möchte Sie etwas fragen. Aber zuerst trinken! Nicht böse sein, Herr, ich will nur die Schwester etwas fragen, und ich geniere mich so.“

Martin stellt die Kognakflasche und den Becher ins Gras und geht zu den Birkenbäumchen. Vielleicht ist es doch nicht so schlimm mit ihr. Anders hätte er das machen sollen, ganz anders. Nicht bitten und betteln, mit dem Revolver hätte er die Lumpen zwingen sollen, der Frau zu helfen. Oder — er hätte Nina — was denn? Schlagen hätte er sie müssen? Oder schmeicheln? Wieder sieht er eine Sekunde lang seine Frau, diesmal als Braut. Die schönste Braut, die man sich vorstellen könnte. Ja, das ist es, in ihre Schönheit war er verliebt, nicht in sie selbst.

Der weiße Brautschleier zerflattert, wieder sind nur die wiegenden Äste der Birke da und zwischen ihnen ein anderes Gesicht. Das Gesicht des rothaarigen Mädchens. „Bitte, kommen Sie sofort zurück! Das Kind — die Frau hat mir gesagt, daß sich das Kind seit heute früh nicht mehr bewegt. Sie glaubt, das heißt sie fragt, ob das Kind noch lebt. Und der Alkohol hilft nicht mehr. Sie hat schon wieder Schmerzen.“

Sie laufen schnell zurück. Die Frau liegt auf der Seite, mit beiden Händen wühlt sie im Gras, sie reißt es büschelweise heraus, und dabei brüllt sie ununterbrochen: „Erschlagen Sie mich doch! Ich

kann nicht mehr! Mein Kind hat man auch erschlagen! Es lebt nicht mehr, ich weiß es!“

„Da, trinken Sie noch!“ schreit jetzt Martin auch verzweifelt. „Das sind nur Geburtsschmerzen, das geht bald wieder vorbei!“

„Nein, nein, nein! Erschlagen Sie mich, erbarmen Sie sich doch!“

Sie röchelt und ringt um ein bißchen Luft, Martin setzt sie auf, Michaela läuft davon. Feige wie alle Weiber, natürlich. Und ich? Der Frau ist nicht zu helfen, ohne Arzt jedenfalls nicht, ich müßte — ich kann sie aber nicht umbringen. Zuerst das Mädchen von dem Gestapomann — wäre es aber nicht besser gewesen, wenn ich das Kind erschossen hätte? Die Bestien dort in der Stadt, die werden das Kind nicht schmerzlos töten — ich kann aber nicht.

„Geben Sie ihr noch einmal zu trinken“, flüstert Michaela neben ihm. „Ja, sie muß trinken! Da ist der Becher. So, noch ein kleines Schlückchen, ja? Und keine Angst, gleich wird das Kindchen dasein. Sie müssen Kraft haben, um die Schmerzen auszuhalten! Trinken Sie nur, trinken Sie!“

Die Schwangere öffnet mühsam die Augen. „So viele Schmetterlinge“, haucht sie verwundert. „Wo bin ich denn?“

„Im Sanatorium sind wir, im Park. Gleich wird der Doktor kommen, ich habe ihn schon gerufen.“

Martin wird von kalter Wut gepackt. Diese Komödiantin, diese scheinheilige Heilige! Dort im Hotel Alcron war sie angeblich nicht imstande, eine harmlose Rolle zu spielen und jetzt ...

„Vielleicht sind es Zwillinge, und darum sind die Schmerzen so groß“, plaudert fröhlich Michaela, und tatsächlich, sie bringt es fertig, zu lachen. „Stellen Sie sich vor, ein Bub für ihren Mann und ein Mädchen für Sie!“

Die Frau verzieht die Lippen zu einem beglückten Lächeln. „Ja, Sie haben recht, Schwester, darauf bin ich nicht gekommen, Zwillinge ...“

Gleich aber beginnt sie wieder zu schreien. Es ist ein unmenschliches Geheul, es sind Klagelaute eines gepeinigten Tieres. Ein Schuß — Stille. Michaela hält noch immer Martins Revolver hinter dem Kopf der Frau. Der Kopf fällt mit einem Ruck nach vorne, und die unförmigen, karierten Hausschuhe zucken ein paarmal.

Auf dem umgeworfenen Becher sitzen zwei blaue Schmetterlinge. Immer mehrere und mehrere flattern näher, das Fleckchen Gras, das mit dem Rest des Kognaks begossen ist, gleicht einer fremdartigen, vielblättrigen, blauen Blume. Die Tote hat einen blauen Kranz im Haar, auf ihren Wimpern und Lippen leuchten blaue Blüten.

Michaela kniet neben ihr, die Waffe hält sie noch immer. In dem Wäldchen singt ein Vogel ein sehnächtiges Liebeslied.

Stofftiere hat sie gemacht, und mit dem Papagei hat sie gespielt. Martin durchsucht die Hosentaschen nach Zigaretten. Nichts. Ach so, sie sind in dem Rock, aber auf dem Rock liegt der Kopf der toten Frau. Im Wagen werden auch welche sein. Und trinken muß ich. Unbedingt. Aber noch nicht, zuerst muß ich die Sache zu Ende denken. Wie war es also? Sie spielt die Rolle ihrer Schwester. Miserabel spielt sie. Dann geht sie auf den Bahnsteig und sucht ihren Mann. Seit der Zeit hat sie ihn aber mit keinem Wort mehr erwähnt. Genauso, wie ich die Nina — nein, das ist etwas anderes. Ich habe ihr nicht gesagt, daß ich verheiratet bin. Sonst aber habe ich es den Frauen immer gesagt. Meistens im Bett. Um sie zu erniedrigen? Unsinn, solchen Frauen ist es egal, ob man verheiratet ist oder nicht. Wie war es heute? Den ganzen Tag habe ich mir gewünscht — lächerlich. Aber ich habe mir tatsächlich gewünscht, ledig zu sein, wenn es auch noch so komisch ist. Das würde aber bedeuten, daß ich dieses unwahrscheinlich wunderschöne Mädchen liebe. Bravo, Martin! Ein Vater von fünf Kindern hat sich endlich verliebt. Mitten in der Revolution. Andere Sorgen habe ich nicht. Es fehlt nur noch eine Liebeserklärung: Michaela, ich war schon sehr oft verliebt, Sie liebe ich aber. Und weiter? Wollen Sie meine Geliebte werden? Heiraten kann ich Sie leider nicht. Eine Liebeserklärung? War nicht der Schuß eine Liebeserklärung? Sie hat doch nur das getan, was ich nicht tun konnte. Sie hat einfach den Mord auf sich genommen. Einfach? Einfach war es für sie bestimmt nicht. Ob sie weiß, daß sie die tote Frau immer mit sich schleppen wird? Ewig wird der grauenvolle Zweifel dasein: war die Frau wirklich sterbend oder hätte sie leben können? Sie weiß es, sie hat es gewußt, sie hat es ganz genau gewußt, noch bevor sie den Revolver in die Hand nahm. Das war eine Liebeserklärung, die ich nicht

verdiene. Oder — war es vielleicht keine? Es gibt noch andere Erklärungen, mehrere sogar. Sie hat nur an die Frau gedacht und wollte ihr das unnötige Leiden ersparen, oder die Nerven haben ihr versagt. Möglicherweise war es auch nur Mitleid mit mir, mit dem Feigling. Fragen müßte man sie: Liebe Frau Heldenstern, möchten Sie mir gefälligst verraten, warum Sie die Frau erschossen haben? Ich bilde mir nämlich ein . . .

Die ganze Zeit wartet Michaela auf ein Wort. Aus dem Wäldchen klingt leise das Liebeslied eines Vogels. Er muß ihr doch sagen, daß er sie verstanden hat. Sie mußte töten, sonst hätte er töten müssen. Hätte sie es für Helena auch getan? Oder für Ludwig? Nein! Sie hätte sich für Ludwig oder für Helena töten lassen, das ja, aber getötet ihretwegen, das hätte sie nie fertiggebracht. Und er versteht nicht, er hat es nicht verstanden und denkt wahrscheinlich, daß sie nur aus Angst geschossen hatte. Die Frau hat ja so geschrien, wenn sie jemand gehört hätte — ja, so, das hat sie ganz vergessen. Auch die Revolution hat sie vergessen.

Sie steht auf und gibt Martin den Revolver. Der Kopf der Toten ist noch immer mit den lebenden blauen Blümchen geschmückt. Es wäre schade, ihr die Decke über das Gesicht zu ziehen, und außerdem, sie wollte atmen und sehen, hat sie gesagt. Vielleicht sieht sie noch die Schmetterlinge. Den Becher und die Kognakflasche hebt sie auf und gibt sie in den Wagen. Jetzt hat sie also alles getan. Soll sie noch warten? Oder soll sie gehen? Nur nicht weinen, nur nicht weinen. Weinen wird sie später. Zuerst langsam, dann immer schneller und schneller geht sie über die Wiese.

Martin wirft die Zigarette, die er sich gerade anzünden wollte, weg und läuft ihr wie ein Junge nach.

„So leicht wollten Sie mir den Abschied machen, Michaela? Oder ist es Ihnen so leicht, von mir zu gehen?“ schreit er sie grob an, packt sie bei den Schultern und schüttelt sie wütend. „Was wollen Sie von mir hören? Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe alles verstanden, verdammt noch einmal, das heißt, ich weiß nicht, ob ich es verstanden habe. Sie müssen mir sagen, Sie, Michaela — oder nein, sagen Sie noch nichts. Kommen Sie, wir fahren weiter. Kommen Sie, Michaela, und schauen Sie mich nicht so an, ich kann Ihnen doch nicht da, zwanzig Schritte von der Toten, sagen —“

Sie fahren. Bei den Birken dreht sich Michaela um. Man sieht eine große, blaue tanzende Wolke und undeutlich zwei karierte häßliche Hausschuhe.

ROSITA BELLA

Hier, in dem vornehmen Villenviertel — Hanspaulka heißt merkwürdigerweise diese Siedlung der Prager Reichen — hat die Revolution wieder ein anderes Gesicht. In keinem Haus brennt Licht, die Fensterrollos sind heruntergelassen. Die Visitenkarten an den Gartentoren sind entfernt, dafür kleben auf den Briefkästen lange, schmale Papierstreifen. „Unter dem Schutz des Schweizer Konsulates.“ „Dieses Haus steht unter dem Schutz des englischen Konsuls.“ „Die Bewohner dieses Hauses stehen unter dem Schutz des schwedischen Konsulates.“ „Diese Villa ist für die Caritas-Mission reserviert. Jede Störung oder Plünderung wird bestraft.“ „Die Bewohner sind amerikanische Staatsbürger.“ „Dieses Haus gehört einem Schutzhäftling des Konzentrationslagers Dachau.“ Fast alle Zettel sind zweisprachig, zuerst tschechisch und dann in der Sprache des Landes, unter dessen Schutz sie angeblich sind. Nur sehr wenige von den Papierstreifen sprechen die Wahrheit. Die meisten wurden kurz vor der Revolution oder erst während der Revolution in verschiedenen Druckereien verfertigt und den Hausbewohnern durch geschickte Zwischenhändler teuer verkauft. Vorläufig haben sie sich übrigens bewährt, aber nur darum, weil die Revolutionäre genug andere ungeschützte Wohnungen zum Plündern haben.

Das Mädchen, das durch die wie ausgestorbenen Straßen langsam auf einem Fahrrad fährt, trägt die schwarze Uniform einer Revolutionsgardistin. Die Uniform ist aber zu groß für sie, so daß sie eher wie eine komische Vogelscheuche aussieht. Auf den schwarzen Locken sitzt ihr fesch und unternehmungslustig eine blutbefleckte Kappe eines SA-Mannes, quer über ihrem Rücken hängt ein Gewehr. Die Straßenbeleuchtung funktioniert nicht, die Hausnummern, die hoch an den Toren angebracht sind, kann man

nicht entziffern. Weit und breit gibt es kein Geschäft und kein Gasthaus, wo man nach der gesuchten Hausnummer fragen könnte, und die Gardistin würde ohnehin nicht fragen können. Sie spricht zwar mehr oder weniger gut mehrere Sprachen, Tschechisch kann sie aber nur ein paar Worte. Die Gefahr, daß man sie hier ansprechen würde, ist nicht allzu groß, die Villenbewohner fürchten die rasch berüchtigt gewordenen Raubgardisten mehr als den Teufel. Aber ewig kann sie hier auch nicht herumfahren, es ist ohnehin ein Wunder, daß ihr bis jetzt nichts passiert ist.

Es hilft nichts, die Augen weit aufzureißen oder zusammenzukneifen, um die verdamnten Hausnummern enträtseln zu können. Kurz entschlossen springt sie gewandt von dem Fahrrad herunter, klettert auf ein Haustor, ganz hoch. Jetzt kann sie die Hausnummer lesen. 1482, na also, das Haus, das sie sucht, ist ja ganz in der Nähe. Geschmeidig wie eine Katze gleitet sie hinunter und klettert auf das nächste Haustor. 1480, das Haus muß also links sein. Sie schiebt das Fahrrad schnell zu der Villa Nummer 1464. Auch hier fehlt das Namensschild. Auf dem Briefkasten klebt ein roter Zettel. Die Aufschrift ist russisch.

Die Gardistin zündet sich schnell eine Beruhigungszigarette an, gleich aber wirft sie sie wieder fort. Wozu Angst haben? Im Gegenteil. Die Russen sind die einzigen, die mit den Tschechen fertig werden könnten. Von der Aufschrift hat sie kein Wort verstanden, nur das, daß sie jedenfalls länger ist als der Text der anderen Zettel. Was jetzt? Einfach läuten? Das geht nicht, es könnte der Hausmeister kommen oder der Gärtner — oder vielleicht seine Frau. Hat er nicht einmal erzählt, daß er verheiratet ist? Vielleicht hat er gelogen, er hat viel und gerne gelogen, aber ein anständiger Kerl ist er trotzdem. Und ein bißchen geheimnisvoll war er immer, er hat sicherlich etwas mit Spionage zu tun. Die Visitenkarte mit seiner Adresse hat sie ihm einmal aus der Tasche gestohlen, damals, bei dem hübschen zweitägigen Ausflug. Natürlich ist es ein phantastischer Blödsinn, hierher zu kommen, vielleicht ist der Mann genauso ein fanatischer Tscheche wie die anderen. Oder ist er ein Deutscher? Ausgeschlossen, er war im Zirkus immer in Gesellschaft von lauter Tschechen.

Durch das Gitter ist nicht viel zu sehen. Eine dunkle Allee, links

und rechts blühende Bäume. Das Haus muß also ganz hinten liegen. Na, jetzt ist schon alles egal. Das einfachste ist, über den Zaun zu klettern. Das Fahrrad kann auf der Straße bleiben, Fahrräder gibt es genug in Prag. Mit ein paar geschickten Griffen ist das Mädchen oben, und mit einem Sprung hinter dem Zaun. Durch die Allee nicht, lieber über das Gras. Wenn der Mann nicht bloß ein Untermieter oder ein Hauslehrer in diesem Haus ist, dann kann er wirklich nicht arm sein. Da — sogar ein Schwimmbassin! Und eine Kinderschaukel! Als Papa hat der Mann eigentlich nicht aus- geschaut. Im Gras liegt eine vergessene, große Puppe und ein win- ziger, gehäkelter Kinderschuh.

Die Villa könnte man ruhig einen kleinen Palast nennen. Vier Säulen tragen das gläserne Vordach, die gut sechs Meter breite Treppe führt zu einer genauso langen Schiebetür nach japanischer Art. Keine Klinke, nur eine große, silberne Lotosblume. Die Gardistin hat aber ohnehin keine Lust, durch den Haupteingang ein- zutreten. Es wird sich sicherlich noch eine andere Tür finden, für die Dienerschaft, oder eine Kellertür.

Sie findet sogar mehrere Türen, kleine und größere, aber alle sind verschlossen. Wozu gibt es aber Fenster? Die im Parterre sind vergittert, aber die oberen — da ist sogar eines offen! An der Mauer sind Holzleisten befestigt, das wird großartig gehen. Die Kletterrosen, die sich an die Leisten schmiegen, haben zwar Dornen, aber wenn man ein bißchen aufpaßt —

Das offene Fenster führt ins Badezimmer. Auch im Dunklen kann die Gardistin die große, in dem Fußboden eingelassene Wanne sehen, die Wände sind aus schwarzen Kacheln, der Plafond ist ein einziger, großer Spiegel. Vorsichtig gleitet das Mädchen von dem Fensterbrett. Ein breiter, weiß überzogener Diwan, ein Toi- lettisch wie in einer Garderobe einer Primadonna, und alles duf- tet nach einem schweren französischen Parfüm. Hoffentlich wird die Tür nicht verschlossen sein. Nein, die Klinke gibt lautlos nach und die Gardistin steht in einem Korridor.

Alles ist dunkel und still, so still, daß sie ihren eigenen Atem hört. Haben die Bewohner das Haus verlassen, oder sind sie auch schon alle tot und liegen irgendwo hinter einer von den Türen? Möglich ist jetzt alles, auch das Unmöglichste, seit die Tschechen

verrückt geworden sind. Sie wartet, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnen, und lauscht dabei gespannt. Licht machen darf sie nicht, wer weiß, vielleicht lauert jemand in ihrer Nähe, genauso wie sie. Unendlich vorsichtig wagt sie die ersten Schritte. Da — dort steht doch jemand in der Ecke! Es ist aber nur eine mannshohe Blumenvase. Wieder einige Schritte — und sie reißt das Gewehr nach vorne. Eine Glocke läutet irgendwo. Eine Alarmvorrichtung? Oder die Haustürglocke? Die Glocke schrillt in regelmäßigen Abständen. Ach so, das ist doch nur das Telefon. Jetzt muß es sich zeigen, ob jemand zu Hause ist. Das Telefon ruft noch einmal vergeblich, dann verstummt es.

Die Gardistin öffnet eine Tür. Es ist ein Schlafzimmer mit einem niedrigen Doppelbett. Nicht einmal im Kino hat sie so etwas Prachtvolles gesehen. Die Wände sind mit silbergrauem Samt bespannt, der Fußboden ist ausgelegt mit zitronengelbem Filz. Also ist er doch verheiratet. Sie wandert von Zimmer zu Zimmer und kommt sich wie in einem Traum vor. Ein Kinderzimmer — gibt es wirklich Kinder, die so herrlich wohnen dürfen? Die Zirkuskinder in den klapprigen Wohnwagen — schon wieder läutet das Telefon. Die Gardistin läuft durch den Gang, dem Ton nach — hier muß es sein. Ein riesengroßer halbrunder Saal, alles ist aus hellem Leder und schwarzem Holz. Was ist es eigentlich? Ein Tanzsaal? Ein Salon? Das Telefon steht auf einem Schreibtisch, der sich in der Mitte der Wandrundung befindet. Gegenüber ist ein lebensgroßes Bild einer schönen fremdartigen Frau in einem purpurroten Abendkleid. Ohne Rahmen. Um das Bild herum rieselt drapierter, dunkler Stoff, so daß man den Eindruck hat, als wäre die Frau gerade in den Raum getreten. Seine Frau? Und diese Frau hat er mit ihr betrogen? Warum nur?

Zum drittenmal läutet das Telefon. Schade, daß sie nicht tschechisch sprechen kann. So aber darf sie den Hörer nicht abheben. Auf der spiegelglatten Platte des Schreibtisches schimmert etwas Weißes. Das Mädchen nimmt es in die schmutzige, verschwitzte Hand. Es ist ein Brief. Ohne Briefmarke, die Adresse ist russisch geschrieben. Den Umschlag aufzumachen wäre also zwecklos.

Sie setzt sich entmutigt und übermüdet in den Sessel bei dem Schreibtisch, muß aber sofort wieder aufspringen, denn durch die

Allee fährt ein Wagen. Soll sie sich verstecken? Das kann sie später auch tun, zuerst muß sie sehen, wer gekommen ist. Sie legt sich auf den Bauch zu dem Fenster, nur den Kopf hebt sie ein bißchen. Die halbrunden Scheiben beginnen gleich unten, es ist eigentlich eine Glastür. Ein Mann in weißem Mantel steigt aus dem Wagen heraus. Ohne Hut, mit leeren Händen. Vor der Eingangstreppe hebt er den Kopf, das Mädchen drückt sofort ihr Gesicht auf den Fußboden, aber die einzige Sekunde hatte genügt. Sie hat ihn erkannt. Sonst ist niemand aus dem Auto ausgestiegen, sie kann also ruhig wieder aufstehen. Schade, daß sie sich nicht wenigstens die Hände gewaschen hat, und diese verdammte Uniform — und überhaupt, so häßlich hat sie bestimmt noch nie ausgesehen. Plötzlich hat sie eine Idee. Wie wäre es, wenn sie sich hinter die Fetzen, die um das Bild herum hängen, hinstellen würde? Was wird er wohl machen? Vielleicht wird er jemanden anrufen, oder das Telefon wird sich wieder melden, man könnte das Gespräch abhören und erfahren, ob man mit seiner Hilfe rechnen kann.

Kaum steht sie hinter dem weichen Stoffvorhang, schon ist er in dem Zimmer. Ohne sich umzuschauen, geht er direkt zu dem Schreibtisch. Der Brief! Den hat sie ganz vergessen. Er wird Licht machen müssen, um ihn lesen zu können, und natürlich wird er sie entdecken. Schon will sie rufen, aber da flammt ein Kreis in der Schreibtischplatte auf. Die Gardistin vergißt ihre Ängste und bestaunt diese sonderbare Beleuchtung. Das Gesicht des Mannes ist im Dunklen, nur seine Hände sieht man. Sie liegen auf der runden, leuchtenden Scheibe und halten den Brief. Es knistert, der Umschlag ist offen. Der Mann liest im Stehen, hastig dreht er das Blatt um — so schnell kann er doch nicht die vielen Zeilen gelesen haben —, er beginnt wieder von vorne, und auf einmal stöhnt er auf und läuft wie ein Wahnsinniger fort. Man hört mehrere Türen zuschlagen. Soll sie ihm nachlaufen? Vielleicht war es eine Nachricht, daß er sofort wieder fort muß. Sie läßt das Gewehr zu den Füßen der schönen Frau fallen und ist mit ein paar Sprüngen bei dem Fenster. Da ist er, tatsächlich, er will wegfahren! Nein, er spricht mit jemandem. Eine weißgekleidete Frau steigt aus dem Wagen, eine Krankenschwester ist es. Was war in dem Brief? Ist jemand in dem Haus krank oder schon gestorben? Die beiden

laufen zu dem Haus, sie hört ihre Schritte auf der Stiege. Ohne sich zu besinnen, geht sie ihnen entgegen. Die Revolution hat also auch diesen prächtigen Palast nicht vergessen. Aber er lebt und ist noch frei, und das ist die Hauptsache.

Der Korridor ist jetzt schwach beleuchtet. Wahrscheinlich brennt in einem von den Zimmern, deren Türen jetzt fast alle offenstehen, Licht. Sie hat völlig vergessen, daß sie die gefürchtete Uniform der Revolutionsgarde trägt, und darum ist sie ganz erstaunt, als die Krankenschwester entsetzt ruft: „Achtung, Martin! Eine Revolutionsgardistin!“ Dann sieht sie nur, wie der Mann in die Tasche greift, und schon schreit sie: „Ich bin es, Rosita Bella!“

Einen Augenblick stehen die drei wie versteinert. Alle drei ungewaschen, in verstaubten Kleidern, mit müden, eingefallenen Gesichtern, in den Augen die Verzweiflung.

„Rosita Bella?“ sagt der Mann befremdet, als ob er den Namen zum erstenmal hören würde. „Rosita?“ Und er versucht zu lächeln. „Du bist Gardistin geworden?“

„Aber nein, ich bin nur verkleidet, sonst hätten sie mich doch geschnappt. Ich bin zu dir —“ und sie wirft einen Blick auf die Krankenschwester und verbessert sich. „Ich bin zu Ihnen gekommen, ich habe doch niemanden, nur Sie! Sie müssen mir helfen!“

„Helfen soll ich dir? Ich? Ich kann nicht einmal mir selbst helfen.“

„Nicht mir! Den Tieren, den Zirkustieren!“

„Komm hinein, wenn du schon da bist. Bitte, Michaela, schauen Sie überall nach! Ich kann nicht.“

Rosita und Martin betreten zusammen das luxuriöse Herrenzimmer. Martin drückt bei der Tür auf einen Knopf, und sofort fallen über die Wände lautlos nachtblaue, dicke Vorhänge. Wieder ein Druck auf einen anderen Knopf, ein Teil der Wand weicht zurück, man sieht eine ziemlich große Nische, mit einer richtigen Bar. Alles ist da. Der Bartisch, die hohen Sessel, ein Plattenspieler, und auf den Glasregalen leuchten Flaschen und Fläschchen in allen Farben.

„Setz dich, Rosita. Was möchtest du trinken? Heute darfst du doch trinken, die Vorstellung ist abgesagt.“

„Dafür gibt es Vorstellungen in allen Straßen. Ich bin so froh,

daß ich dich gefunden habe! Gib mir, was du willst, aber nichts Starkes, ich bin hungrig. Ist die Dame deine Frau?"

„Die Dame auf dem Bild meinst du? Nein, das war meine Frau. Wie hast du mich denn gefunden? Gehört das Gewehr dir?"

„Ja, das habe ich gestohlen. Einen Revolver habe ich auch. Den vom Vater, weißt du?" Und sie schreit wild: „Elf von den Mördern habe ich erschossen! Ich habe gezählt! Und wenn du den Tieren nicht helfen wirst, werde ich alle erschießen!"

Martin trinkt schweigend. Er sitzt hinter dem Bartisch, Rosita auf einem hohen Stuhl neben dem Plattenspieler. Die Kappe liegt vor ihr, daneben steht ein Glas mit Wermut. Ihr Gesicht ist wie eine schmutzige graue Maske. Das Rouge sitzt ihr nur noch in den Mundwinkeln, die sich wie bei einem weinenden Kind nach unten ziehen. Mit einer zornigen Bewegung öffnet sie die schwarze Uniformjacke, die ganz durchschwitzt ist, ohne daran zu denken, daß sie darunter nicht einmal ein Hemd hat. So bleibt sie sitzen, ohne Koketterie, nur mit den Sorgen um die Zirkustiere beschäftigt.

„Die Affen sind alle tot, auch die Emilia, die hat ein Kind gehabt“, erzählt sie schluchzend, und die Tränen fließen ihr ununterbrochen über die Wangen. „Und auch der französische Artist und die Ordonuvna, die polnische Kunstreiterin, die ist auch tot, und zwei Stallburschen und —“ sie schleckt die Tränen mit der Zunge ab und trinkt das Glas in einem Zug aus. „Ich weiß ja nicht, ich weiß ja gar nicht, wer noch von unseren Leuten ermordet wurde. Heute früh hat man sie alle abgeführt, zum Polizeikommissariat in der Hermannsgasse. Mich haben sie nicht bekommen, ich war hoch oben auf dem Trapez, und sobald jemand in die Manege kam, habe ich geknallt. Dann haben sie mich in Ruhe gelassen, sie dachten, daß ich ohnehin nicht entkommen kann. Aber noch bevor die Artisten abgeführt wurden, haben die tschechischen Mörder gesagt, daß sie unsere sämtlichen Tiere erschießen werden, weil es deutsche Tiere sind! Deutsche Tiere! Jetzt haben sogar die Tiere eine Nationalität und waren möglicherweise Mitglieder der Nazi-partei! Die Elefanten wollen sie erschießen, stelle dir vor, auch den armen alten Charlie, weißt du, das ist der, der immer in der

Manege den Wagen mit den zwei Zwergen zieht, und Carmen auch, die Löwin Carmen — alle!“

Sie springt von dem Stuhl herunter reißt sich die Jacke vom Leib und haut sie auf den Fußboden. Halbnackt steht sie da und schreit außer sich: „Alle! Alle Tiere sollen sterben, Martin! Du bist doch Offizier oder Spion, nicht wahr? Jedenfalls, du bist ein Tscheche und bist reich, und du hast etwas zu sagen, du kannst dem Pöbel befehlen! Die Tiere können doch nichts dafür, daß unser Direktor ein Deutscher ist! Aber diese Bestie“, sie zeigt auf die Jacke und ruft triumphierend: „Die Bestie habe ich erschossen!“

„Beruhige dich doch, Rosita!“ murmelt Martin und schämt sich, daß ihm nichts Besseres einfällt. Beruhige dich. Als ob man in einer Hölle ruhig bleiben könnte. „Den Tieren werden sie bestimmt nichts tun. Sie wollten euch nur schrecken.“

„Nichts tun?“ keucht die Artistin und trampelt wütend auf der Jacke herum. „Nichts tun? Hast du nicht die gehängten Katzen gesehen? Gehängt, weil es deutsche Katzen waren! Hast du nicht die Hunde mit den abgehackten Pfoten gesehen? Hunderten von Hunden hat man die vorderen Pfoten abgehackt, weil diese deutschen Hunde die Pfoten zum Deutschen Gruß gehoben haben! Und Pferde —“

Das Telefon läutet. Martin nimmt sein Glas und geht zum Schreibtisch. Als er an Rosita vorbeikommt, streichelt er sie leicht über die nackten, schmalen Schultern. Gerade als er den Hörer abheben will, öffnet sich die Tür. Michaela steht da.

„Nichts?“ fragt Martin mit den Augen.

Michaela senkt nur den Kopf.

„Ja“, sagt Martin in die Muschel. Dann hört er zu und trinkt. Die Männerstimme an dem anderen Ende der Leitung spricht lange. Martin unterbricht sie nicht. Die beiden Mädchen stehen sich gegenüber. Michaela noch immer bei der Tür, Rosita bei dem Bartisch. Beide schauen den Mann an. Sein Gesicht sieht alt aus. Nur wenn er den Mund zu einem hämischen Lächeln verzieht, sieht er wie ein Lausbub aus.

„Gut, du kannst herkommen“, sagt er schließlich. „Aber natürlich allein. Falls du Gesellschaft mitnehmen willst, nimm gleich

auch Särge mit. Nein, versprechen kann ich nichts. Zuerst müssen wir uns über die Sache ein bißchen unterhalten. Freilich sind wir noch Freunde, bis auf Widerruf selbstverständlich. Also — beeile dich!“

Er hängt den Hörer auf die Gabel und überlegt eine Weile, bevor er spricht. „Wir bekommen Besuch, meine Damen. Sie kennen den Herrn übrigens, Michaela. Mein bester Freund Emil geruht, zu einer gemütlichen Plauderstunde zu kommen. Ich glaube, daß wir uns ein bißchen restaurieren sollten. Wir werden alle drei baden gehen — getrennt natürlich, ich habe sogar vier Badezimmer. In der Garderobe neben dem Schlafzimmer werden die Damen sicherlich passende Kleider finden. Halt — noch etwas! Lauf in die Speisekammer hinunter, Rosita, und iß dich satt. Und das mit den Tieren, vielleicht wird das große Tier, das gleich da sein wird, helfen können. Noch einen Moment, bitte! Vielleicht wird es notwendig sein, meinen lieben Freund, falls er nicht allein käme, mit einer gut gezielten Ehrensalue zu begrüßen. Also, nicht erschrecken, bitte! Und das Gewehr und die Jacke nimm mit Rosita! Mein Personal hat Ausgang, wir müssen selbst Ordnung machen.“

Bevor sich die Mädchen auf dem Gang trennen, flüstert Rosita begeistert: „Das ist der beste Mann und der beste Mensch überhaupt, den ich kenne! Und Sie sind noch viel, viel schöner als seine Frau!“

In einer halben Stunde ist Martin fertig. Abgeduscht, rasiert und umgezogen. Als die Haustorglocke dreimal kurz und dreimal lang läutet, löscht er das Licht in dem Herrenzimmer aus, drückt auf einen Knopf, der die Einfahrt öffnet, und schiebt die runde Fensterscheibe ein bißchen zur Seite. In jeder Hand einen Revolver, so steht er da und wartet.

Zwei große, leuchtende Augen laufen durch die Allee. Mit einem Wagen ist er also gekommen. Das Auto hält hinter dem kleinen, grünen Wagen, und die Wagentür schlägt zu.

„Hallo, Emil!“ ruft Martin. „Stell den Wagen quer und öffne beide Türen! So — ich wollte nur sehen, ob du allein bist. Gut, du kannst kommen. Ich bin im ersten Stock, die Zimmertür steht offen.“

Er steckt die Revolver in die Taschen, schiebt die Glaswand zurück und öffnet die Tür.

„Bist du verrückt, Martin? Einen Smoking hast du an?“ lacht Emil auf der Schwelle, statt zu grüßen.

„Deine beiden Fragen kann ich mit bestem Gewissen mit einem Ja beantworten. Jeder kann nicht wie ein echter Proletarier ausschauen wie du. Ich war immer als ein Salonkommunist verschrien, und ich möchte meinen schlechten Ruf bewahren. Nimm Platz und trink, was du willst. Was macht übrigens eure heilige Revolution? Wie viele Menschen habt ihr bis jetzt in den Himmel befördert?“

Emil rollt einen Sessel zu dem Bartisch und setzt sich hin. Heute sieht er wie ein Arbeiter aus. Ohne Krawatte, in einem altmodischen Hemd ohne Kragen. Sein Anzug ist die billigste Konfektionsware.

„Hast du auch Bier, Martin? Ich bin durstig wie ein — Jedesmal muß ich die Nina bewundern. Raffiniert gemacht, das Bild. Sie ist eigentlich immer in deinem Zimmer.“

„Momentan nicht, du wolltest mich ja unter vier Augen sprechen. Bier kannst du haben, aber ich weiß etwas Besseres. Warte, ich werde dir etwas Gutes gegen Durst mixen. Wie viele Polizeipräsidenten habt ihr schon?“

„Immer noch zwei, aber die genügen. Ja, die Revolution, Martin — Über sechzigtausend Deutsche sind in Prag hin.“

Martin reicht ihm ein Glas, in dem eine Scheibe Zitrone und eine grüne Olive schwimmt, und sagt lässig: „Nur sechzigtausend? Ich denke, es gibt über hundertfünfzigtausend Deutsche in Prag, oder vielleicht noch mehr. Warum mordet ihr so langsam?“

„Und an die vierhundert von unseren Leuten.“

„Sechzigtausend Deutsche und vierhundert Tschechen. Nicht schlecht.“ Er wirft Emil eine Zigarette zu und schaltet den Radioapparat, der auf dem Bartisch steht, ein. „Sechzigtausend und vierhundert. Wenn man die zwei Zahlen vergleicht —“

„— Prag steht im Kampf gegen die deutschen Barbaren! Wenn wir nicht Hilfe bekommen, wird unsere schöne Stadt ganz vernichtet werden. Das alte Rathaus brennt! Die deutschen Barbaren —“

„Der Herr Fürst hat zuwenig Phantasie“, grinst Martin. „Zwei-

mal in einer Minute hat er deutsche Barbaren gesagt.“ Er dämpft die Stimme der Welle 418 und setzt sich auf den Bartisch. „Glaubst du nicht, Emil, daß diese zwei Zahlen dem Ausland komisch vorkommen werden? Die hilfsbedürftigen bedrohten Tschechen haben sechzigtausend deutsche Angreifer ermordet, und die deutschen Angreifer brachten es fertig, nur vierhundert Tschechen zu erledigen.“

„Das Ausland ist nicht hellseherisch, Martin. Das Ausland hört nur, was der Prager Rundfunk sagt.“

„Und das Internationale Rote Kreuz?“

„Glaubst du, daß man eine deutsche Leiche von einer tschechischen Leiche unterscheiden kann? Das Internationale Rote Kreuz hat Leichen gesehen und erfahren, daß es tschechische Leichen sind.“

„Und später? Wenn der ganze Schwindel auffliegen wird?“

„Dann werden die Leichen schon längst begraben sein. Als tschechische Leichen. Deine Mixtur schmeckt nicht schlecht. Kann ich noch eine Portion haben? Und wo warst du die ganze Zeit? Ich habe dich immer wieder angerufen, aber jedesmal wurde mir gesagt, daß du momentan nicht zu Hause bist. Seit Nachmittag hat sich überhaupt niemand gemeldet. Bist du noch immer sentimental? Glaubst du noch immer, daß du mit dem Kopf durch die Wand kommst?“

„Was ist mit den Russen?“

„Mich fragst du? Du hast bessere Verbindungen als ich, und deine Frau —“

„Entschuldige, ich hab' ganz vergessen, dir mitzuteilen, daß ich geschieden bin. Nein, betrunken bin ich noch nicht. Nina war so freundlich, mir einen Brief zu hinterlassen, in dem steht, daß sie mich für immer verlassen hat. Die Kinder nahm sie mit. Außerdem gibt sie mir bekannt, daß sie sich als geschieden betrachtet. Eine Scheidung nach sowjetischer Art. Später werde ich vermutlich von der russischen Kommandantur durch eine Karte verständigt werden, daß meiner neuen Heirat nichts im Weg steht.“

„Nina hat dich verlassen?“ fragt Emil ehrlich erstaunt. „Aber sie war doch vernarrt in dich!“

„In mein Geld noch mehr. Jetzt braucht sie kein Geld, sie will die Rolle einer einfachen Genossin spielen, nehme ich an.“

„Mit den Kindern ist sie verschwunden? Wo kann sie nur sein?“

„Bei irgend einem Weißrussen, der rechtzeitig rot geworden ist. Es gibt genug solche in Prag, das weißt du doch. Und Nina wird jeder mit einem offenen Bett empfangen.“

„Soll ich sie suchen lassen?“

„Nein, ich werde sie schon selbst finden. Sie kann meinetwegen zum Teufel gehen, die Kinder muß sie aber dalassen.“

„Es kommt darauf an, wen die Russen mehr brauchen werden. Dem werden sie auch recht geben.“

„Es kommt nur darauf an, daß ich meine Kinder brauche!“

„Jedenfalls, mit mir kannst du rechnen.“

„Ich möchte mich nicht noch einmal verrechnen, Emil.“

„Aber begreife doch endlich, zum Teufel, daß ich gegen deine Narrheit etwas unternehmen mußte. Noch weniger konnte ich nicht machen, das siehst du doch ein, oder nicht? Du bist jetzt also ganz allein in deiner Bude? Wo ist das Personal?“

„Nina hat alle auf die Straße gejagt, schreibt sie.“

„Das ist eigentlich sehr günstig für unsere Sache.“

„Deine Sache, wolltest du sagen.“

Das Radio brummt heiser den blechernen tschechischen Marsch. Martin dreht den Knopf langsam nach links. Es ist irgendein deutscher Sender, der jetzt undeutlich zu hören ist. „— Morgen, um sechs Uhr früh, vor dem Rathaus. Ich wiederhole, alle Männer und Frauen, im Alter von vierzehn bis fünfundsechzig Jahren, haben sich mit Schaufeln und Spaten — mit hohen Strafen zu rechnen.“

„Aha“, lacht Martin höhnisch. „Dort ist die wahre Demokratie schon ausgebrochen.“

„Also, Martin, die Sache ist so. Schalt das Radio ab, ja? Ich habe verlässliche Meldungen, daß sich einige Politiker und Generale in den beschlagnahmten deutschen Villen private Gefängnisse eingerichtet haben und daß sie sich gegenseitig die wichtigsten Gefangenen wegschnappen. Der Zweck ist dir hoffentlich klar. Die Benesch-Leute werden die belastenden Aussagen der Gestapoleute und der Kollaborateure gegen unsere Partei ausspielen wollen. Es ist also unbedingt notwendig, daß wir uns auch einige Gefangene

sichern. Die Reumann zum Beispiel wäre wichtig, der Gestapokommissar Fleischer, der das Kommunistenreferat gehabt hat, einige Journalisten und höhere Polizeifunktionäre usw.“

„Und ich soll dir mein Haus als Gefängnis zur Verfügung stellen?“

„Nur vorübergehend und nur die Kellerräume.“

„Und was bekomme ich dafür?“

„Alles, was sich im Interesse unserer Partei machen läßt.“

Martin schenkt sich ein neues Glas ein und scheint nachzudenken. „Vor allem möchte ich wissen, wer die Verhöre mit deinen Privathäftlingen leiten soll.“

„Ich habe an dich gedacht.“

„Besten Dank für dein restloses Vertrauen, das du mir schon gestern bewiesen hast.“

„Unter uns gesagt, Martin, gibt es ein Gefängnis, aus dem du nicht ausgebrochen bist? Das Rundfunkhaus wäre doch für dich ein Kinderspielplatz.“

„Na schön. Geh zum Telefon, Emil, und ruf das Kommissariat in der Hermannsgasse an. Dort sind die Zirkusleute interniert. Anständige Behandlung wirst du verlangen, verstehst? Und frage, was mit den Zirkustieren geschehen ist. Wertvolles Material, gut füttern, und sobald wie möglich in den zoologischen Garten überführen.“

„Martin, du bist total verrückt! Ich soll mich um blöde Viecher kümmern?“

„Wenn ich mich um deine blöden Privathäftlinge kümmern soll, dann unbedingt.“

„Traust du dir die Reumann aus dem Polizeipräsidium herauszuholen? Doktor Hora hat sie für sich reserviert.“

„Traust du dir die wilden Tiere aus dem Zirkus herauszuholen?“

„Kann ich morgen die Reumann hierhaben?“

„Ohne weiteres, wenn du anrufen wirst.“

Martin nimmt aus einem Fach des Schreibtisches das Telefonbuch, blättert um und fährt mit dem Finger über das Verzeichnis der Prager Polizeikommissariate. „Wie nennst du dich eigentlich? Der oberste Leiter der heiligen Revolution? Oder bist du inzwischen Minister geworden?“

Emil zuckt nur unwillig mit der Schulter und wählt die Nummer. „Hier ist die Kommission für innere Sicherheit. Geben Sie mir den Kommissar! Wie? Eine Schießerei? Geht mich nichts an, ich befehle Ihnen, den Kommissar zum Apparat zu holen!“

„Was gibt es?“ fragt Martin und stellt ein zweites Telefon mit zwei Gabeln auf den Tisch. „So, nimm diese Gabel, ich möchte auch etwas hören. Was ist das für ein Verein, diese Kommission?“

„Die Zweigstelle des Polizeipräsidiums mit Machtbefugnissen des Innenministeriums. Hörst du das? Die schießen sich dort gegenseitig tot!“

Man hört deutlich Schüsse und Gebrüll. Eine Frauenstimme schreit dazu. „Ihr Mörder, ihr Mörder, ihr wollt Masaryks Volk sein? Schlimmer als die Gestapo sind diese Bestien! Ihr Mörder —“

„Polizeikommissar Hakl. Wer spricht? Ruhe, ihr Weiber, hier ist keine Schießbude! Wer ist am Apparat?“

„Der Chef der Kommission für innere Sicherheit.“

„Jesus, Maria und Josef, ich werde verrückt“, jammert der Kommissar. „Schon wieder ein neues Amt! Jeder will befehlen, aber gehorchen will niemand. Was wollen Sie von mir? Ich kenne keine Kommission.“

„Dann seien Sie froh, daß Sie sie noch nicht kennengelernt haben. Die Kommission wird ab morgen in dem Haus der deutschen Kriminalpolizei amtieren. Wir vertreten bis auf weiteres das Innenministerium. Haben Sie vielleicht etwas dagegen?“

„Nein, ich habe gegen niemanden etwas. Von mir aus können Sie den Stalin selbst vertreten. Was wollen Sie also, reden Sie schnell! Ich habe hier in vier Zellen für zwanzig Häftlinge über vierhundert Leute, Mensch! Alles ist voll, sogar auf dem Klosett sitzen vier oder fünf! Der ganze Zirkus ist da!“

„Gerade deswegen wollte ich mit Ihnen sprechen. Galt die Schießerei den Zirkusleuten?“

„Im Gegenteil, eine Bedienerin von unserem Kommissariat und eine Rotkreuzschwester haben auf die Gardisten geschossen, weil diese Lausbuben in die Suppe, die die zwei Weiber für die Zirkusleute gekocht haben, Rattengift gegeben haben!“

„Lassen Sie die Halunken sofort einsperren!“

„Einsperren? Wohin denn? In meinen Schrank vielleicht? Ich

habe hier im ganzen dreißig Polizisten gegen hundert Gardisten! Wenn diese Lumpen die Waffen bis morgen nicht abliefern werden, sperre ich den Laden zu und geh nach Hause! Samt meiner Mannschaft!“

„Wir brauchen die Gardisten aber genauso wie die Polizisten. Die Polizei kann nicht allein mit zwei- oder dreihunderttausend politischen Gefangenen fertigwerden. Ist jemand von den Zirkusleuten vergiftet?“

„Nein. Einige sind verwundet, man hat sie bei dem Transport hierher geprügelt und gesteinigt.“

„Haben Sie genug zum Essen für die Leute?“

„Nicht einmal ein Stück Brot. Die Suppe haben die zwei Frauen aus ihren Lebensmitteln gekocht.“

„Ich werde Ihnen in der Früh einen Wagen mit Lebensmitteln schicken. Und auch einige handfeste Männer, auf die Sie sich verlassen können. Die Zirkusleute müssen anständig behandelt werden, wir werden sie nachher selbstverständlich entlassen. Also anständig behandeln, damit sie uns nicht im Ausland als eine Horde von Mördern schildern.“

„Ach was, glauben Sie, daß sie uns loben werden? Selbst unsere Leute haben schon genug von diesen Schweinereien, die jetzt überall passieren. Im Kino Oko hat man eine deutsche Rotkreuzschwester gekreuzigt.“

„Warum hat es die Polizei zugelassen?“

„Die Polizei hat man gar nicht hineingelassen, mein Lieber! Im Kino Oko befehlen zwei Offiziere, hochanständige Kerle, aber beide sind schon halb wahnsinnig. Gegen den Pöbel sind sie vollkommen machtlos. Wenn wenigstens der Hetzer in dem Rundfunk endlich das Maul halten würde!“

„Natürlich geschieht jetzt manches, was nicht geschehen soll, aber es ist halt Revolution!“

„Revolution? Nein, das ist keine Revolution, das ist ein Begräbnis unseres guten Rufes! Man erzählt hier, daß der Schweizer Rundfunk sehr empört über die Barbareien an den Deutschen berichtet hat.“

„Vergessen Sie nicht, daß in der Schweiz die Kapitalisten regieren!“

„Und hier bei uns die Verbrecher!“

„Ich habe jetzt keine Zeit, Sie zu überzeugen, daß Sie sich im Irrtum befinden. Ich wünsche, daß die Tiere aus dem Zirkus noch heute in den zoologischen Garten übergeführt werden, verstanden?“

„Verstanden schon, nur müssen Sie mir noch sagen, ob ich die Löwen an der Leine führen oder lieber tragen soll. Übrigens, ich weiß gar nicht, ob die Tiere noch leben. Einen Moment, ich werde fragen. Du, Pepa, weißt du zufällig, ob die Zirkustiere – Hin sind sie? Hallo, gerade höre ich, daß die Tiere von den Weibern und von den Gardisten geschlachtet wurden. Wollen Sie noch etwas?“

Emil schaut Martin fragend an. Martin ist blaß wie ein Toter, und seine Stirn ist mit Schweißperlen bedeckt. „Jawohl“, knirscht er mit den Zähnen. „Jawohl. Ich wünsche mich so zu besaufen, daß ich den Revolver nicht mehr in der Hand halten kann.“

DER DRITTE REVOLUTIONSTAG AM WILSON-BAHNHOF

Auch am Montag, dem dritten Tag der Revolution, erschienen keine Zeitungen. Ihre Funktion übernahmen die Straßenamplione, allerdings nur sehr beschränkt. Da die Welle 418 auch weiterhin Prag als eine auf Leben und Tod kämpfende Stadt schilderte, war es nicht gut möglich, durch andere Meldungen zu verraten, daß das tägliche Leben beinahe normal verlief. Durch die Straßenamplione wurden die Arbeiter und Angestellten des Gaswerkes, des Elektrizitätswerkes und des Telefonamtes aufgefordert, sich wie gewöhnlich an ihre Arbeitsplätze zu begeben. Die Molkereien öffneten wie immer schon um sechs Uhr früh, eine kurze Zeit später auch die Lebensmittelgeschäfte, die Fleischhauern und die Gaststätten.

Nur mit den Eisenbahnzügen haperte es. Die Eisenbahner waren zwar alle auf ihren Posten, die Züge durften aber weder nach Prag fahren, noch Prag verlassen. Hunderttausende Tschechen wollten nämlich Prag zu Hilfe eilen, es mußte also verhindert werden, sie

die wirkliche Lage der Hauptstadt mit eigenen Augen sehen zu lassen. Dagegen wollten Tausende Tschechen so rasch wie möglich aus Prag hinaus, denn die Revolution tobte jetzt unter dem Losungswort „Alle gegen alle“. Andere wieder wollten die Plünderen im Sudetenland fortsetzen. Diese erhielten später die Bezeichnung „Goldgräber“. Offiziell traten sie auf als „Nationalverwalter“.

Vor dem Wilson-Bahnhof wartete eine unübersehbare Menge, die schimpfend und drohend nach Zügen brüllte. Die Eingänge in die Bahnhofshalle waren versperrt. Durch die zerschlagenen Fenster war eine andere Menge zu sehen: deutsche Soldaten in zeretzten Uniformen oder nur in Hosen, die meisten barfuß, mit unverbundenen Wunden, mit blutverschmierten Gesichtern. Sie haben sich schon am Samstag kampflös ergeben. Jetzt verfluchen sie den Augenblick, in dem sie die Waffen aus der Hand gegeben haben. Seit Samstag bekamen sie außer Schlägen gar nichts, weder Wasser noch Brot. Hinsetzen oder hinlegen dürfen sie sich nicht, wer umfällt, wird so lange geprügelt, bis er wieder aufsteht oder tot liegenbleibt. Sie haben nur eine einzige Hoffnung: die Hoffnung der Verzweifelten, die Hoffnung auf einen baldigen und raschen Tod.

Im Gang links, vor den Speisesälen, lagern Zigeunerinnen. Alte und junge, mit schreienden Kindern behangen, ununterbrochen jammernd und schwatzend. Immer wieder versuchen sie vergeblich, die Tschechen mit schmatzenden Handküssen und Schmeicheleien zu bewegen, sie laufenzulassen. Keiner von den Revolutionären wußte, warum die Zigeunerinnen eigentlich da sind. Irgend jemand erzählte später, daß die Zigeuner ungarischen Ursprungs seien und darum genauso wie die Ungarn behandelt werden müssen. „Der Ungar ist kein Mensch“, war schon nach dem ersten Weltkrieg ein beliebter tschechischer Ausspruch, und die Beneš-Presse ließ nie den Haß gegen Ungarn einschlafen.

Hier, mitten in diesem verlausten Häufchen Unglück, landete auch Frau Blümelein. Zuerst war sie außer sich vor Freude über die gelungene Flucht aus dem Polizeipräsidium und lachte kindisch über ihre Verkleidung. Bereitwillig hat eine Zigeunerin ihren verlausten, schmutzstarrenden Rock gegen das Kleid und den Mantel der Frau Blümelein eingetauscht. Die blonden Haare hat sie unter

einem Rest einer schwarzen Schürze versteckt, die Gesichtsfarbe kann sie nicht verraten, dafür sorgt der mit Staub und Ruß vermischte Schweiß. Fast die ganze Nacht hat sie trotz des Lärmes verhältnismäßig ruhig und tief geschlafen. Nach dem Erwachen war die quälende Frage „Was jetzt?“ wieder da. Die Tschechen anzusprechen, traute sie sich nicht, die würden sofort merken, daß ihre Kenntnisse der tschechischen Sprache nicht einwandfrei seien. Mit den Zigeunerinnen kann sie sich zwar verständigen, aber diese Weiber sind dumm und kopflos wie zum Tod verurteilte Gänse. Das bißchen Geld hatte sie in ihren Schuhen versteckt, sie könnte also unter Umständen jemanden anrufen, die Telefonzelle ist kaum drei Schritte von ihr. Wen aber soll sie anrufen? Das Internationale Rote Kreuz? Nein, das geht nicht, die Sache mit dem Typhus könnte zur Sprache kommen, der schreckliche Kommissar Hora hat sie sicherlich schon suchen lassen. Den Artur? Was für eine Rolle spielt er eigentlich? Wollte er ihr wirklich die provisorischen Papiere verschaffen oder wollte er sie für immer loswerden? Der Saal dort im Polizeipräsidium — Elvira Blümelein schließt die Augen, um den Mordsaal nicht sehen zu müssen, und zwingt sich, die Baracke im Ghetto sich vorzustellen. Gerechter Gott, Theresienstadt war ein Paradies gegen diese Hölle in Prag!

Es hilft nichts, sie muß versuchen, sich selbst zu helfen. Sie muß mit Doktor Braun sprechen. Sie muß ihm ja nicht verraten, wo sie sich befindet. Sie schaut sich um, diese Vorsicht ist aber nicht notwendig. Vor ihr ist eine Barriere aus halbnackten Soldatenleibern, hinter ihr rennen schnatternd die Zigeunerinnen hin und her, und ihre hungrigen Kinder wühlen in Abfallkörben und suchen etwas Eßbares. Ungehindert erreicht sie die Telefonzelle, kann aber die Tür nicht öffnen. Ein grauhaariger Soldat lehnt an der Tür. Seine linke Hand ist mit einer dicken grauen Socke verbunden, seine nackten Füße sehen wie Fleischklumpen aus.

„Gestatten Sie, bitte“, sagt Frau Blümelein mechanisch, wie sie es gewöhnt war. Sie sagte die drei Worte deutsch.

Der Soldat schaut sie an: „Sie sind keine Zigeunerin, was?“ fragt er, nicht sonderlich erstaunt.

„Nein.“

„Eine Deutsche?“

„Nein, Jüdin.“

„Eine Jüdin sind Sie? Was machen Sie denn hier, wenn Sie eine Jüdin sind? Oder morden die Tschechen auch schon die Juden?“

Frau Blümelein hat sich in Theresienstadt hundertmal in den buntesten Farben ausgemalt, wie sie nach der Befreiung dem ersten Deutschen, der sie ansprechen wird, ins Gesicht spucken würde. Sie hat geschworen, nie mehr in ihrem Leben mit einem Deutschen ein Wort zu wechseln. Verrecken sollen sie alle. Sie würde jedenfalls nicht die Hand rühren, auch wenn . . .

Sie hebt den zerrissenen grünen Rock, bückt sich und zieht aus dem Strumpf ein sauberes weißes Taschentuch heraus. Ihren einzigen Besitz und Reichtum gibt sie, ohne zu zögern, dem deutschen Soldaten. „Da, verbinden Sie sich damit die Hand, sonst werden Sie Blutvergiftung bekommen mit der schmutzigen Socke auf der Wunde.“

Der Soldat schaut das kleine weiße Wunder überrascht an. Dann fragt er bitter: „Rache der Großzügigkeit?“

„Ich bin schon mehr gerächt, als ich wollte“, sagt Frau Blümelein im gleichen Ton.

In der Halle scheint etwas los zu sein. Durch die Tür zu dem Bahnsteig werden einige deutsche Soldaten hineingepeitscht. Hinter ihnen drängen sich die Revolutionäre, meistens junge Mädchen und alte Frauen. Die Soldaten sind über und über mit Menschenkot beschmiert, jeder schleppt zwei große Kübel, aus denen der Inhalt der Latrinen penetrant stinkt. Eine alte Frau springt auf eine Bank und schreit: „Achtung, das Frühstück für die besten Soldaten der Welt ist da! Wir sind nicht so, wir lassen nicht einmal Barbaren verhungern und verdursten! Wie zu Hause, in eurem Großdeutschen Reich, ist es zwar nicht, ihr seid gewöhnt, aus den Ochsenhörnern zu saufen und mit den Pfoten zu fressen. Da, ihr Hunde, sind die Kübel und die Löffel! Im Paradeschritt antreten und fressen!“

Die Menge draußen, die zwar nicht alles aus dieser Ansprache verstanden hat, wittert, daß hier eine neue Hetz betrieben wird und stürmt nach vorne. Die deutschen Soldaten, die kein Wort verstanden haben, drängen auch nach vorne, angelockt durch das Scheppern der Löffel. Die Revolutionäre treiben sie mit Peitschen-

schlagen zurück, sie können aber nicht weichen, denn die Menge der Neugierigen weicht auch nicht. Die Eingänge krachen, wer umfällt, wird niedergetrampelt. Die alte Frau versucht, sich noch einmal Gehör zu verschaffen, ihre Stimme verliert sich aber in dem allgemeinen Tumult. Die Zigeunerinnen kreischen „Hunger! Hunger!“, ihre Kinder beißen und kratzen um sich herum und winseln um Brot. Alles überbrüllt aber der blecherne Marsch und die Stimme der Welle 418, die auf volle Lautstärke eingeschaltet ist und von allen Seiten der Bahnhofshalle ertönt.

„Hört, hört, hört! Die Barbareien, die die Prager tschechische Bevölkerung von den verrohten Hitlerknechten erdulden muß, sind unbeschreiblich!“

In der Mitte der Halle hat inzwischen die neue Belustigung begonnen. Zu jedem Kübel müssen vier Soldaten hinknien, jeder bekommt einen Blechlöffel, und sie werden mit Fußtritten und Schlägen gezwungen, den Latrineneinhalt zu essen. Bis zu der Telefonzelle hört man ihr Flehen und Fluchen.

„Mutter, Mutter, ich hab' doch nichts getan! Nein, ich kann nicht, erschlagt mich lieber! Gibt es niemanden da, der ein Mensch wäre? Ihr Teufel, ihr Teufel! Wir sind doch gefangene Soldaten und keine Schweine! Schlag mich nur, schlag nur, wenigstens bin ich früher hin! Schämen Sie sich nicht, so mit einem Krüppel umzugehen! Hilfe! Hilfe! Wo ist das verdammte Internationale Rote Kreuz?“

„Wer nicht frißt, wird abgemurkst!“ schreit die alte Frau, und sofort schreien auch die Revolutionäre: „Entweder fressen oder krepieren!“

Einige Schüsse knallen, ein Soldat fällt neben einem umgestürzten Kübel aufs Gesicht. Trotzdem weigern sich die anderen, die Löffel in die Hand zu nehmen.

„Füttern, füttern!“ piepst ein kleines tschechisches Mädchen, das mit einer großen Puppe am Arm in der ersten Reihe der Zuschauer steht.

Die Revolutionäre klatschen Beifall und machen sich unverzüglich an die Arbeit. Den Soldaten werden die Hände und Füße festgehalten, und die Frauen besorgen die Fütterung.

Frau Blümelein steht zitternd in der Telefonzelle und blättert konfus in dem zerrissenen speckigen Telefonbuch. Nicht einmal auf den Namen des Doktors Braun kann sie sich erinnern — Apotheke, ja, Gift müßte man haben, sterben müßte man! Apotheke...

„Hören Sie“, sagt der grauhaarige Soldat, der auf einmal neben ihr in der Telefonzelle steht. „Können Sie mir Ihre Strümpfe geben?“

Elvira Blümelein begreift nicht, was er will. Sie wimmert nur, und er muß seine Frage noch einigemal wiederholen.

„Strümpfe?“ stammelt sie. „Warum? Wozu?“

„Zum Aufhängen. Ich werde aus dem Kübel nicht essen.“

„Nein, nein, nein“, schluchzt Elvira. „Das dürfen Sie nicht! Ich möchte auch sterben, aber...“

„Sie sind eine Frau, Sie können doch irgendwo unterkommen. Geben Sie mir die Strümpfe, rasch! Schauen Sie, der Gang ist jetzt ganz leer! Geben Sie mir die Strümpfe und laufen Sie!“

Frau Blümelein reißt die Strümpfe herunter und zieht die Schuhe aus, die Münzen kollern, lustig klingend, herum, sie sammelt sie nicht. Sie gibt die Strümpfe dem alten Soldaten, ohne ihn anzuschauen, und läuft und läuft. Links gibt es keine Türen, nur Fenster, und hinter ihnen ist der frühlingshellgrüne Park. Sämtliche Bänke sind besetzt. Festumschlungene Pärchen, ein Mann zerschneidet eine große Stange Wurst, auf einer anderen Bank liegt ausgestreckt ein Gardist und schläft. Rechts sind die Eingänge zu den Speisesälen, alle sind voll, alles ißt und trinkt und singt. Zurück? Sie dreht sich um, bleibt aber entsetzt stehen. Der Grauhaarige hängt in der Telefonzelle. Sie schreit auf und schreit noch immer, als sie aus dem Fenster springt und direkt einem Gardisten in die Arme fällt. Der Bursche ist stark betrunken und kann sich kaum auf den Füßen halten. „Na, so was“, lallt er mit schwerer Zunge. „Eine Zigeunerin! Komm mit mir, du mußt uns wahr-sagen!“

Arm in Arm torkeln sie zum Wenzelsplatz, und bevor Frau Blümelein halb zu sich kommt, sitzt sie im Foyer eines überfüllten Kinos. In ihrem Kino Alfa.

DER NATIONALAUSSCHUSS IN DER STEPHANGASSE

Schon von weitem sieht Frau Pecha, daß vor der Schule, in der der Nationalausschuß für Prag II seinen Sitz hat, eine wüste Schlägerei im Gange ist und verzieht empört die dünnen, schlecht geschminkten Lippen. Am hellichten Tag eine Rauferei, und niemand kümmert sich darum. Wenn es so weitergehen wird, ohne Polizei und also ohne Ordnung, dann wäre es besser, wenn der Weidemann noch in seinem Zimmer sitzen würde. Seit Samstag war sie nicht zu Hause, nein, eigentlich schon seit Freitag, seit Samstag treibt sie sich im Polizeipräsidium ohne Arbeit herum.

Meistens unten, in den Höfen, denn oben war es wegen des Leichengeruchs nicht auszuhalten. Heute wurde sie kurz vor Mittag von einer Nachbarin ihrer Mutter angerufen. Sofort kommen, die alte Frau Pecha wurde verhaftet und zum Nationalausschuß in die Stephangasse gebracht. Eine Frau, mit der sie einmal wegen ihrer Katze gestritten hatte, hat sie als Staatsfeindin angezeigt und nachher sofort ihre Wohnung bezogen. Frau Pecha hat vorsorglich von den beiden Polizeipräsidenten Entlassungsscheine für ihre Mutter gefordert und auch erhalten. Man kann nicht wissen, in wessen Händen der Nationalausschuß ist. Es war allerdings auch nicht sicher, ob die Entlassungsscheine etwas nützen werden. Versuchen mußte sie es aber trotzdem.

Einige Hundert Leute reißen sich gegenseitig die Haare aus, spucken sich an, ohrfeigen sich und bearbeiten sich mit Faustschlägen. Jeder versucht, die anderen zu überschreien oder mit den gemeinsten Beschimpfungen zu übertrumpfen. Vor dem verschlossenen Haustor sitzen auf einem Diwan zwei Männer in Zivil, jeder mit einer Maschinenpistole. Sie rauchen und unterhalten sich gemächlich. Frau Pecha konnte fast ohne Mühe bis zu ihnen gelangen. Schon wollte sie die Wachen barsch anfauchen, da stutzt sie aber. Diese beiden — tatsächlich, das sind ja alte Kundschaften des Polizeipräsidiums! Beide bekannte Einbrecher, deren Strafkarten schon hübsch beschrieben sind. Diese schweren Burschen als Wachen des Nationalausschusses? So weit sind wir also schon? Verbrecher dürfen eine anständige Frau verhaften?

Aber auch Frau Pecha, die erfahrene Sekretärin des Polizei-

präsidenten, wird mit der Frage „Was jetzt?“ nicht verschont. Bei normalen Verhältnissen wäre es eine Spielerei, anzurufen, der Polizeiwagen wäre in einigen Minuten zur Stelle gewesen. Heute aber ist es anders. Die beiden Polizeipräsidenten kämpfen mit allen Mitteln um ihre Posten, die Polizisten sind nicht mehr die Herren im Polizeipräsidium. Blitzschnell überlegt sie, was ihre Kollegin Helena Reumann in einer ähnlichen Situation machen würde. Keck sein, kokettieren, gar nichts anmerken lassen. Frau Pecha versucht also, Helenas Rolle zu spielen. Sie zündet sich eine Zigarette an, wirft den Kopf herausfordernd nach hinten, schluckt die Wut hinunter und sagt freundlich: „Na, wie geht es denn, Jungens? Blöde Hitze, was? Habt ihr eine Medizin gegen Durst?“

Die beiden Wächter grinsen sie nicht unfreundlich an. Irgendwie kommt ihnen diese komische Figur bekannt vor. Bei ihrem Beruf lernen sie natürlich viele Weiber kennen, und man muß sich mit ihnen gut stehen, des Geschäftes wegen.

„Was willst du hier, alte Puppe?“ fragt der eine.

„Da hinein!“

„Das möchten diese Bürger alle“, wiehert der andere schallend. „Schau, wie sich das rückständige Bürgertum kaputtschlägt! So etwas hat unsereiner nicht nötig.“

„Ich auch nicht“, lächelt Frau Pecha schnippisch.

„So? Bist du eine mit einem freien Beruf?“

„Was hast du sonst geglaubt? Daß ich eine Nonne bin?“

Die beiden lachen Tränen über diesen Witz der angeblichen Prostituierten, und Frau Pecha darf sich zwischen sie auf den Diwan hinsetzen. Drei Flaschen Bier kommen zum Vorschein, das Buffet befindet sich in einer Holzkiste vor dem Haustor. Frau Pecha zieht den Rock so hoch wie möglich herauf und läßt sich mit zusammengebißnen Zähnen in die Schenkel zwicken.

„Komm nachher mit uns! Nicht wahr, Oskar? Wir haben eine komfortable Sechszimmerwohnung gerade heute gemietet und brauchen ein Frauchen für Küche und Bett.“

„Nur eine, du Schweinskerl?“ kichert Frau Pecha und denkt dankbar an ihre raffinierte Kollegin. Von ihr hat sie gelernt, wie man mit solchen Männern umgehen muß. „Ich hab' da drinnen

eine Berufskollegin, für zwei Bräutigame gehören zwei Bräute, nicht wahr?"

„Läßt sich machen. Wir werden bald abgelöst, und du kannst mit uns zu dem Vorstand des Nationalausschusses hineingehen. Ein netter Herzensjunge, der wird dir gefallen!"

„Mein Gott, das Gebrüll geht mir auf die Nerven! Was wollen die Leute eigentlich?"

„Die? Meistens ein Zeugnis der nationalen Unbedenklichkeit. Ein feines Wort, was? Und ein prima Geschäft! Für ein halbes Kilo Gold bist du unbedenklich, und jeder kann dir auf den Buckel steigen. Du bekommst bestätigt, daß du soundso viele Deutsche abgemurkst hast und daß du in jeder Hinsicht und bei jedem Wetter eine brave Patriotin warst."

„Und wer kein Gold hat?"

„Heute hat jeder Gold, und wer noch keines hat, kann requirieren gehen. In den deutschen Luftschutzkoffern gibt es Gold genug."

„Also auch jeder Kollaborateur und Lump kann so ein Zeugnis bekommen?"

„Was heißt Lump? Wer Geld hat, ist ein Herr!"

Die Raufenden werden auf das Kleeblatt aufmerksam, und einige kommen drohend näher. „Also, was ist?" keift eine Frau. „Amtieren die dort im Haus oder nicht?"

Oskar spuckt aus und entgegnet würdig: „Halt das Maul, sonst wirst du einen Zahnarzt brauchen! Weiterraufen, die Herrschaften, die Herren vom Nationalausschuß halten jetzt Mittagspause. Wer noch so eine blöde Frage an uns stellen will, soll zuerst ein Testament machen. Wir sind Amtspersonen, und als solche haben wir für Ruhe und Disziplin zu sorgen."

„Das hast du fein gesagt", schlägt ihm sein Kollege anerkennend auf die Schulter.

Die Leute schimpfen und murren, aber dann setzen sie sich ergeben auf den Gehsteig und lassen sich den mitgebrachten Proviant gut schmecken. Es ist ja Revolution, und jeder hat Zeit genug. Andererseits, das Zeugnis muß man so bald wie möglich haben, denn die Verhaftungen gehen schon in die Hunderttausende. Aus dem offenen Fenster gegenüber hört man die Stimme der Welle

418. Sie berichtet weinerlich über die Greuelthaten, die die SS an den tschechischen Kindern begeht, und schildert den einmaligen Kampf der tschechischen Bevölkerung gegen die vielfache Übermacht der entmenschten Deutschen. Niemand hört zu, man tauscht eifrig Schmucksachen gegen Goldstücke und umgekehrt.

Frau Pecha ist das starke Pilsner Bier in den Kopf gestiegen. Sie lacht grundlos und findet ihre beiden Verehrer gar nicht übel. Darum ist sie beinahe ungehalten, als das Haustor geöffnet wird und die Wachen abgelöst werden. Oskar und Jenda, so heißt der zweite Einbrecher, schieben sie grunzend hinein, und das Tor fällt zu. Draußen hört man die Wachen brüllend Befehle erteilen. Man soll endlich eine Schlange bilden, sonst wird überhaupt niemand hineingelassen.

Drinnen riecht es nach Klosett, Karbol und Alkohol. In dem Hausflur schnarchen auf Strohsäcken und Schulbänken einige Gardisten. Das Zimmer, das die drei betreten, ist eine Schulklasse. Die Bänke und Tische sind zu den Wänden geschoben, hinten stehen einige zusammengerückte größere Tische, und hinter ihnen sitzen fünfzehn oder zwanzig Männer. Auf den Tischen liegt alles mögliche: Flaschen, Pelze, Schmuck, Wurst, Zigaretten und Semmeln. Dazwischen liegen einige Revolver.

Frau Pecha ist froh, daß gerade einer von ihren beiden Begleitern laut und ausgiebig rülpst, denn sie hat vor Überraschung leise aufgequietscht. Die Männer hier — diese Männer kennt sie alle. Alle sind Kassenschränker, Raubmörder und Einbrecher. Nur der in der Mitte ist ein bekannter Prager Rechtsanwalt.

Niemand in Prag konnte behaupten und tat es auch nicht, daß sich dieser Rechtsanwalt eines guten Rufes erfreut, niemand aber wagte, offen gegen ihn aufzutreten. Wie heißt er nur schnell? Einen deutschen Namen hat er — richtig, Braun heißt er. Ein guter Freund vom Kommissar Hora, von diesem erbärmlichen Sadisten. Wie kommt er aber in diese Gesellschaft?

Frau Pecha hat keine Angst, von ihm oder von den anderen Mitgliedern des Nationalausschusses erkannt zu werden, sie hat ja immer im Schatten ihrer schönen Kollegin gelebt. Wer zu ihnen in das Vorzimmer zu den Räumen des Polizeipräsidenten kam, der hatte nur für Helena die Augen und das Lächeln und die Komplimente.

mente. Immer hat sie sich darüber geärgert, heute ist sie aber froh, daß sie sozusagen unsichtbar blieb. Aber in ihrer durch Polizeivorschriften durchtränkten Seele ist sie tief gekränkt, weil sich momentan gar nichts gegen die Bande machen läßt.

Ihre zwei Begleiter zeigen nicht die geringste Ehrfurcht vor ihren Vorgesetzten, vor den Mitgliedern dieses Nationalausschusses. Ohne zu fragen schleppen sie eine Schulbank zu den zusammengerückten Tischen und setzen sich, nicht gerade distinguiert, hin. Frau Pecha setzt sich ebenfalls und versucht, unbefangen zu wirken, obwohl ihr Herz vor Aufregung wilde Sprünge macht.

„Wer ist die Person?“ fragt Doktor Braun, und ohne die Antwort abzuwarten, schnauzt er sie an: „Aufstehen! Hier ist eine Behörde und kein Gasthaus!“

„Langsam, langsam“, grinst Oskar gefährlich. „Wenn man mit meiner Braut spricht, muß man Honig im Maul haben!“

Polda, in Unterweltskreisen unter dem Namen „Der Bankier“ bekannt, der hier die Rolle des Vorsitzenden übernommen hat, begreift sofort. „Eine Nachtschwalbe, was?“ grunzt er kennerisch.

„Wer soll das sein?“ knurrt Doktor Braun, der nicht verstanden hat, gereizt.

„Na, geh, du kennst mich nicht? Ich bin doch die Jungfrau von Orleans!“ trumpft Frau Pecha auf.

Die Verbrecher schmunzeln. Die schlagfertige Prostituierte ist nach ihrem Geschmack.

„Ihre Freundin wurde irrtümlicherweise bei uns eingenäht“, erklärt Jenda. „Beziehungsweise auch meine Freundin. Wir brauchen also zwei Zeugnisse der nationalen Unbedenklichkeit.“

„Kannst haben“, nickt Polda wohlwollend und zwinkert mit den schielenden Augen. Man weiß bei ihm nie, wo er eigentlich hinschaut.

„Wieviel habt ihr schon beisammen?“ erkundigt sich Oskar interessiert.

„Vorläufig nicht viel, wir müssen die Gebühr erhöhen. Auf ein Kilo Gold für ein Zeugnis. Halbes Kilo für uns, sagt der Doktor, halbes Kilo für den Staat. Es hat sich nämlich herumgesprochen, daß wir die Zeugnisse für ein halbes Kilo Gold geben, und es könnte sich jemand finden, der uns verleumden würde, daß wir das

Gold in unsere Taschen stecken. Darum meint der Doktor, daß wir mit dem Staat Hand in Hand arbeiten müssen. Weil es aber auch unehrliche Menschen gibt, könnte es unter Umständen ganz sicher passieren, meint der Doktor, daß hier eines schönen Tages ein Einbruch verübt wird und das Gold beim Teufel wäre. Das ist dann aber nicht mehr unsere Sache, wir sind nicht von der Polizei. Kapiert?“

Oskar und Jenda kapieren und bestätigen es damit, daß sie sich vergnügt auf die Schenkel schlagen. Frau Pecha hat auch verstanden und erstickt fast vor Empörung. Wetten könnte sie, daß Kommissar Hora in diesem Schmutz die Finger hat. Mit wem sollte sie aber wetten, und was würde es nützen, wenn sie die Wette gewinnen würde?

„Na, schön“, sagt „der Bankier“ und macht einen Schluck aus einer Sliwowitzflasche. „Du kannst hinaufgehen und deine Freundin suchen.“

„Kommt nicht in Frage, die Puppe geht nicht allein, hier kennt sich kein Hund aus, wer der Verhaftete und wer der Wächter ist“. protestiert Oskar skeptisch. „Wir gehen auf alle Fälle mit.“

Frau Pecha wäre viel lieber allein gegangen, denn sie weiß erstens nicht, ob ihre Mutter einverstanden sein wird, eine Prostituierte zu spielen, und zweitens zweifelt sie, ob dieses „leichte Mädchen“ dem Jenda nicht zu alt sein wird. Oskar und Jenda haben sich aber schon bei ihr eingehakt und marschieren trällernd mit ihr hinauf.

Dieser Nationalausschuß amtierte in der Stephansgasse über zwei Monate und landete nachher komplett, bis auf Doktor Braun, in einer Zelle des Polizeipräsidiums. Die Unbedenklichkeitszeugnisse, die diese Verbrecher ausgestellt haben, behielten aber seltsamerweise ihre Gültigkeit.

Der erste Stock ist für die Gefangenen bestimmt. In den Schulklassen liegen und sitzen Deutsche und tschechische Kollaborateure. Frauen neben Männern, dazwischen Tote, Kranke und Kinder. Auf den Stiegen laufen den dreien ein Gardist und ein Mädchen in einer weißen Schürze entgegen. „Gut, daß ihr kommt! Eine ganz große Schweinerei ist passiert! Kommt schnell, und schaut euch das an!“

Das, was die drei in dem Schulzimmer zu sehen bekommen, ist

so grauenhaft, daß sogar die zwei Verbrecher verlegen stehenbleiben. Auf dem Fußboden wälzen sich in Krämpfen kleine Kinder und erbrechen röchelnd ein bläuliches Zeug mit Blut. Ihre Mütter benehmen sich wie wahnsinnig, eine rennt ununterbrochen mit dem Kopf gegen die Wand, eine kniet und bittet um Mitleid, die anderen schreien wie Tiere. An den Wänden stehen schluchzend Mädchen mit weißen Schürzen, die freiwilligen Helferinnen des tschechischen Roten Kreuzes, bei einem Fenster brüllt eine Frau: „Arzt! Arzt! Wir brauchen sofort einen Arzt!“

In dem Eingang zu dem zweiten Zimmer stehen zwei tadellos angezogene und frisierte Rotkreuzschwestern und schauen teilnahmslos zu. Zu ihren Füßen liegt ein ärmlich gekleideter Mann. Die eine Hand ist drohend erhoben, die andere, vor Schmerz zerbissen, liegt in einer bläulichen Lache. Der Mann ist tot.

Die Leute auf der Straße, die gerade eine Schlange gebildet haben, rotten sich wieder zusammen und versperren dem kleinen grünen Wagen, der langsam von der Korngasse her über das aufgerissene Pflaster holpert, den Weg. Der Wagen wird brüllend begrüßt, denn er hat eine Tafel mit der Aufschrift „Arzt“.

Die Leute bestaunen das Paar, das aus dem Wagen steigt. „Wie Filmschauspieler sehen sie aus“, flüstert eine Zuschauerin. Der Arzt trägt einen schneeweißen, frisch gebügelten Kittel, die Tracht der Krankenschwester strahlt direkt vor Sauberkeit. Sie gehen schweigend durch das Spalier der Neugierigen, und das Tor wird hinter ihnen schnell wieder verschlossen. Um die Wartenden zu beruhigen, werden kurze Zeit später acht Personen hineingelassen. Die übrigen formen wieder eine Schlange und schauen zu dem Fenster hinauf, bei dem die Frau noch immer jammert.

Martin und Michaela steigen die Stiegen hinauf, gefolgt von mit Waffen fuchtelnden Gardisten, die alle nicht gerade nüchtern sind. Das traurige Bild in der Schulklasse oben ist unverändert. Nur die Frau stürzt sich vor den Mann in dem Ärztekittel auf die Knie und schluchzt: „Helfen Sie, helfen Sie, um Gottes willen, Herr Doktor! Mein Mann hat auch die vergiftete Milch getrunken! Da liegt er! Helfen Sie ihm, sonst wird er sterben! Und die armen Kinder! Schauen Sie nur, wie die Kinder leiden müssen, Herr Doktor!“

„Beruhigen Sie sich“, brummt Martin verlegen. Zum wievielten

Male seit Sonntag hat er diese abgedroschene Phrase, die niemandem helfen kann, benützt? Er winkt zwei von den freiwilligen Rotkreuzschwestern und flüstert ihnen zu, die Frau auf den Gang hinauszuführen. „Ich werde Sie gleich wieder rufen lassen, sobald die Untersuchung vorbei sein wird.“

Es gibt aber nichts zu untersuchen, der Mann ist tot. Von den Kindern leben nur noch drei, aber auch die liegen in den letzten Zuckungen.

„Wer hat es getan?“ Martins Stimme ist so unheimlich ruhig, daß Michaela zu zittern anfängt. Niemand findet etwas dabei, daß er statt Medikamenten oder einer Injektionsspritze einen Revolver aus der Tasche zieht. Es ist ja Revolution, und eine Waffe braucht man genauso, wie sonst ein Taschentuch.

„Die zwei Säue dort“, knurrt Oskar und zeigt mit dem Finger auf die zwei Rotkreuzschwestern.

Martin wendet den Kopf und erstarrt. Diese beiden Frauen kennt er. Beide haben während des Krieges für die Gestapo gearbeitet. Die eine ist Jüdin und hat einen gefälschten spanischen Paß, die andere ist Kroatin. Beide kennen ihn ebenfalls, sie halten ihn für einen Kollegen, denn Martin hat im Auftrag der NKVD bei der Gestapo als Agent provocateur für die Russen gearbeitet. Die Jüdin senkt die Wimpern zum Zeichen, daß sie ihn auch erkannt hat. Wahrscheinlich hält sie ihn noch immer für einen Verbündeten. Es gibt aber noch eine dritte Frau, die Martin trotz der Verkleidung sofort erkannt hat, und diese Frau ist die Frau Pecha. Das ist doch der Mann, der am Samstag im Polizeipräsidium war, als Weidermann verhaftet wurde. Eine Vogelscheuche hat er sie genannt und ist mit der Reumann allein im Zimmer geblieben. Und die Krankenschwester — mein Gott, das ist ja die Helena! Wie kommt die her? Frau Pecha beißt vor Aufregung an ihren Fingernägeln herum und schiebt sich langsam näher zu dem Paar. Erst als Michaela sie anschaut, merkt sie, daß sie sich geirrt hatte. Das ist die Schwester von der Helena, die angeblich einen Unfall hatte. Am liebsten würde sie wie ein kleines Kind zornig aufstampfen. So viele Fäden hat sie in der Hand, aber wegen dieser verdammten Revolution ist sie machtlos wie ein Maikäfer.

Nur langsam und verworren erfährt Martin, wie das Unglück

passiert ist. Die beiden Agentinnen kamen auf „Inspektion“ herein. Der Mann, der jetzt tot daliegt, wurde vormittags verhaftet, warum, das wußte niemand. Seine Frau, eine Hausbesorgerin aus der Korngasse, brachte ihm eine Kanne Milch, und als sie die hungrigen kleinen Kinder sah, meinte sie, es wäre besser, die Milch unter sie zu verteilen. Der Mann bekam aber auch ein Täßchen, weil er vor Aufregung Fieber hatte. Die Milch war aber vergiftet, und niemand anderer konnte das Gift in die Kanne getan haben als diese beiden Scheusale. „Abführen und abknallen!“ knurrt Jenda wild.

„Zuerst müssen Sie uns beweisen, daß wir die Milch vergiftet haben!“ wehrt sich die Jüdin hochmütig.

„Beweisen? Hast du schon einmal eine Leiche gesehen, die Beweise verlangt hatte?“ lacht Oskar auf und geht geduckt wie ein Stier auf die zwei Frauen zu. Die weichen einen Schritt zurück, aber weiter geht es nicht, die Tür hinter ihnen ist geschlossen.

Für einen Gestapomann für mein Privatgefängnis Freiheit und Leben für hundert deutsche Frauen oder Kinder, hat Emil gesagt. Zweihundert Frauen oder Kinder also — und schon reißt Martin von hinten Oskar zurück: „Halt! Diese Frauen haben mit der Gestapo gearbeitet! Ich muß sie —“

Oskar schüttelt ihn ab, man hört ein Knacken, als ob eine Nuß zertreten worden wäre, und die Kroatın liegt mit zerschmettertem Schädel da.

Es bleiben immerhin noch hundert, denkt Martin grimmig, aber er hätte nichts ausrichten können, wenn er nicht unerwartet Hilfe bekommen hätte.

„Oskar, du Idiot“, ruft Frau Pecha schrill. „Auf die Gestapoagenten gibt es doch hohe Belohnungen! Du kannst Polizeikommissar werden, wenn du einen Gestapoagenten fängst! Diese Bestie wird später sowieso hingerichtet!“

„Telefonieren! Ich muß telefonieren!“ stottert ein Gardist mit brennendroten Ohren. „Den Rundfunk muß ich anrufen! Eine neue Greuelthat der deutschen Barbaren!“ Und schon stampft er in seinen knarrenden Stiefeln davon.

Martin steckt den Revolver in die Tasche zurück. Es hätte keinen Sinn, den Burschen zurückhalten zu wollen. Was hat über-

haupt noch einen Sinn? Hundert Frauen oder Kinder sollten gerettet werden — und jetzt werden Hunderte Frauen und Kinder liquidiert. Nur darum, weil er die beiden Mörderinnen als Gestapoagentinnen bezeichnet hatte. Freilich, die eine ist Jüdin, und die andere war Kroatin, aber Gestapo bleibt Gestapo, und die Gestapo ist deutsch.

„Ich muß auch telefonieren. Die Frau kommt gleich mit.“

Oskar und Jenda befördern die Gestapoagentin mit Fußtritten hinaus. Frau Pecha trabt nach. Martin wendet sich noch einmal um, während Michaela an ihm vorbei über die Schwelle geht. Die toten Kinder sehen wie zerbrochene, seltsam gekrümmte Wachspuppen aus. Die halb wahnsinnige Mutter, die immer wieder mit ihrem armen Kopf gegen die Wand schlägt, die verzweifelten und apathischen Gefangenen, die hilflosen Mädchen in den Kleidern der Rotkreuzschwestern, die selbst Hilfe brauchen könnten gegen die betrunkenen Gardisten — dafür hat er also jahrelang gekämpft und bedenkenlos sein Leben hundertmal aufs Spiel gesetzt? Das ist die neue Zeit mit den neuen Menschen, über die Moskau spricht?

Auf dem Gang steht die Hausmeisterin zwischen den zwei jungen Mädchen. Martin sucht milde, schonende und tröstende Worte, aber die Frau hat die Wahrheit in seinem abgewandten Blick gelesen. Sie wischt sich mit der breiten Trikolore, die auf ihrer Schürze befestigt ist, die rotgeweinten Augen ab, schaut das dreifarbige Band verständnislos an und reißt das Zeug hinunter. „Warum?“ Sie wirft die Arme hoch wie eine Ertrinkende und stöhnt: „Tschechen gegen Tschechen! Also sagte Sibylla, und das war ihre Prophezeiung: Es wird Bruder gegen Bruder aufstehen, Schwester gegen Schwester, Vater gegen Sohn und Tochter gegen Mutter, und sie werden sich zerfleischen, denn sieben Teufel werden über die Stadt herrschen. Wehe, wehe, dreimal wehe dem, der die sieben Teufel von der Kette loslassen wird!“

„Meint sie den Rundfunk?“ fragt eines von den jungen Mädchen ganz verstört. Die andere nickt.

„Bringen Sie die Frau nach Hause, bitte“, sagt Michaela leise. „Da, geben Sie ihr die Pillen aus der Tube, ja? Damit sie schlafen kann.“

Es ist Brom aus Martins Hausapotheke.

Das Telefon steht im Konferenzzimmer zwischen einem Stapel von Schulheften und einer ausgestopften Eule. Oskar und Jenda haben inzwischen die falsche Rotkreuzschwester mit Hosenriemen gefesselt. Frau Pecha zerbricht sich den Kopf, wie sie unauffällig mit dem blonden Mann sprechen könnte. Die Gelegenheit dazu kommt aber eher, als sie geglaubt hätte. Die beiden Verbrecher verlassen das Konferenzzimmer, weil sie unten von dem Vorsitzenden des Nationalausschusses verlangt wurden. Sie sollen den Abtransport der Leichen in die Keller überwachen, zu dem die Gefangenen kommandiert sind.

„Wir sind gleich wieder zurück“, versichert Oskar treuherzig und eifrig, worüber Frau Pecha nicht im geringsten begeistert ist. Trotzdem schenkt sie ihm ein hübsches, aber etwas schiefes Lächeln.

„Ich möchte den Emil sprechen“, sagt Martin in die schwarze Muschel.

Die Gestapoagentin, die an einer Stuhllehne angeschnallt ist, bäumt sich auf. Aber auch Frau Pecha zuckt, als sie den Namen Emil hört, zusammen. Emil? Ist das der unsichtbare Chef der kommunistischen Spionage? Mit offenem Mund hört sie gespannt zu.

„Ja, Emil, ich hätte etwas. Schicke sofort einen Wagen hierher. Stephansgasse, Nationalausschuß. Nein, ich muß gleich weiterfahren. Wann kann der Wagen da sein? Gut, ich werde so lange warten.“

Er legt die Gabel hin und setzt sich neben die Eule auf den Tisch. Die Augen des ausgestopften Vogels erglühen in dem goldenen Sonnenstrahl, der suchend in dem finsternen Raum umherirrt. Ein Krug mit noch nicht ganz erblühten und schon verwelkten Margeritenblumen, zwei gefesselte, blutunterlaufene Hände, eine schiefe Schulter — und Michaela. Martin schaut sie unverwandt an und muß die Zähne zusammenbeißen, um nicht das zu sagen, was er ihr in Gedanken immer wieder sagt. Wann wird er es ihr sagen können? Es muß gesagt werden, sonst wird es nie gesagt werden.

„Hören Sie“, fängt Frau Pecha hastig an. „Ich muß Ihnen etwas sagen. Ich kenne Sie! Ich bin die zweite Sekretärin des Polizeipräsidenten. Meine Mutter wurde verhaftet und ist hier.“

Mehr sagt sie nicht. Sie bittet um nichts, und sie weint nicht.

Die zweite Sekretärin. Die erste Sekretärin war Helena. Und Emil braucht die Helena. Aber Michaela darf es nicht wissen.

„Nachher“, sagt er kurz. „Gehen Sie jetzt Ihre Mutter suchen. Unter irgend einem Vorwand. Sagen Sie eventuell, daß sie meine Bedienerin ist und die Schlüssel zu meiner Ordination hat.“

Frau Pecha verschwindet wortlos. Michaela fragt nichts. Der tänzelnde Sonnenstrahl spielt auf ihren festgeschlossenen Lippen.

„Warum haben Sie die Kinder vergiftet? Antworten Sie rasch, der Wagen wird gleich da sein!“

Martin steht dicht vor der gefesselten Frau. Einmal, als er schwer betrunken war, hatte sie ihn geküßt. Welche Frau hat ihn nicht geküßt, und welche Frau hat er nicht geküßt? Hoffentlich hat sie es vergessen.

Sie hat aber nicht vergessen. Das ist der Mann, zu dem sie einmal gesagt hat — du bist so schön und so stark wie der Tod.

„Aus Rache“, antwortet sie ruhig. „Ich habe für die Gestapo gearbeitet, um meine Familie zu retten. Ich habe Juden verraten, um meinen Vater am Leben erhalten zu können! Ich habe Tschechen und Deutsche verraten, ich mußte, ich wollte — und die Gestapo hat wieder mich verraten! Meine ganze Familie haben die Germanen ausgerottet! Sie leben nicht mehr.“ Sie beginnt hysterisch zu schreien. „Niemand darf also leben! Niemand! Ich habe mich bis in den Staub erniedrigt — und was habe ich gerettet dadurch? Nur Staub! Nur Staub ist geblieben!“

Die Tür fliegt auf, sechs Männer in Ledermänteln stürzen herein.

„Doktor Novák? Wir kommen vom Emil. Wen sollen wir mitnehmen?“

Bevor Martin antworten kann, steht Michaela zwischen ihm und den Partisanen.

„Die Frau da, und noch zwei andere Frauen, sie werden gleich kommen.“

DIE HÖLLE IM KINO

Vorne ist das weiße Viereck, aber dort darf man nicht hinschauen, sonst schmerzen die Augen noch mehr. Man muß sie schließen. Ganz fest. Gleich belebt sich die Kinoleinwand mit huschenden Bildern. Da ist eine Kirche, und da läuft kläffend ein kleiner Hund. Der Pfarrer kommt und legt Marta Konrad etwas in die Arme. Sie soll damit irgendwo hingehen. Wohin aber, das sieht man nicht auf der Leinwand. Ein Küchentisch steht auf einmal da, die Tischplatte ist mit kleinen roten Herzen besät. Ein Bub spielt mit ihnen und lacht. Oder weint er?

„Geheult wird hier nicht!“ ruft ein Gardist drohend vor dem Podium. „Früher, da habt ihr nicht geheult, was? Da waren die deutschen Schweine noch das Herrenvolk! Alle werden sie krepieren! Alle! Niemand wird das Kino lebend verlassen!“

Die Frau, die neben Marta sitzt, hält einen Säugling auf dem Schoß. Das Kind wimmert leise, seit achtundzwanzig Stunden schon. Das Kind hat Hunger, wenn sie es aber an die Brust hält und saugen läßt, erbricht es die Milch. Vielleicht ist die Milch durch die Aufregung schlecht geworden, vielleicht ist sie selbst schuld. Eine stillende Mutter soll nicht weinen. Was macht man aber sonst in einer Hölle, wenn man hilflos ist? Sämtliche Sitze und sämtliche Logen sind besetzt. Auch auf dem Fußboden zwischen den Sitzreihen hocken die Gefangenen. Fast alle sind schon seit Sonntag früh hier. Manche haben Koffer mitgenommen, Rucksäcke und Kinderwagen, aber die Sachen wurden ihnen abgenommen. „Die Juden durften fünfzig Kilo Gepäck mitnehmen, die Deutschen haben es besser“, lachten die Gardisten, „sie brauchen kein Gepäck zu schleppen.“ Einige sind schon tot. Etwas hat man ihnen doch nicht abgenommen. Das gut versteckte Gift. In der zweiten Reihe sitzt ein toter Mann, in der achten Reihe sitzt eine ganze Familie aneinandergeschmiegt, und alle sind tot. Ein greises Ehepaar, ihre Tochter und zwei Kinder. Die Leichen sitzen artig, aber ihr süßlicher Geruch verpestet die schon ohnehin schlechte Luft in dem unterirdischen Raum. Dazu hat man noch die Toilettentüren ausgehängt, um Kontrolle über die Gefangenen zu haben. Jeder, der die Klosette benützt, wird von

den Gardisten und den freiwilligen Helferinnen begafft, und die Witze, die dabei die Revolutionäre machen, hat man früher nicht einmal in den übelsten Spelunken gehört. Waschgelegenheit gibt es keine, außer den Waschmuscheln vor den Toiletten, die aber in der Waschzeit, die vorläufig nur einmal und nur eine Stunde gestattet wurde, natürlich nicht für die Hunderten Gefangenen ausreichen. Trinkwasser gibt es überhaupt nicht, etwas zum Essen hat man auch noch nicht bekommen. Sprechen ist nicht erlaubt, nicht einmal flüstern darf man.

Man weiß nicht, was die größte Plage ist. Die Leichen oder der erniedrigende Gang auf die Toilette, die grellweiße Leinwand vorne, die nach stundenlangem verzweifelterm Anstarren Tränen in die entzündeten Augen treibt, das grelle Licht, das Tag und Nacht ununterbrochen brennt, die Mißhandlungen oder der Hunger und Durst, die Ungewißheit, was weiter geschehen wird, oder das zermürbende Sitzen, von dem der ganze Körper zerbrochen ist. Die Füße sind angeschwollen, der Rücken brennt wie Feuer. Wenn man aufstehen muß, versagen die Beine. Man spürt sie nicht mehr, sie sind wie abgestorben.

Sämtliche Prager Kinos sind mit Gefangenen überfüllt, und in allen gibt es das gleiche Programm. Die Revolution.

Die Verwandten und Freunde der Revolutionäre kommen und gehen, es gibt immer etwas zum Wegtragen. Schmucksachen, Wäsche, Konserven, Medikamente, Decken, Kleider, Pelze. Um die wertvollsten Stücke wird gerauft, und sie wechseln mehrmals den Besitzer, bevor sie zu dem Stärksten und Rücksichtslosesten gelangen.

Im Buffet wird Kaffee und Kuchen verteilt. Diese Aufgabe haben die Schwestern vom tschechischen Roten Kreuz. Ein Reporter photographiert die lächelnden, gutgelaunten Frauen. Das Bild soll später in die Zeitungen kommen. Unter dem Titel „Wie wir, trotz allem, zu den Deutschen menschlich waren“. Den Kaffee trinken aber die Besucher, die Kuchen bleiben liegen. Hier hat niemand Hunger. Eine Ecke des Korridors wird stets belagert. Dort sitzt auf einer gepolsterten, bequemen Bank Frau Blümelein und „schaut in die Zukunft“. Auf dem Rahmen, aus dem die in zwei Hälften zerrissene Kristine Söderbaum kindlich lächelt, sitzt mit gesträubten

Federn der Papagei Jakob und betrachtet, melancholisch schielend, die Kette, mit der sein rechtes Bein befestigt ist. Das andere Ende der Kette hat ein schnarchender Gardist um das Handgelenk gewickelt. Es ist derselbe Bursche, der „die Zigeunerin“ vor dem Wilson-Bahnhof gefunden hatte.

Frau Blümelein fühlt sich beinahe wohl. Sie hat soeben zwei Tassen starken Kaffee getrunken, und ein ganzer Berg von Zigarettenschachteln gehört ihr. Das Wahrsagen ist gar nicht schwer. Die Burschen und die Mädchen sind mit Liebe und Reichtum zufrieden. Beides haben sie eigentlich schon, aber sie wollen sich es von der Zigeunerin bestätigen lassen. Da sie außerdem alle nicht nüchtern sind, brauchen sie nicht mehr zum vollkommenen Glück. Die Zigeunerin ist jedenfalls eine angenehme Zerstreuung bei ihrem Dienst. „Mensch, ich bin schon ganz kaputt, ich kann die Deutschen heute nicht mehr prügeln. Schau dir nur meine Hände an!“ charakterisiert ein Gardist die Situation.

Durch die breite Glastür, die zu den Kassenräumen führt, sieht man immer mehr Menschen. Hastig eilen sie über die Treppe herunter, gestikulierend und aufgeregt. Auch der Korridor füllt sich rasch.

„Die Flugzeuge sind wieder da!“

Frau Blümelein unterbricht ihre Wahrsagerei — „Bald werden Sie heiraten, Fräulein! Nur müssen Sie sich vor Krankheiten hüten —“ — und horcht gespannt. Flugzeuge sind da — das ist gut. Vielleicht wird es zu einer Panik kommen, dabei könnte sie versuchen, zu flüchten. Sie weiß zwar nicht, wohin sie flüchten will, sie will nur fort aus Prag, fort von dem schrecklichen Kommissar Hora. Nach Pilsen sollte sie gehen. Dort sind die Amerikaner. Alle in Theresienstadt wollten zu den Amerikanern. Als Zigeunerin kommt sie vielleicht durch. Den Papagei muß sie auf alle Fälle mitnehmen, eine Zigeunerin mit einem Papagei, nein, mit einem Papagei wird ihr bestimmt nichts passieren.

„Freiheit haben wir, aber Sirenen haben wir keine mehr!“ knurrt jemand erbost. „Laß die Deutschen heulen statt Sirenen!“

Alle lachen über diesen Witz. Niemand weiß, welche Flugzeuge dort draußen um das Museum herumkreisen. Vermutlich haben sie es auf das Rundfunkhaus abgesehen, es könnten also deutsche

Flugzeuge sein. Andere widersprechen. Russen sind es, sie wollen uns helfen.

„Den Lautsprecher, damit wir wissen, ob sie bombardieren“, schreien plötzlich mehrere. „Macht den Kasten auf, damit wir hören, was der Rundfunk sagt!“

Es ist aber der Sender Prag II, den sie zu hören bekommen. Die Stimme des Sprechers ist müde und heiser und verzweifelt. „Tschechische Mitbürger, laßt die Kinder der internierten Deutschen nicht vor Hunger sterben! Es wird einmal die Zeit kommen, wo die ganze Welt erfahren wird, wie wir uns heute benommen haben!“

„Weg mit dem Kollaborateur“, toben die Leute. Der Knopf des Radioapparates wird von zehn Händen auf einmal nach links gedreht, ja, jetzt ist es die Welle 418. Der Herr Fürst hat jetzt zwei Helfer, die aber nur die schon abgedroschenen Hetzparolen sagen dürfen. Er selbst ist der Star, die mörderische Stimme der Revolution.

„Soeben erfahren wir, Prager und Pragerinnen, von einer neuen Greuelthat der Gestapohenker! Im Nationalausschuß in der Stephansgasse haben die germanischen Barbaren unseren unschuldigen tschechischen Kindern vergiftete Milch zu trinken gegeben! Glaubt immer noch jemand, daß die Deutschen Mitleid verdienen? Prager und Pragerinnen, die Gestapo ist noch immer unter uns! Seid wachsam! Jeder Verdächtige ist sofort zu verhaften und, falls er sich wehrt oder flüchten will, ohne Warnung sofort zu erschießen!“

„Über die Flugzeuge sagt er nichts“, murren einige.

Der Papagei Jakub, der schon eine ganze Weile versucht hatte, die Kette mit seinem Schnabel zu durchsägen, hebt die gestutzten Schwingen und macht einen kläglichen Flugversuch. „Helena, Heil Hitler, Jakub hat Hunger“, plappert er dabei wild und landet auf dem Schoß des schnarchenden Gardisten, dessen Hände er wütend mit dem Schnabel zu bearbeiten beginnt. Gleich darauf hört man ein Krachen, als ob schwere Baumstämme über Bretter rollen würden.

„Die bombardieren!“ kreischt eine Frauenstimme, und die von Frau Blümelein ersehnte Panik ist da. Ein gefährliches Gedränge

entsteht. Die Leute wollen in das Kino, die Gefangenen wollen aus dem Kino hinaus. Die Gardisten sind zwischen den zwei Strömen eingezwängt, nicht einmal schießen können sie, nicht einmal die Hand heben. Wer Deutscher und wer Tscheche ist, weiß kein Mensch. Nur tierische, unartikulierte Laute hört man und den blechernen tschechischen Marsch.

Frau Blümelein stopft sich ein paar Zigarettenschachteln in den Ausschnitt ihrer gelben, mit großen roten Mohnblumen bedruckten Bluse, packt den entsetzten Vogel, dessen Gesicht mit weißem Staub bestreut ist — das ist bei den Papageien das Zeichen der höchsten Erregung — und läßt sich durch den Strom, der nach außen drängt, mittragen. Hinter ihr wütet die Schlacht „wer ist wer“. Diejenigen, die als Deutsche erkannt werden, werden geprügelt und prügeln zurück, müssen aber schließlich doch in den Kinosaal.

Die Luft draußen schmeckt fad nach brennendem Papier und Holz. Zwei helle Flammen beleuchten den dämmerigen Wenzelsplatz. Es ist also schon Abend, Montag abend muß es sein, ist Frau Blümeleins erster Gedanke. Vor der Buchhandlung des Verlages Orbis, der während des Krieges einen deutschen Treuhänder hatte und ausschließlich Bücher mit plumper nationalsozialistischer Tendenz von tschechischen Autoren brachte, brennt ein großer Haufen Bücher und Zeitschriften. Oben steht ein überlebensgroßes Hitler-Bild im breiten, schwarzen Rahmen. Das Holz hat auch schon Feuer gefangen, die Leinwand des Bildes löst sich langsam von dem Rahmen und rollt sich zusammen. Es sieht aus, als ob sich Hitler vor Lachen krümmen würde. Ringsherum tanzen Menschen, sie haben einen Kreis gebildet, halten sich bei den Händen und hüpfen grölend von einem Fuß auf den anderen.

Die zweite Flamme ist höher und größer. Eine Brandbombe hat das Eckhaus gegenüber dem Museum getroffen. Bei diesem Feuer ist niemand, keine Polizei, keine Feuerwehr und keine Neugierigen. Nur eine alte Frau sitzt mitten auf dem Fahrdamm auf einem altmodischen Ledersessel und weint. Auf ihren Knien liegt ein schwarzes Strohhäutchen, das durch ein Veilchensträußchen und eine rotblauweiße Kokarde verjüngt ist.

Frau Blümelein entschließt sich für den Weg zum Brückl. Sie

will in die Altstadt, wo einmal das Ghetto war, dort hat sie jüdische Bekannte, die nicht in ein Konzentrationslager kamen, weil sie für die Gestapo an der Registrierung des jüdischen Vermögens gearbeitet hatten. Es sind geschickte, geschäftstüchtige Juden, mit denen will sie sich beraten.

Die Flugzeuge sind jetzt fort, der Wenzelsplatz füllt sich wieder. Die Leute kommen lachend und scherzend aus den Luftschutzkellern und spazieren, tanzen und singen, als ob ein großes Volksfest wäre.

Vor dem Café Julis scheint eine Versammlung zu sein. Elvira Blümelein sieht zwar die vielen Gardisten und die Männer des zivilen Luftschutzes, die jetzt die gefürchteten Herren von Prag sind, sie verläßt sich aber auf ihre Verkleidung. Jakub sitzt still auf ihrer Schulter und schweigt, Gott sei Dank. Es wäre eine Katastrophe, wenn ihm einfallen würde, die Versammlung mit „Heil Hitler“ zu begrüßen.

Die Gardisten ordnen die Leute zu breiten, langen Schlangen. Immer sechs bis zehn stehen in einer Reihe. Elvira Blümelein weicht also auf den Fahrdamm aus, niemand hindert sie daran. Sie rufen ihr Witze nach, es sind aber gutmütige Witze. Sicherlich wird sie an den Menschenschlangen vorbeigehen können.

Jetzt ist sie gegenüber dem Kern der Menge. Die Schlangen stehen strahlenmäßig geordnet und bewegen sich vorläufig nicht von der Stelle. Schon ist Elvira Blümelein glücklich vorbei, da wird sie von mehreren Händen zurückgerissen.

„Komm, Zigeunerin, du hast hier gerade gefehlt! Du kannst dem deutschen Hund prophezeien, wie lange es noch dauern wird, bis er in der Hölle vor seinem Führer habachtstehen wird!“

Die Leute lachen und machen ihr Platz. Flankiert von einigen Gardisten und den Männern in Uniformen des Sokolturnerverbandes kommt sie bis zu dem Tisch, der auf dem Gehsteig steht. Ein Junge in der Uniform der Waffen-SS ist an dem Tisch festgeschnallt. Links und rechts stehen zwei runde Kaffeehaustische. Auf dem einen liegen Küchenmesser und eine Schere, auf dem zweiten steht ein Kübel mit Wasser und eine Essigflasche. Hinter dem Tisch hockt auf einer Malerleiter ein Mädchen in einer weißen Bluse und einem dunkelblauen, plissierten Rock. Ihre hübschen

Beine schaukeln ausgelassen über dem Kopf des jungen Soldaten. Beide sind wahrscheinlich gleichaltig. Höchstens siebzehn Jahre. Das Mädchen begrüßt die Zigeunerin mit einer Ansprache, die alle Herumstehenden mit Applaus und Gekicher quittieren.

„Wo warst du denn, Alte? In Berlin, was? Hast dem großen Führer gewahrsagt, wie es nach seinem Tod in Prag ausschauen wird? So — —“, und sie zeigt mit dem Finger auf den liegenden Burschen.

Der junge SS-Mann versteht kein Wort. Trotzdem zittert er ununterbrochen. Alles an ihm bebt. Die blassen, blutlosen Lippen, die mageren Finger mit den schmutzigen Fingernägeln, die dünnen Beine in den zu breiten Hosen, die geflickten Schuhsohlen. Seine Augen pendeln hin und her. Von den Messern zu der Essigflasche und zurück. Frau Blümelein hat einmal in einer Wochenschau im Kino die Zuschauer bei einem Tennismatch gesehen. Damals pendelten Hunderte von Augen genauso. Von links nach rechts, von rechts nach links. Diese Augen sind aber einsam. Einsam mit der würgenden Angst.

„Ist da jemand, der dem Barbaren übersetzen könnte, was ich sage?“ fragt das junge Mädchen auf der Leiter durch den Trichter, den ihre Handflächen bilden. „Er muß verstehen, alles muß er verstehen, sonst wäre es kein Spaß!“

Niemand meldet sich. Selbstverständlich. Wer würde heute wagen, zuzugeben, daß er Deutsch versteht oder sogar spricht!

„Mach weiter“, rufen die Zuschauer ungeduldig. „Er wird schon verstehen, was wir von ihm wollen!“

„Gut!“ nickt das Mädchen. „Wir alle wissen, wie viele Menschen für die blöden Germanen verblutet sind! Heute soll ein Germane bluten! Jeder von uns, Brüder und Schwestern, darf sich von diesem germanischen Stinktier ein Stück Fleisch abschneiden! Aug um Auge, Zahn um Zahn! Blut um Blut!“

„Blut um Blut“, donnert es durch den Wenzelsplatz.

„Auch du, Zigeunerin, darfst das Messer in die Hand nehmen! Wie hat es der dreckige Anstreicher gesagt? Tschechen, Juden und Zigeuner müssen ausgerottet werden! Er war halt kein Zigeuner, er war nur ein österreichischer Idiot, und darum hat er falsch prophezeit! Die Germanen werden ausgerottet!“

Orkanartig bestätigt der Wenzelsplatz: „Die Germanen werden ausgerottet!“

„Fang an, Alte! Nimm ein Messer oder die Schere! Na, mach schon, damit die anderen nicht warten müssen!“

Frau Blümelein hat diese Szene schon erlebt. Nicht einmal, tausendmal hat sie sich vorgestellt, wie herrlich es wäre, einen von den SS-Männern dort in Theresienstadt erstechen oder erschlagen zu können. Die gepeinigten Wehrlosen träumen immer entweder von Rache oder von Selbstmord. Ihre Träume waren grausam, die Wirklichkeit ist aber noch grausamer. Die Augen des Burschen, die hat sie auch schon gesehen. Es sind die Augen eines alten Juden, der im Ghetto zu Tode geprügelt wurde.

„Mach schon, mach schon“, braust es um sie her.

Sie nimmt ein Messer, sie muß, die Wahnsinnigen würden sie bestimmt in Stücke reißen, wenn sie sich weigern würde. Jetzt ist es ganz still. So still, daß man die Kette auf Jakubs Fuß klirren hört. Die zwei armen Augen pendeln nicht mehr, sie haften mit ihrer ganzen Kraft an der Messerspitze. Frau Blümelein spürt, wie sich ihr Magen hebt. Vielleicht hat sie zuviel von dem starken Kaffee getrunken, vielleicht ist ihr übel von den Ausdünstungen dieser vielen Menschen. Mit einer Hand bedeckt sie sich den Mund, die andere Hand mit dem Messer nähert sich dem Gesicht des Jungen. Jetzt nur noch die Augen schließen und — —

Die Menge lacht. Zuerst nur die um den Tisch Herumstehenden, dann verbreitet sich die Lachsalve wellenartig bis zu den letzten Reihen.

„Der Papagei hat der Zigeunerin das Messer aus der Hand genommen!“

„Vielleicht will er auch ein Stückchen deutsche Leber haben!“

Tatsächlich. Jakob hat Frau Blümelein das Messer genommen und hält es geschickt mit den Krallen fest. „Jakub brav waschenwaschen“, plappert er vergnügt, denn er glaubt wahrscheinlich, daß alles wieder endlich in Ordnung ist. Zu Hause hat er Michaela öfters beim Geschirrwaschen „geholfen“. Er nahm ihr Löffel, Gabel und Messer weg und trug sie in seinen Käfig.

Das Mädchen auf der Leiter fühlt sich wie eine Schauspielerin, die ein Statist mit einem dummen Witz um Erfolg und Applaus

betrogen hatte. Das kann sie nicht zulassen, sie muß wieder der Mittelpunkt der Szene sein. Ein Griff nach der Schere — „Blut um Blut“, schreit sie fanatisch — und hält etwas hoch. Ein Ohr ist es, das Blut tropft aus dem armseligen Stückchen sterbenden Fleisches auf die Leute unten.

Die Menge heult tierisch auf. Die Nächststehenden stechen und schneiden, die bluttriefenden „Andenkenstücke“ werden ihnen aus der Hand gerissen, man keucht, man rauft, jeder will dabei sein. Einige werden niedergetrampelt, rücksichtslos stürmen die anderen über die auf dem Boden Liegenden nach vorne. Der Bursche wird mit Wasser begossen und sein Gesicht mit Essig besprengt, man schüttet ihm den Essig in den Mund und in die Nase, damit er nicht ohnmächtig wird. Man schreit nach einem Arzt. Der Deutsche soll eine belebende Injektion bekommen, damit er noch eine Weile am Leben bleibt. Das ist ja gar nichts, noch mehrere solche Schweine müssen her, denn jeder will an die Reihe kommen! Eine Tschechin schlägt um sich und heult: „Mein Kind haben die Verrückten zertrampelt! Helft mir doch das Kind herausziehen, ihr Mörder!“ Sie bekommt einen Faustschlag auf den Mund, kann aber nicht umfallen, es gibt keinen Platz. Ohnmächtig, mit hängendem Kopf, wogt sie hin und her in dem tobenden, rasenden und nach Blut brüllenden Menschenmeer.

Die alte Frau sitzt noch immer vor dem brennenden Haus. Sie weint nicht mehr, sie ist eingeschlummert. Vergeblich quietscht warnend eine Autohupe. Sie hört sie nicht. Nicht einmal das Prasseln des Feuers in dem eingestürzten Haus und das Gebrülle von dem grauenhaften Fleischerladen am unteren Ende des Wenzelsplatzes.

Martin reißt den Wagen nach links, aber Michaela wirft sich eine Sekunde später über das Steuer. Der kleine grüne Wagen torkelt wie betrunken und dreht sich dann zweimal um seine eigene Achse herum. Martin sieht den großen, drohend erhobenen vorderen Fuß des erzenen Pferdes des heiligen Wenzel, die graue Mauer des Sockels der Statue kommt rasend näher, etwas Helles flattert vorbei — ist alles aus? Nein. Der Wagen steht. Zwischen den Geleisen der Straßenbahn liegt eine Frau.

„Vorläufig sind wir also noch nicht im Himmel“, sagt Martin

trocken. „Was war das? Warum wollten Sie so plötzlich unsere reizende Hochzeitsreise unterbrechen, Michaela?“

„Ich mußte — die Frau — sie ist plötzlich vor dem Wagen gestanden — —“

Beide steigen aus und beugen sich zu der Liegenden. Ihr Gesicht scheint schwarz zu sein, ist aber nur vom Fieber purpurrot gefärbt. Ihre Hände sind eiskalt. Martin knipst seine Taschenlampe an, der blaue Lichtstrahl fällt hart in die offenen Augen der Frau.

„Das ist ja — helfen Sie mir, Michaela! Die Frau müssen wir mitnehmen.“

Michaela breitet auf dem Fußboden des Wagens einige Decken aus, mit Decken sind sie jetzt versorgt, und am Fußboden ist es wegen der Kontrollen am sichersten, und Martin trägt Marta Konrad hinein. Als er sie auf den Rücken legen will, stöhnt sie auf und wälzt sich mühsam auf die Seite. Das eingebrannte Zeichen des Teufels auf ihrem Rücken brennt noch immer.

Der Wagen kann nur im Zeitlupentempo weiterfahren, und Martin muß immer wieder die Leute abwehren, die ärztliche Hilfe verlangen. „Keine Zeit jetzt. Gleich hinter mir kommen einige Wagen des Roten Kreuzes! Dort gibt es Ärzte genug“, lügt er ruhig.

Vor dem Wagen marschiert eine Frau in bunten Fetzen. Auf ihrer Schulter liegt ein Paket oder ein Ranzen. Obwohl Martin sie schon einige Male grob beschimpft hatte, tritt sie kaum zwei Schritte vor dem Wagen unentwegt weiter. Entweder ist das Luder taub oder betrunken.

Der Himmel ist schon nachtdunkel. Es ist aber nicht die warme, blaue Dunkelheit einer Mainacht, die die Gesichter glättet und verjüngt. Diese Dunkelheit hat etwas Fahles und Dumpfes. Die Gesichter sind verschwommen und aschgrau, und alle gleichen sich. Es sind grinsende Masken mit wollüstig schamlos entblößten Zähnen.

Am Brückl bleibt der Wagen stecken. Hier ist auch der Fahrdamm voller Menschen, die ziellos hin und her schlendern. Das zerlumpete Weib setzt sich erschöpft auf das Trittbrett und nestelt an ihrer Bluse herum. Ein Zündhölzchen flammt auf, die Alte raucht eine Zigarette.

„Jetzt ist es aber genug“, braust Martin auf. „Sie, scheren Sie sich sofort zum Teufel, ich will weiterfahren!“

Das Weib rührt sich nicht. Michaela, die einen Wutausbruch ihres Begleiters verhindern will, beugt sich aus dem Wagenfenster hinaus und sagt beschwichtigend: „Sie sehen doch, daß wir weitermüssen! Stehen Sie auf, bitte!“

Das Weib reagiert nicht. Dafür aber wird das Paket auf ihrer Schulter lebendig. Kreischend vor Freude plumpst Jakub auf den Schoß seiner Herrin und flötet: „Wovon kann der Landser denn schon trrr — —“ Dieser Schlager war sein Lieblingslied und sein Glanzstück. Täuschend ähnlich konnte er die rührselige Stimme des Sängers in den Wunschkonzerten nachahmen und plärrte sich jedesmal ohne Nachhilfe durch alle Strophen. Jetzt aber kommt er nur zu dem Wort „träumen“, das er aber in ein schrilles „trrr“ verwandelt.

Mit einer Hand schraubt Michaela das Wagenfenster hoch, mit der anderen liebkost sie den aufgeregten Papagei. „Ja, wie kommst du hierher, Jakub?“ flüstert sie zärtlich. „Beruhige dich, jetzt bist du bei mir! Hat Jakub Hunger? Hat der arme Jakub großen Hunger?“

Das Weib steht auf, preßt das Gesicht an das Fenster, an dem die Kette baumelt. Frau Blümelein will wissen, wer ihr ihren Papagei geraubt hat und ob es sich lohnen würde, ihn zurückzuverlangen.

„Ich muß aussteigen, das verdammte Weib hält die Kette fest“, knurrt Martin. Es ist aber nicht notwendig. Das Weib hat die Kette losgelassen und kriecht frech in den Wagen hinein. Mit einem hörbaren Seufzer fällt sie auf den rückwärtigen Sitz.

„Es gibt also doch einen gütigen Gott“, schluchzt Elvira Blümelein. „Sie werden mich retten, nicht wahr, Herr Direktor? Gerechter Gott, nicht einmal Ihren Namen weiß ich im Moment! Ich war im Ghetto, das wissen Sie doch, nicht wahr? Ich will — meinetwegen zurück ins Ghetto! Der Gott des Zornes herrscht über Prag! Ich kann nicht mehr, ich will sterben, ich kann die Revolution nicht mehr sehen! Einen Jungen haben sie dort zerstückelt, jawohl, zerstückelt — —“

„Platz da!“ brüllt Martin. „Platz, sonst gibt es Leichen!“

Die Menge weicht aus. Gleichgültig, ohne Neugier. Ein Auto mit einem Arzt ist kein Nervenkitzel. Soll er fahren, wenn er kein anderes Vergnügen hat.

In der Revolutionsstraße bewirft die Menge die Schaufenster mit Pflastersteinen. Ohne Grund, nur so. Man freut sich, wenn die großen Glasscheiben zerbersten. Auf den Gehsteigen liegen Leichen. Man zertritt sie, mit Absicht. Menschen, die sich noch vor drei Tagen bekreuzigt hatten, wenn ein Leichenwagen vorbeifuhr, treten mit harten Absätzen auf die gelben, blutverkrusteten Gesichter, auf die Bäuche, die mit einem zischenden Geräusch weich nachgeben. Die Revolution, die nichts gebär, ist pervers geworden.

„Ja, gnädige Frau“, beginnt Martin im Plauderton, in genau demselben Ton wie damals in Aussig, als er Frau Blümelein in einem Konferenzzimmer gegenüber saß. Es war eine gefährliche Transaktion, die sie damals durchgeführt hatten, na ja, damals hatte das Wort „gefährlich“ eine andere Bedeutung. Kurz vor dem Hitler-Einmarsch in die Sudeten mußten rasch einige jüdische Fabriken in tschechische Hände übergehen.

„Die Zeiten sind heutzutage nicht mehr so harmlos und lustig gefährlich, das wissen Sie auch, Frau Blümelein. Wenn ich mich nicht irre, haben wir einmal auf einem Maskenball zusammen getanzt. Warten Sie, lassen Sie mich nachdenken. Richtig, Sie als gefährliche Apachin und ich als armer Gigolo. Heute sind wir wieder einmal verkleidet. Kitschig, so etwas, aber was soll man machen, die Revolution will keine Größe, wenn man von der Größe der Selbstaufopferung absieht. Ob ich Sie retten kann, daß weiß ich nicht. Aufheitern kann ich Sie auf jeden Fall.“

Frau Blümelein rappelt sich in ihrer Verwirrung zu einem Kompliment auf, denn die Männer sind in jeder Situation eitel. „Ja, heiter und witzig waren Sie immer, Herr Direktor! Ihre entzückende Gattin ist noch viel schöner, als man es von ihr erzählte“, girrt sie süß.

„Nicht wahr?“ lacht Martin auf.

„Eine russische Fürstin“, schwärmt Frau Blümelein schmeichlerisch.

„Gewesen, Frau Blümelein! Heute Genossin. Der Vater ein erbärmlicher weißrussischer Schuft, die Mutter eine aristokratische

Hure. Die Tochter ergibt sich aus Ekel dem Kommunismus. Da wären wir, Genossin Blümelein! In diesem Gasthaus wartet auf mich, Punkt sechs Uhr abends nach dem Krieg, ein Freund. Ich bin gleich wieder da.“

UND DIE DIRNEN HATTEN EIN HERZ

Zwischen der Hlavkabrücke und dem Denisbahnhof führt ein Tunnel. Nicht lang und nicht besonders dunkel, aber die Prager wählten meistens den längeren Weg nach Karolinenthal. In diesem Tunnel konnte man von den Dirnen angesprochen und von ihren Zuhältern verprügelt werden. Nicht ernst, mehr im Spaß. Hinter dem Tunnel lief eine schmale, häßliche Gasse eilig davon. Mit Möbelgeschäften, die alle die gleichen sechsteiligen Schlafzimmer zeigten. Zwei Betten, zwei Schränke, einen Spiegel mit einem Ausziehkasten und einem sogenannten Bonbon, einem runden, lehnlosen Sessel. Sie warteten geduldig auf Käufer, die nie kamen und hüllten sich zum Zeichen der Trauer in die schwarzen Rußfahnen der umhergestreuten Fabrikgebäude. Versteckt hinter den Zäunen standen Obstbäume, deren krüppelhafte Arme zu schwach waren, um Früchte tragen zu können. Heuer aber blühten sie alle diese Bäume, für die niemand ein lobendes Wort hatte.

Der grüne Wagen blieb in einer kurzen Sackgasse stehen, deren Fenster keine rot-blau-weiße Feierlichkeit hatten. Eines von den Fenstern lud durch eine vergilbte Tafel zum „Gabelfrühstück mit Kuttelflecksuppe seit vier Uhr früh“ ein. Daneben schliefen zwei verstaubte Oleanderbäume.

Das Gasthaus konnte man ruhig und ohne Beleidigung eine Spelunke nennen. Hier trafen sich die billigsten Prager Dirnen nach ihrer traurigen Arbeitszeit, hier betranken sich ihre Zuhälter und träumten vom besseren Leben mit Familie und Kindern.

Als Martin das Lokal, das nur aus einem Raum bestand, betrat, wurde es ihm zum erstenmal bewußt, daß er keine Trikolore trug. Bis jetzt glaubte er, durch den weißen Ärztekittel genug legitimiert

zu sein. In den Augen der Gäste und des Wirtes wurde er aber gerade dadurch legitimiert, daß er keine Trikolore trug.

Das ausgeleierte Orchestrion winselte eine Polka. Niemand tanzte aber. Die Frauen und Männer saßen meistens stumm hinter ihrem Bier, der Wirt hantierte an der Theke.

Richard, der Funebermann, saß ganz allein an einem Ecktisch. Er schien gar nicht überrascht zu sein, als er Martin auf seinen Tisch zusteuern sah. „Wirt, noch ein Bier her“, rief er gleichgültig und streckte Martin die Hand hin.

Martin setzte sich wortlos. Auf einmal schämte er sich. Er schämte sich, weil er diesen einfältigen Menschen beschwindeln wollte. Er schämte sich, daß ihn, ohne Trikolore, diese Weiber und Männer ohne weiteres in ihre Mitte aufgenommen haben.

„Na, Chef?“ lächelte Richard schwach. „Schade um die viele schöne rote Farbe, nicht wahr? Das Blut ist billiger und viel schöner.“

„Bist du nicht im Dienst?“ Es ist eigentlich nicht die Frage, die Martin stellen wollte. Er hofft aber, später Richard unter irgend einem Vorwand allein sprechen zu können.

„Meinst du mit dem Leichenwagen? Nein. Ich habe Feierabend. Die sollen nur ihre Leichen selbst wegbringen, ich habe ihnen nicht angeschafft, an die siebzigtausend Leichen binnen drei Tagen zu fabrizieren. Jawohl, Chef, die fabrizieren die Leichen wie die Wurstfabrikanten ihre Würstel!“

Der Wirt stellt zwei Biergläser auf den Tisch und spuckt kunstvoll über Martins Kopf in die Ecke. „Wurstfabrikanten sind sie nicht, Richard. Würstel sind etwas Nützliches, etwas zum Fressen, aber wozu sind die Leichen? Wozu das Theater mit der Revolution? Da, sehen Sie, Herr Doktor, dort liegt der Lump, der Massenmörder!“

Neben der Theke liegt ein zertrümmerter Radioapparat, Drähte, Spulen, Lampen, alles ist noch da. Nur die Stimme des Herrn Fürsten nicht.

„Warst du beim Denisbahnhof, Chef?“ fragt Richard und betrachtet dabei auch die Trümmer des Radioapparates. „Dort haben sie deutsche Frauen mit Kindern eingesperrt, in der Halle. Und als heute nachmittag der Hetzer im Rundfunk die Geschichte von dem

Nationalausschuß in der Stephansgasse, die Sache mit der vergifteten Milch, weißt du, auf die Tapete brachte —“ er hebt sein Glas zum Mund, vergißt aber zu trinken und spricht gleich weiter. „Du wolltest das Mädchen nicht umbringen, die von dem Gestapomann, und die —“ er zeigt mit dem Finger auf die Tür. „Die haben die Säuglinge dort vor dem Denisbahnhof wie junge Katzen an den Füßen gepackt und haben ihnen so lange die Köpfe an die Mauer gehaut — vor den Müttern! Nichts als Brei ist geblieben. Ich frage dich, Chef, was haben uns die deutschen Säuglinge getan? Waren sie vielleicht auch bei der Gestapo oder bei der SS?“

Ein hochaufgeschossener Zuhälter mit triefenden, geröteten Augen schiebt sich samt seinem Stuhl zu ihrem Tisch. „Wir wissen alles, Chef! Richard hat uns alles erzählt, das von der jüdischen Totenkammer und von den deutschen Soldaten. Zuerst haben wir Richard versteckt, Sie verzeihen schon, wir kennen Sie nicht und Richard hat Sie auch erst vor ein paar Tagen kennengelernt. Wir dachten, man muß halt an alles denken, vielleicht werden Sie Richard verpfeifen. Wäre kein Wunder, wenn man ein paar über die Fresse bekommt und einen schönen Ausblick auf Gewehre hat, da redet man wie ein Buch. Sie haben aber Maul gehalten, Hut ab vor Ihnen, Chef! Jetzt aber kommt etwas anderes. Sagen Sie mir, wie konnten Sie, als anständiger Mensch, mit diesen gemeinen Henkern zusammen die Sache drehen? Wir sind nur das Volk, und nicht einmal das, wir wissen nichts, aber Sie haben doch gewußt. Sie hätten wissen müssen, daß diese sogenannte Revolution nur Mord und Totschlag bringen wird! Und Raub! Mord, Totschlag und Raub!“

Die Weiber und Männer stehen jetzt alle um den Tisch herum und schauen Martin an. Neugierig, drohend, höhnisch, mißtrauisch. Selbst Richard hat ein feindseliges Glimmen im Blick. Auch diese Leute haben Blut gerochen, auch in diese schmutzige Spelunke ist die Stimme der Revolution eingedrungen. Vielleicht wollen sie auch morden. Ermorden die Mörder der siebzigtausend Ermordeten. Die Regisseure der Revolution. Und sie halten Martin für einen von den Verantwortlichen.

„Glaubst du, Richard, daß ich mich vor dir verantworten muß?“ beginnt Martin bitter.

„Verantworten gerade nicht, aber erklären sollst du uns, wieso plötzlich Prag zu einem Schlachthof wurde“, weicht Richard aus.

„Na gut. Freitag abend, dort bei der jüdischen Totenkammer, als du weggefahren bist — ich nehme es dir nicht übel, Richard, ich wäre vielleicht genauso getürmt —, da sollte ich mich auch verantworten. Vor den deutschen Soldaten. Es war keine Streife, es waren Deserteure, aber auch ein Deserteur bleibt noch ein Tscheche, ein Deutscher oder ein Zulukaffer. Und wir haben Leichen auf den jüdischen Friedhof gebracht, Richard. Natürlich, die Leichen konnten mich nicht mehr verraten, aber das Mädchen, die Lilly. Und weißt du, Richard, daß mir gerade das Kind das Leben gerettet hat?“

„Was hat es aber mit der Revolution zu tun?“ unterbricht ihn höhnisch einer von den Männern.

„Viel, mein Lieber. In der Revolution, das haben Sie sicherlich auch schon bemerkt, gelten keine Gesetze. Wenn man die Revolution überleben will, muß man sich auf das Glück verlassen oder auf den Zufall. Ich verlasse mich also noch einmal auf den Zufall, vielleicht werde ich auch diesmal Glück haben. Ich habe draußen meinen Wagen stehen. Drei Frauen sind drinnen. Alle drei brauchen Hilfe. Glaubst du, Richard, daß ich dich um Hilfe bitten würde, wenn ich tatsächlich noch immer einer von den Großen wäre? Die deutschen Deserteure haben das deutsche Kind befragt. Du kannst das Mädchen fragen, das in meinem Wagen sitzt!“

„Bleib sitzen, Richard, das besorgen wir“, ruft der Wirt, bevor er hinter sich die Tür krachend zuschlägt. Drei oder vier Männer laufen ihm nach. Gleich darauf wird die Tür wieder aufgestoßen, und Frau Blümelein erscheint verwundert blinzeln. Hinter ihr kommen Michaela mit Jakub und zwei Männer, die Marta Konrad tragen. Sofort wird sie von den Dirnen umringt. Eine läuft in das winzige Gärtchen hinaus und bringt zwei Polster, die dort zum Durchlüften an einer Leine hängen, eine andere wäscht Martas fieberheißes Gesicht mit Essig ab, die dritte flößt ihr behutsam Limonade mit Rum zwischen die zerbissenen Lippen.

„Helfen Sie ihr doch, zum Teufel!“ schreit der Triefäugige Martin an.

„Ich bin kein Arzt.“

„So? Was sind Sie denn eigentlich? Was haben Sie mit der Frau getan?“

„Gefunden haben wir sie“, antwortet Michaela unerschrocken, obwohl die durcheinanderschreienden Gäste nicht gerade harmlos wirken. „Ja, gefunden“, wiederholt sie fest. „Wir hätten sie beinahe überfahren. Wir müssen nachschauen, ob sie nicht verwundet ist.“

Der Wirt betastet Martas Beine, zwei Prostituierte untersuchen ihre Arme. Nichts. Gar nichts ist gebrochen, keine Wunden, nicht einmal Prellungen. Michaela zieht ihr den hellen Mantel aus. Da kommt die zerschnittene und zerrissene Hochzeitsbluse zum Vorschein, die Gazestreifen, die Watte, und alles voll blutigen Eiters und darunter —

Ein Aufschrei wie aus einem Munde. Das Zeichen der Teufel ist deutlich sichtbar.

„Alkohol, reinen Alkohol und Öl brauchen wir“, stammelt Frau Blümelein. Sie sagt es deutsch, aber niemand wundert sich und niemand scheint es ihr übelzunehmen.

„Ich weiß, wer sie ist“, flüstert eine ganz junge Prostituierte. „Das kann nur die Frau sein, von der die Libuše erzählt hat. Libuše vom Rudi, weißt du, Richard?“

„Ist egal, was Libuše gesagt hat. Da, Karoline“, Richard steckt einer von den Weibern einen großen Schlüssel zu. „Renn in mein Zimmer und hole die zwei Flaschen, die in meinem Nachttisch stehen. In einer ist Öl, in der zweiten reiner Spiritus. Ich habe mir ein bißchen Spiritus aufgespart, wir haben jede Woche ein Fläschchen gefaßt, wegen Desinfektion. Das meiste habe ich ausgesoffen, aber der Rest wird vielleicht reichen. Hol also die Flaschen und auch die Schachtel mit dem Verbandzeug, die wird auch im Nachttisch sein.“

Karoline prallt in der Tür mit einem Mann zusammen, der eine Matratze schleppt. Marta Konrad wird vorsichtig auf den Bauch gelegt, unter dem Kopf hat sie die beiden Polster.

Die junge Prostituierte kniet auf einem Sessel und erzählt schluchzend: „Ich war doch heute früh in Holleschowitz, bei meiner Mutter, die Alte war aber nicht da, obwohl sie schon das ganze Zimmer voller deutscher Sachen hat. Na, und dann hab' ich gehört,

nicht wahr, das weißt du doch auch, Richard, daß Rudi Vorsitzender des Nationalausschusses geworden ist und daß Libuše nicht mitmachen will. Sie ist halt immer ein braves Mädchen gewesen, die Libuše. Gut, hab' ich mir gedacht, gehst zu ihr hin, vielleicht weiß sie, wie lange noch diese dreckige Revolution dauern wird. Sie war in der Küche, im Gasthaus „U Kořinků“. Das ganze Gasthaus war verheult. Der Wirt, die Wirtin, die ganze Küche. Weil die Bestien von dem Nationalausschuß und auch die anderen — die Frau ist angeblich Braut eines tschechischen Offiziers, der deutsche Panzer geholt hatte, als der Tanz angefangen hat. Bis zum Stroßmayerplatz. Aber unsere Leute haben ihn natürlich sofort abgeknallt, und die Frau — der Frau hat man öffentlich ein Hakenkreuz auf dem Rücken eingebrannt. Und —“ sie flüstert wieder, „jetzt sucht man sie überall. Als Volksfeindin. Sie soll öffentlich hingerichtet werden. Aber Libuše hat gesagt, daß die Frau nicht richtig im Kopf ist, und daß sie höchstens in ein anständiges Irrenhaus gehört.“

„Ach was, Irrenhaus“, schnauzt der Wirt wütend. „Die wird schon wieder zu sich kommen. Kein Wunder, daß sie überschnappte bei dieser teuflischen Quälerei!“

Karoline strömt mit dem Wäschekorb herein, in dem sich sämtliche Flaschen und Schachteln aus Richards Nachtkasten befinden. „Such dir selber das Richtige heraus“, meint sie zufrieden.

Frau Blümelein und Michaela haben sich zuerst die Hände mit Seife und dann mit Alkohol abgerieben und versuchen gemeinsam, Martas armem Rücken Linderung zu verschaffen. Eine Prostituierte blättert in einem speckigen Kalender, der jahrelang an der Wand hing, und sucht eifrig, was man bei Brandwunden tun soll. „Kein Wasser“, buchstabiert sie. „Olivenöl oder —“

„Wo soll die Ärmste bloß hingehen in diesem Zustand“, jammert Frau Blümelein.

„Sie sind mir scheint genauso echt als Zigeunerin wie der Herr als Arzt“, grinst sie der Wirt gutmütig an. „Wo sollte die Frau hingehen? Hier bleibt sie natürlich!“

„Aber sie wird doch gesucht“, versucht die junge Prostituierte zu widersprechen. „Na und? Die draußen können mich und uns alle kreuzweise — Sie entschuldigen schon, Schwester!“

„Nein, das Mädchen hat recht“, sagt Martin. „Hier kann sie nicht bleiben. Die Horde könnte euch alle dafür umbringen. Ich werde sie mitnehmen. Zuerst aber muß ich noch mit dir sprechen, Richard. Könnten wir in dein Zimmer gehen?“

„Was heißt Zimmer, Chef? Du kannst mir auch hier sagen, was du mir zu sagen hast. Hier kannst du alles sagen. Von diesen Leuten wird dich keiner verpfeifen.“

„Wozu eine lange Rederei und Fragerei“, mischt sich der Triefäugige in die Debatte. „So blöd sind wir nicht, wie Sie es wünschen, Herr! Wir wissen längst, daß die Schwester und die Zigeunerin Deutsche sind. Aber auch die beiden können ohne weiteres bei unseren Mädchen bleiben, nicht wahr, Wirt?“

„Ich habe schon meine Meinung klar gesagt. Uns kann die Bande mit den Trikoloren kreuzweise —“

Martin zögert. Wie soll er vor allen diesen Leuten Richard sagen — oder soll er lieber gar nichts davon sagen —, daß er Helena Reumann befreien will? Befreien, natürlich nur eine Redensart. Verkaufen will er die Helena. Zufällig fällt sein Blick auf die Theke — und er entschließt sich, doch zu sprechen. Dort hockt nämlich Jakob und taucht gerade ein Kipfel in den geblühten Kaffeetopf. Die Leute haben sogar für den Vogel ein Herz gehabt, man kann vor ihnen ruhig reden.

„Ich brauche deinen Leichenwagen, Richard!“

„Falls er nicht irgendwo als Barrikade unsere geliebte Stadt zierrt, kannst du ihn haben. Aber mit roter Farbe und solchen Schweinereien will ich nichts zu tun haben. Nie mehr!“

„Du kannst mitfahren, wenn du willst. Es kann aber unter Umständen schiefgehen.“

„Sag klipp und klar, was du vorhast, und ich werde dir klipp und klar antworten, ob ich mitmache oder nicht.“

„Eine Frau will ich entführen. Sie ist verhaftet.“

„Deine Frau?“

Einige Sekunden ist es in dem Gasthaus so still, daß man Jakob schmatzen hört. Dann nickt Martin.

Alle schauen Michaela an. Auch Martin. Aber Michaela legt gerade in Öl getränkte Gazestreifen auf Martas Wunden und hebt

den Kopf nicht. Vielleicht weiß sie gar nicht, daß Martin stumm „ja“ gesagt hatte.

DIE ENTFÜHRUNG DER SCHÖNEN HELENA

Es ist schon beinahe Mitternacht, aber Prag schläft noch nicht. Die Barrikaden sind voll besetzt, die Revolutionäre schießen aber nur zum Spaß, damit die Zeit schneller vergeht. Die Straßenamplione krächzen unermüdlich den blechernen tschechischen Marsch, die zwei Gehilfen des Herrn Fürsten rufen dazwischen die Welt zu Hilfe. Noch immer dreisprachig. Von der Roten Armee ist noch keine Spur, die Amerikaner rühren sich nicht aus Pilsen. Die Fenster sind mit sowjetischen, amerikanischen, englischen, französischen und tschechischen Papierfahnen geschmückt, zwischen brennenden Kerzen sieht man Stalins listig-gutmütige Augen, Roosevelts kraftlose Hände, die eine Krücke für die Photographen und Kameramänner männlich umarmen, Churchills bäuchige, selbstzufriedene Zigarre, und immer wieder in allen möglichen Positionen und Größen Masaryk und Beneš.

Bei der Palackybrücke wird der Leichenwagen angehalten. Bis jetzt wurde er überall stürmisch begrüßt, endlich jemand, der die stinkenden Leichen wegschaffen wird.

„Wo willst du denn hin, Genosse?“ fragt ein angeheiterter Gardist.

„Die Leichen wollten ein bißchen spazierenfahren“, antwortet Richard und will weiter.

„Ich frage bloß, verstehst, weil die Palackybrücke kaputt ist. In der Mitte und auch auf der anderen Seite.“

„Bomben?“

„Nein, unsere Idioten waren es. Du mußt über die Brücke beim Nationaltheater fahren. Und paß auf, ich hätte etwas für dich, Genosse Funebermann! Da — dreimal ‚Unter dem Schutz der tschechoslowakischen Republik‘. Stück zehntausend Kronen. Schmeiß die Leichen irgenwo hin und such dir drei deutsche Wohnungen aus. Es gibt noch genug solche, die höchstens einmal oder zweimal

durchsucht wurden. Gehst also in die Wohnung hin, reißt den Streifen mit diesem Blödsinn da weg und nimmst dir, was dir paßt. Du hast ja den großen Leichenwagen, kannst also auch Klaviere mitnehmen. Und nachher klebst du an das Schlüsselloch einen neuen Papierstreifen, verstehst? Denn Ordnung muß sein.“

„Was soll ich mit Klavieren machen, Mensch? Mir genügt eine Ziehharmonika.“

„Kannst auch etwas anderes haben, Möbel und Bilder und Teppiche, Genosse. Na schön, weil du ein armer Teufel bist, gib mir nur fünftausend Kronen für einen Streifen. Billiger bekommst du das Zeug in ganz Prag nicht.“

„Ich werde es mir überlegen. Ich komme sowieso mit dem Wagen wieder zurück“, unterbricht ihn Richard und biegt nach links.

Am Moldauufer ist es verhältnismäßig ruhig. Hier wohnen meistens „bessere Leute“, die sich nicht auf die Straße trauen. Aus einigen Häusern hört man um Hilfe schreien, dort „überprüfen“ die Revolutionäre die Identität der Hausbewohner. Polizisten sind nirgends zu sehen.

Martin trägt jetzt wieder einen dunklen, schäbigen Anzug. Die Hose hat ihm der Wirt geborgt, der Rock ist von einem Zuhälter. Auf dem Kopf sitzt ihm schief ein steifer, altersgrüner, ursprünglich schwarzer Hut, Melone genannt, verziert durch eine dreifarbige Kokarde. Seine beiden Revolver hat er mitgenommen, die Aktentasche hat Michaela in Verwahrung.

Mit keinem Wort hat das Mädchen gefragt, wohin er fährt und ob und wann er zurückkommen wird. Dafür hat Frau Blümelein tausend Fragen gehabt, und die Prostituierten werden bis in der Früh zu tun haben, um ihr wenigstens einige Fragen beantworten zu können. Marta Konrad hat nicht mehr gestöhnt als er wegging und hat zur großen Freude des Gasthauses einige Löffel Rindsuppe geschluckt. Wenn es gelingt, wenn es gelingen würde, Helena Reumann — es muß gelingen!

„Du, Chef, auf der Brücke ist etwas los! Da kommen wir kaum durch.“

„Wir kommen durch, laß mich nur machen, Richard!“ Und Martin beugt sich aus dem Wagen hinaus und brüllt: „Weg da, höchste Ansteckungsgefahr! Wir haben Typhusleichen im Wagen!“

„Und mit so etwas hausierst du durch die Straßen?“ brüllt ein Mann in Sokoluniform zurück, aber die Leute weichen schon auf die Gehsteige aus und halten sich die Nasen und den Mund zu.

„Deinetwegen werde ich mit meinen Typhusleichen auf der Milchstraße herumgondeln, du Hund, du dummer!“ schreit Richard dem Sokolmann zu.

In dem letzten Drittel der Brücke ist aber die Menge so in ein aufregendes Spiel vertieft, daß die Typhusleichen gar keinen Eindruck auf sie machen. Der Leichenwagen muß stehenbleiben. Hätte er aber auch weiterfahren können, wäre Richard kaum imstande gewesen, ihn zu lenken.

„Schau nur, Chef!“ raunt er, und die brennende Zigarette fällt ihm aus dem Mund.

In der Moldau schwimmen Frauen umher. Einige versuchen, ihre Kinder zu erreichen, die das Wasser gefühllos weiterrreibt, andere schwimmen zum Ufer und zu der Sophieninsel. Gerade wird eine Frau von dem Brückengeländer hinuntergestoßen. Ein gellender, schriller Schrei, sie schlägt mit dem Kopf auf die silbergraue Wasserfläche und verschwindet. Einigemal taucht der Kopf noch auf, dann nur noch eine Hand. Es folgen zwei Kinder, die wie junge Katzen wimmern. Das rettende Ufer oder die Insel erreicht niemand. Dort warten schon gespannt amüsierte Zuschauer und bewerfen die Unglücklichen mit Steinen und verschiedenen Gegenständen. Mit Holzstücken, mit Geschirr, mit Stuhlbeinen. Geschossen wird auch. Jedesmal, wenn sich rote Kreise auf dem Wasser bilden, klatschen die Zuschauer dem Schützen Beifall.

„Wir haben ein Schwimmfest“, lallt eine betrunkene Frau. „Kraft durch Freude! Kraft haben die Deutschen noch, aber Freude haben sie gar keine mehr.“

Ein Mann steht bei dem Brückengeländer und wartet, bis sich die Schwimmenden zu einer größeren Gruppe ansammeln werden. Die Frauen versuchen nämlich, eine die andere zu erwischen, sinnlos, verzweifelt, sie wollen nicht in diesem gräßlichen Sterben allein sein. Der Mann hebt die rechte Hand, beschreibt mit ihr einen Halbkreis — und eine Handgranate saust auf die Frauen hinunter. Eine Weile sieht man nur rote Wellen, dann schwimmt dort ein Fuß, dort ein Kopf oder eine Hand.

„Schön war es“, rufen die Leute begeistert. Die meisten essen und trinken dabei. Die Nacht ist kühl und lang, man muß sich stärken.

Martin schiebt Richard wortlos zur Seite, der Motor fängt zu brummen an.

„Recht so, Chef, fahr ruhig über die Bestien hinweg!“

Die Leute springen lachend und quietschend zur Seite, einige Steine fliegen nach, dann ist die Brücke mit dem Schwimmfest hinter ihnen.

„Ich werde auswandern, Chef.“ Richard zündet sich mit zitternden Fingern vergeblich eine Zigarette an. „Sag, was du willst, ich werde auswandern! Und nie werde ich jemandem verraten, daß ich ein Tscheche bin! Wo willst du hin, um Gottes willen?“ fragt er außer sich, als Martin von der Nationalstraße in die erste Gasse nach links abbiegen will. „Das ist doch das Polizeipräsidium!“

„Dort will ich gerade hin. Wir haben jetzt keine Zeit zu langen Erklärungen, Richard. Du wirst schon kapieren, was ich will. Frau Pecha, wir steigen aus!“ und Martin öffnet die hintere Tür.

Frau Pecha sitzt auf dem Fußboden. Auf die Bretter, die in drei Schichten übereinander befestigt sind und für die Särge bestimmt sind, hat sie sich nicht getraut hinzusetzen. Sie ist noch ganz benommen von dem widerlichen Leichengeruch, der trotz aller Desinfektion aus dem Leichenwagen nicht auszutreiben ist.

Der Haupteingang des Polizeipräsidiums ist von Polizisten bewacht. „Gott sei Dank!“ atmet Frau Pecha erleichtert auf. Sie sieht eigentlich nicht ungern, daß sie von dem blonden Agenten zu diesem gefährlichen Abenteuer aufgefordert wurde. In dem Haus, wo sie mit ihrer Mutter und der Jüdin die Zeit bis jetzt verbrachte, war es einfach himmlisch, obwohl sie in der Waschküche sitzen mußte.

Natürlich hat sie der Blonde belogen, der ist bestimmt nicht in die Helena verliebt. Solche Männer verlieben sich nie. Allerdings, in ihn verlieben könnte man sich schon. Frau Pecha ist einfach entzückt von seinem Benehmen.

Martin schiebt die Melone aus der Stirn zurück, steckt beide Hände tief in die Hosentaschen und marschiert wuchtig wie ein Möbelpacker auf die Polizisten zu. „Sauerei, verdammte“, sagt er

statt einer Begrüßung. „Nicht einmal während einer Revolution kann man seine Ruhe haben. Kennen Sie die Frau, meine Herren? Sie hat uns mir nichts, dir nichts requiriert zwecks Leichenabtransport. Angeblich ist sie Sekretärin bei Ihnen.“

„Reden Sie nicht zuviel, Mann, und kommen Sie“, schnauzt ihn Frau Pecha an. „Was gibt es Neues bei uns, Kinder?“

„Guten Abend, oder vielmehr guten Morgen, Frau Pecha“, brummt ein Wachtmeister mürrisch. „Wir dachten schon, daß Sie zu den Kommunisten, zu dieser Kommission für innere Sicherheit hinübergewechselt haben. Ja, seit wir die Kommission für Sicherheit haben, ist man seines Lebens nicht mehr sicher. Polizei gibt es nicht mehr.“

„Wieso denn?“ fragt Richard, und schielt zu der Bartholomäusgasse hin, von wo ein Höllenlärm zu hören ist.

„Umbenannt sind wir. Jetzt heißen wir ‚Die Wacht der nationalen Sicherheit‘.“

„Sicher ist bloß, daß heutzutage alles unsicher ist“, philosophiert Martin und gähnt dabei laut und lümmelhaft. „Kann ich da hineinfahren, oder muß ich um die Ecke?“

„Um die Ecke — du hörst es ja, nicht? Um die Ecke werden erst die Leichen gemacht, die sind noch zu frisch, die kannst du später abholen. Das wertere Volk holt sich die gefangenen Deutschen und massakriert sie.“

„Himmeltürken noch einmal“, flucht Richard grob. „Was bilden sich die Leute ein? Gibt es denn immer noch nicht genug Leichen?“

„Nach Meinung unseres Rundfunks nicht.“

„Na, fang’ ma halt an“, gähnt Martin noch einmal. „Wieviele Stück habt ihr da?“

„Die Garagen sind voll, das macht an die tausend Leichen, die Höfe sind auch voll, macht noch einmal tausend Leichen, die Korridore —“

„Die Garagen und die Höfe gehen uns nichts an“, entscheidet Frau Pecha. „Oben muß man anfangen, bei uns, im Gefangenenhaus, sonst werden wir bald alle von diesem Gestank krank werden.“

Die Polizisten öffnen das Tor, und der Leichenwagen fährt in den Hof hinein.

„Achtung, Leichen!“ rufen sie, aber es ist schon zu spät. Der schwere Wagen hat schon ein paar Leichen zermalmt. Man kann keinen Schritt gehen, überall liegen Leichen. Frau Pecha lehnt an der Mauer und kämpft zum erstenmal in ihrem Leben mit Ohnmacht. Auch Richard, der allerhand gewohnt ist, er war zehn Jahre Diener im gerichtsmedizinischen Institut, und das will etwas heißen, ist blaß geworden, und auf seiner Oberlippe stehen kalte Schweißtropfen.

„Zuerst saufen, dann das Vergnügen“, spuckt Martin aus. Sofort reichen ihnen die Polizisten ihre Flaschen. „Das beste ist Spiritus mit einem Schuß Menthol, das haben wir schon ausprobiert gegen Leichenschreck“, lacht ein Polizist gezwungen.

Auch Frau Pecha und Richard trinken, aber auf den Hof hinaus trauen sie sich doch nicht. Die Polizisten sehen es ein und schicken sie über die Hauptstiege hinauf. Man kann auch von dort in das Gefangenenhaus gelangen. Zwei Wachleute begleiten sie, mehr aus Neugier als aus Pflichtgefühl. Die Pecha gehört ja in das Haus und weiß, was sie zu tun hat.

„Die Leichen können die Gefangenen tragen, ihr müßt euch nicht selbst anstrengen“, meint einer von den Polizisten gutmütig.

„Ich muß zuerst rasch nachschauen, was es bei meinen beiden lieben Chefs Neues gibt“, und Frau Pecha verschwindet eilig.

„Jawohl, das kennen wir“, schmunzelt der Wachmann. „Kotzen muß sie.“

Die Sekretärin huscht wie ein Wiesel über die Treppe. Jetzt kommt das Schwerste. Sie muß mit der Reumann sprechen, sie muß sie vorbereiten. Aber wie?

Auf dem Gang, wo sich die Zelle Nummer sechzehn befindet, hat nur ein alter Wachmann Dienst. Erfreut geht er Frau Pecha entgegen. „Na, endlich! Die Reumann hat schon wenigstens hundertmal nach Ihnen gefragt. Und ein Mann ist da.“

„Ein Mann? Was für ein Mann?“

„Ein Jude aus Theresienstadt. Er wollte die Reumann sprechen, wegen ihrer Schwester, die angeblich seine Frau ist. Ich habe aber nicht gewußt, ob ich ihn mit ihr sprechen lassen darf oder nicht. Was meinen Sie, Frau Pecha? Dienst ist Dienst, aber ein Jude ist heute ein großer Herr.“

Frau Pecha überlegt blitzschnell. Ein Mann, Helenas Schwager, damit hat man natürlich nicht gerechnet. Wenn der Blonde Helena entführen wird und der Jude dann die Sprecherlaubnis bekommt, wird er Krach schlagen, wenn sie verschwunden sein wird. Vorläufig ist aber das Wichtigste, mit Helena zu sprechen.

„Ich muß sowieso zu der Reumann, deswegen bin ich da“, sagt sie schließlich so gleichgültig wie möglich. „Ich kann den Schlüssel zu meinem Kleiderschrank nicht finden und hab' dort auch verschiedene wichtige Schriftstücke versteckt. Können Sie die Reumann heraussuchen?“

„Aber selbstverständlich!“

„Nein, warten Sie“, hält ihn Frau Pecha hastig zurück. Sie darf nicht mit Helena zusammen den Korridor verlassen, auf keinen Fall, sonst würde man sie unbedingt mit der Entführung in Verbindung bringen. „Können Sie die Reumann in fünf Minuten selbst in mein Zimmer bringen? Ich muß nämlich noch einen Sprung zu einem von den sogenannten Polizeipräsidenten machen.“

„Gut, Frau Pecha. In fünf Minuten bin ich mit der Reumann bei Ihnen unten. Falls Sie aber noch nicht zurück sein sollten, was soll ich —“

„Dann lassen Sie sie einfach bei mir und drehen Sie von außen den Schlüssel um.“

„Wird gemacht, die Reumann wird aber kaum davonlaufen wollen. Sie soll nämlich, unter uns gesagt, morgen früh oder noch heute nacht mit Kommissar Hora wegfahren. Als Sekretärin!“ Er lacht verschmitzt und zwinkert Frau Pecha zu. „Geschmack hat er, der Lump, das muß man ihm lassen!“

Frau Pecha lächelt zerstreut und hastet davon. Hoffentlich wird sie den Blondinen nicht lange suchen müssen. Er wird am besten wissen, was mit dem Juden geschehen soll.

Richard steht ratlos auf der Plattform zwischen dem zweiten und dritten Stock und betrachtet den Haufen Toter, die wie Holzscheite übereinander aufgestapelt sind. Vier Deutsche, ältere Männer, warten in Habachtstellung auf seine Befehle und schauen gierig seine brennende Zigarette an. „Ja“, seufzt er schließlich auf. „Zuerst müssen die Toten sortiert werden. Männer rechts, Frauen links, und die Kinder auch extra.“ Man muß Zeit gewinnen. Der

Chef, wie er Martin noch immer nennt, wird die Frau nicht im Handumdrehen hinausbringen können. Die Gefangenen schleppen die Leichen hin und her, natürlich ist es vollkommen überflüssig, aber —

„Wenn der Herr die Zigarette ausraucht, dürften wir dann um den Stummel bitten?“ flüstert einer von den vier Deutschen unterwürfig. „Wir haben seit Samstag nichts gegessen, wenn man also wenigstens den Rest der Zigarette hätte“, beendet er ängstlich und zuckt zusammen, als Richard die Hand hebt. Der will ihm aber nur die halb ausgerauchte Zigarette geben. „Dürft ihr denn hier überhaupt rauchen?“

„O ja, Herr“, lächelt einer von ihnen. „Die Polizei hat nichts dagegen. Nur die Gardisten, aber in diesem Trakt gibt es keine Gardisten. Danke schön“, und er greift schnell nach den vier Zigaretten, die ihm Richard zusteckt. „Bitte, Herr“, fragt er zaghaft, „gibt es noch immer die Revolution? Wann werden wir nach Hause gehen können? Ich weiß nichts von meiner Frau und meinen Kindern —“

Frau Pecha ruft von den Stiegen herauf: „Seid ihr bald fertig? Wo ist der zweite Funebermann?“

„Er wartet auf Sie“, antwortet Richard.

„Wo?“

„Das weiß ich nicht. Ich sollte Ihnen nur ausrichten, daß er auf Sie wartet.“

Frau Pecha läuft wieder zurück. Der Blonde wartet auf sie. Wo aber? Wo anders, als in ihrem Zimmer. Der Mann kennt sich hier gut aus, am Samstag hat er auch gewußt, wo die Reumann zu finden ist. Sie bleibt einen Augenblick bei einem offenen Fenster stehen und betrachtet ihr Spiegelbild in der verstaubten Scheibe. Die Nacht und das blaue Licht lügen ihr vor, und sie glaubt es willig, daß ihr spitziges Rattengesicht ein schmales, interessantes Antlitz einer jungen Frau ist, die zu ihrem Rendezvous geht. Frau Pecha war seit ihrer Jugend eigentlich immer verliebt, aber die Männer, mit denen sie bei ihrer Schreibmaschine lange, geistreiche und verspielte Dialoge führte, wußten nie etwas davon. Für sie war sie nur „die Pecha“, ein Wesen ohne Geschlecht. Der Blonde hat sie aber

so eigentümlich angelächelt. Genauso, wie die Männer die Reumann immer angelächelt haben. Vielleicht —

Der Blonde ist tatsächlich in ihrem Zimmer, aber nicht allein. Einer von den selbsternannten Polizeipräsidenten ist auch da. Marek nennt er sich. Die Männer scheinen sich gut zu kennen, und merkwürdigerweise macht der Polizeipräsident den Eindruck, als wäre er ein kleiner Angestellter und der blonde Agent sein Vorgesetzter. Martin steht sofort auf und stellt zuvorkommend seinen Stuhl der Sekretärin hin. Dabei lächelt er sie so an, daß die Arme ganz rot wird. Gleich aber unterhält er sich mit dem Polizeipräsidenten weiter.

„Nein, auf keinen Fall. Diese Ambition hat Emil bestimmt nicht. Die Partei will etwas anderes. Eine selbständige Exekutive.“

Marek wippt nervös von einem Fuß auf den anderen. „Selbständige Exekutive der Kommunistischen Partei — so weit sind wir noch nicht“, sagt er unsicher.

„Offiziell noch nicht.“

„Die Regierung —“

„Sie meinen die Herren, die in Kaschau sitzen und sich selbst feiern? Diese Regierung wurde von Moskau ernannt.“

„Es sind aber sämtliche zugelassene Parteien dabei.“

„Sämtliche von Moskau zugelassenen Parteien.“

Der Polizeipräsident schaut Frau Pecha an. Genauso, wie man einen Schrank oder einen Ofen ansieht, der zufällig im Zimmer steht. „Und das Innenministerium?“ fragt er mutlos.

„Hat Nosek bekommen. Der Verteidigungsminister ist Genosse General Svoboda.“

„Damit ist eigentlich praktisch alles erledigt. Die Kommunisten haben die beiden wichtigsten Ministerien in der Hand. Ich könnte also ruhig nach Hause gehen.“

„Ruhig, bei dieser Unruhe? Und nach Hause? Wissen Sie es so bestimmt, daß Sie noch ein Zuhause haben?“

Frau Pecha sperrt ihren unschönen Mund auf und vergißt ihn zuzuklappen. Einmal war sie in Tomas Bata verliebt, in diesen knorrtartigen Schusterbuben. Nicht in sein Gesicht, das in seiner arroganten Brutalität nicht im mindesten anziehend wirkte, sie

verliebte sich in seine rücksichtslose Eroberernatur. Dieser Blonde erinnert sie irgendwie an den Bata. Er ist ein veredelter Bata.

„Was raten Sie mir also?“ fragte Marek.

„Heute noch nicht. Morgen oder übermorgen können wir beraten. Machen Sie vorläufig dasselbe, was Sie bis jetzt gemacht haben. Machen Sie gar nichts, das ist das beste, was man vorläufig machen kann. Für niemanden zu sprechen sein, keine Besucher, keine Entscheidungen.“

„Werde ich unter Umständen mit Ihnen rechnen können?“

„Unter Umständen ja. Wenn sie mir heute zehn Kronen borgen werden, bekommen Sie von mir unter Umständen später zwanzig Kronen zurück. Das sind ja meine zehn Kronen!“

Das Bild in der schmutzigen Fensterscheibe, das Frau Pecha noch immer vor den Augen schwebte, verschwindet rettungslos. In der Tür steht Helena Reumann. Ohne blaue Flecken im Gesicht, das rote Haar sorgfältig frisiert, in einem tadellosen Tweedkostüm, verführerisch und selbstbewußt wie immer. Der alte Polizist salutiert, aber nicht dem neuen Polizeipräsidenten, den er gar nicht kennt, sondern Martin. Vorsichtig zieht er die Tür hinter sich zu, die öffnet sich aber gleich wieder und ein Mann kommt herein. Ein junger Mann in einem schäbigen Anzug, müde, mager, ein Skelett nur.

„Verzeihen Sie, daß ich stören muß“, sagt er leise. „Mein Name ist Heldenstern.“

Helena Reumann dreht sich wie gestochen um. Mit schadenfroher Wonne konstatiert ihre Kollegin, daß ihr Gesicht vor Schreck entstellt wird. Aber auch das Gesicht des Blondens hat sich verändert. Es ist seltsam verjüngt, es ist das Gesicht eines verlegenen Jungen, der in einem fremden Garten ertappt wurde. Der Polizeipräsident sieht aber nur einen offenbar schwerkranken Juden vor sich und kann sich die Spannung, die greifbar den Raum füllt, nicht erklären. Helena Reumann macht einen Schritt und bleibt dicht bei Martin stehen.

„Wo ist meine Frau?“ Der Mann hat es gar nicht aufgeregt gefragt. Frau Pecha ist also erstaunt, die beiden, Helena und den Blondens, so erregt und schuldbewußt zu sehen.

Helena Reumann, die große, erfahrene Komödiantin, reißt sich

aber doch gleich wieder zusammen. „Sehen Sie nicht, Ludwig, daß ich nur ein Häftling bin? Ich habe Michaela seit Freitag nicht gesehen.“

Martin muß, ohne es zu wollen, diese schöne Frau bewundern. Ihre Geistesgegenwart. Ihre charmante Kaltschnäuzigkeit.

Frau Pecha begreift. Sie fühlt, daß Helenas Schwester die Hauptrolle in diesem kleinen Drama spielt. Die Krankenschwester ist es, die den Blonden wirklich interessiert. Interessiert? Wenn sie ihn nur interessieren würde, diese Frau, die schöner als die schöne Helena ist.

Auch Martin ist jetzt soweit, daß er wieder bei der Sache ist. Die Sache ist Helena Reumann. „Sie kommen mir wie gerufen, Gnädigste. Ich brauche Sie nämlich. Der Herr Polizeipräsident wird sicherlich nichts dagegen haben, wenn ich Sie entführe.“

Marek zuckt nur mit den Achseln. Das sind also die zehn Kronen, die er diesem angeblichen Herrn Novák, den alle kennen und den niemand wirklich kennt, leihen soll. Zwanzig Kronen soll er zurückbekommen. Das Doppelte also. Unter Umständen allerdings.

„Ich brauche einen Passierschein für die Frau Reumann. Es kann auch ein Entlassungsschein sein.“

„Das kann die Frau Pecha erledigen“, sagt der Polizeipräsident gleichgültig.

„Ich brauche aber keinen Passierschein“, lächelt Helena zuckersüß. „Ich brauche auch Sie nicht. Daß Sie mich brauchen, interessiert mich nicht im geringsten.“

„So, so“, lächelt Martin ebenfalls übertrieben freundlich. „Ein Häftling, eine arme Gefangene, wie Sie sich soeben selbst zu bezeichnen geruhten, braucht keinen Passierschein und keinen Entlassungsschein? Da ich nicht annehme, daß Ihnen die Zelle dort oben so gut gefällt, daß Sie dort Ihren ständigen Wohnsitz haben möchten, darf ich Sie deswegen vielleicht fragen, mit wem Sie das Polizeipräsidium zu verlassen wünschen?“

„Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Ich weiß ja nicht einmal, wer Sie sind!“

„Es genügt vollkommen, wenn ich weiß, mit wem ich die Ehre habe, meine Gnädigste. Mit meiner Gefangenen.“

„Mit Ihrer —?“ lacht Helena höhnisch auf. „Etwas Dümmeres ist Ihnen nicht eingefallen?“

Ludwig Heldenstern wankt und wäre umgefallen, wenn nicht Marek ihn aufgefangen hätte. „Das ist nichts. Nur Müdigkeit und Aufregung“, murmelt er entschuldigend.

Dieser kleine Zwischenfall genügt Frau Pecha vollkommen, um Martin unbemerkt am Ärmel zu zupfen und mit ihrem spitzen Kinn auf ein Blatt Papier, das neben der Schreibmaschine liegt, zu zeigen. „Kommissar Hora will die Reumann“, steht dort geschrieben. Martin überfliegt die Zeile und legt wie zufällig eine Hand auf ihre Schulter. Zärtlich und dankbar, glaubt sie, und bereut gar nicht den Verrat an ihrer Kollegin.

„Ja, also, liebe Frau Reumann — haben Sie schon den Passierschein, Frau Pecha? So, der Herr Polizeipräsident wird ihn gütig unterschreiben und wir können gehen. Wenn Sie uns begleiten wollen“, wendet er sich höflich an Michaelas Mann. „Sie wollten ja mit der Dame sprechen, nicht wahr? Ich habe unten einen Wagen. Zwar nur einen Leichenwagen, aber —“

Wie eine Tigerin entreißt Helena ihrer Kollegin den Passierschein, knüllt ihn zusammen und wirft ihn fort. „Ich gehe nicht!“ Und schon ist sie bei der Tür. Eine Sekunde später sitzt sie auf dem Fußboden.

„Tut mir leid, Frau Reumann, daß ich Sie so grob anfassen mußte, aber Kommissar Hora, mit dem Sie weggehen wollten, ist auch nicht gerade der zarteste. Frau Pecha, geben Sie mir die Wandapothekel! Ein bißchen Äther brauche ich! Es wird nicht weh tun, schöne Frau, umbringen will ich Sie auch nicht, nur leichenähnlich machen, damit Sie in meinen Leichenwagen passen. Rufen Sie den Funebermann, Frau Pecha!“

Marek öffnet ein Fenster, der Äthergeruch ist zu stark. Als Helena bewegungslos auf dem Fußboden liegt, fragt er auf einmal sehr lebhaft: „Wer braucht die Reumann eigentlich?“

„Emil. Die zwanzig Kronen bekommen Sie sicher.“

„Emil? Wann könnte ich ihn sprechen?“

„Heute abend, wenn es sein muß und wenn Sie die zwanzig Kronen so dringend brauchen. Ich werde Sie anrufen.“

Alles andere geht sehr rasch. Die zwei Funebermänner tragen

Helena. Ihr Gesicht ist mit dem schwarzen Arbeitskittel der Frau Pecha bedeckt. Hinter ihnen schleppt sich Ludwig Heldenstern.

„So, das wäre das letzte Stück“, ruft Martin fröhlich den Polizisten zu und wirft Helena unsanft auf den Haufen von Leichen, die die vier Deutschen in dem Leichenwagen aufgestapelt haben.

„Da stinkt es ja nach Äther, nicht?“ rümpft ein Wachmann ohne Mißtrauen die Nase.

„Freilich. Dem Herrn da ist von dem Leichenparfüm schlecht geworden. Äther ist das beste gegen Leichenschreck.“

„Ich will doch auch mit“, heult Frau Pecha auf. Auf dem Führersitz ist kein Platz mehr. Zwischen Richard und Martin sitzt der halb ohnmächtige junge Jude.

Martin springt fluchend hinaus und stößt Frau Pecha lieblos auf seinen Platz. Er selbst bleibt auf dem Trittbrett stehen.

„Wo will die denn wieder hin?“ schreit ein Polizist.

„Zum Arzt mit dem Herrn! Irgend ein Verwandter von ihr, Schwager oder so etwas ist er. Soeben aus Theresienstadt zurückgekommen“, ruft Martin in das Geratter des Motors.

DENN SIE WAREN KEINE MENSCHEN MEHR

Auch auf den Friedhof scheint die Sonne. Und Prag gleicht am vierten Tag der Revolution einem riesengroßen Friedhof. Im Morgenrauen erstarb die Stimme des Senders Prag II. Die Stimme der Vernunft, die vergeblich zu den irrsinnig Gewordenen sprach. Seine letzten Worte waren beinahe sentimental. „Gott mit uns!“ Hunderttausende Deutsche und Tschechen wußten aber, daß Gott nicht mit ihnen war. Nur der Tod und der Satan.

Der Sender Prag I wachte frisch und munter auf, und die Welle 418 ließ ihre abgedroschenen Platten wieder laufen. Hilfe, Hilfe — und der fröhliche tschechische Marsch. Die Radioapparate in den Wohnungen schwiegen aber, und die meisten Straßenamplione haben die Tschechen außer Betrieb gesetzt.

Die Revolution mußte aber weiterleben, denn die Russen sollten

programmäßig Prag von den mordenden deutschen Horden befreien, und die Russen waren immer noch nicht da. Die oberste Leitung der Revolution hatte es jetzt mit einem großen Feind zu tun, der die Revolution zu erdrosseln drohte. Mit der Langeweile. Die Deutschen prügeln und steinigen oder einfach töten wollte fast niemand mehr, das alles war schon zu langweilig geworden. Plündern wollte auch niemand mehr, auf die Dauer war es langsam langweilig, immer neue Sachen in die Wohnungen zu schleppen, die schon so vollgestopft waren, daß man sich in ihnen kaum umdrehen konnte. In Dejwitz hat man etwas Neues erfunden, dort hat man deutsche Säuglinge an die Haustüren wie Fledermäuse angenagelt und langsam sterben lassen, aber das war nicht sehr amüsant, und die Zuschauer zerstreuten sich bald. In Vyschehrad, bei der Neklangasse, hat man eine vier Meter hohe Barrikade aus Leichen gebaut, aber das war mehr ein Spielplatz für Kinder, die jauchzend über die Toten hinauf- und hinunterkletterten.

Zwei Kinder kletterten nicht und jauchzten auch nicht. Unter dem Torbogen des Pulverturms saßen Lilly und Jan. Lilly in einem knallroten Kleidchen, ohne Zöpfe, die Zöpfe hat ihr die Frau des Straßenbahners abgeschnitten, denn sie waren „zu deutsch“, mit einer hübschen Trikolore im Haar. Jan in einem grünen Anzug, im Knopfloch eine dreifarbige Kokarde.

Der Weg nach Hause, nach Jans Zuhause, war umsonst, und der Junge zittert noch immer, wenn er daran denkt. Lilly hat allerdings tüchtig zurückgehaut, als sie von einem Haufen tschechischer Buben überfallen wurden. „Deine Schwester ist eine Volksfeindin“, schrien sie ihn an. Das stand auch an dem zerschlagenen Küchenfenster geschrieben. „Hier wohnte die Volksfeindin Marta Konrad.“ Nur von weitem sah er das Haus und das Fenster, dann mußten sie rennen, Lilly und er. Zum Glück fanden die Buben kein besonderes Vergnügen daran, dem heulenden Jan nachzulaufen. Die Gardisten werden ihn ohnedies schnappen und aufhängen, wie seine Schwester. Darüber konnte Lilly nur lachen. Die Gardisten sind dumm, die glauben alles. „Wir wohnen in der Jama. Unser Vater wurde erschossen, und darum schickte uns die Mutter auf die Straße spielen, weil der Vater tot ist und in der Küche auf dem Sofa liegt.“ Dieses Sprüchlein hat sie von der Frau des Straßen-

bahners gelernt, und sie hat es schon mindestens zwanzigmal gesagt, und jedesmal bekamen sie etwas von den Gardisten und auch von den Leuten. Schokolade, Kuchen, Schinkenbrote, Limonade und sogar ein Schaukelpferd. Aber das nahmen sie nicht mit, erstens war es zu schwer und zweitens, man kann doch nicht mit einem Schaukelpferd spielen, wenn alle anderen Revolution machen.

Nur mit dem Schlaf war es schwer. Lilly hatte zwar mehrmals versucht, für sich und für Jan ein Obdach zu beschaffen, aber jedesmal schickte man sie nach Hause. Die Mutter wird sich ängstigen, sagten die Leute. Lilly dachte auch an die jüdische Totenkammer, dort könnte man schließlich auch schlafen, vielleicht sind dort wieder deutsche Soldaten versteckt, aber Jan wollte nicht. „Die Toten tun doch nichts“, ärgerte sich Lilly. „Schau sie nur an, die sind alle ruhig.“ Schließlich übernachteten sie in einem ausgeplünderten deutschen Geschäft.

In der Früh passierte es. Zum erstenmal versagte das Sprüchlein. Die Gardisten hörten es sich zwar freundlich an, dann aber sagten sie, daß sie doch lieber sofort nach Hause gehen sollten, es treiben sich auch die von der Hitlerjugend herum, und darum müssen auch Kinder kontrolliert werden. „Geht doch zum Nationalausschuß und laßt euch bestätigen, daß euer Vater als Nationalheld von den Deutschen erschossen wurde. Dann könnt ihr durch ganz Prag ungehindert laufen.“ Lilly versprach es artig und zog Jan rasch fort.

Jetzt sitzen sie schon seit zwei Stunden unter dem Torbogen und überlegen, was zu tun wäre. Eigentlich nur Lilly, Jan weint nur leise vor sich hin.

„Onkel Paul ist tot“, zählt Lilly auf den Fingern, „Papa und Mama sind tot, die Kinder sind auch tot und deine Schwester ist eine Volksfeindin. Wir haben also niemanden.“

„Marta ist keine Volksfeindin, sie war Kindergärtnerin, und jetzt ist sie Schneiderin, das weiß ich doch!“

„Was nützt das, wenn die Leute alle sagen, daß sie Volksfeindin ist!“

„Was ist das überhaupt — eine Volksfeindin?“

Lilly weiß es auch nicht, sie will es aber nicht zugeben. „Volks-

feindin —“, und sie zupft verlegen an ihrer Trikolore. „Eine Volksfeindin ist halt eine Deutsche! Du siehst ja, daß alle auf die Deutschen losgehen!“

„Marta ist keine Deutsche, und ich bin in die tschechische Schule gegangen, und ihr Bräutigam ist doch tschechischer Offizier!“

Lilly ist aber schon mit etwas Wichtigerem beschäftigt. Aus einem Wagen werden in das Kaffeehaus im Repräsentationshaus auf großen Schüsseln Torten, Indianer mit Schlagsahne, Schaumrollen und andere Herrlichkeiten hineingetragen. Dabei hat man Hunger. Und kein Zuhause hat man. Und niemanden hat man. Überhaupt niemanden.

Überhaupt niemanden? Auf einmal fällt ihr der Mann, den sie gebissen hatte, ein. Der war nett und ist bestimmt noch nicht umgebracht, weil doch die vielen Leichen auf den Straßen die Funebermäner brauchen werden. Daß ihr das nicht früher eingefallen ist!

Jan zeigt keine besondere Begeisterung, als sie ihm strahlend über ihre glänzende Idee berichtet. „Du weißt doch nicht einmal, wie er heißt“, meint er skeptisch. „Und wo er wohnt, weißt du auch nicht!“

„Den werde ich leicht finden, mein Lieber! Den werde ich sofort erkennen! Er fährt doch mit einem Leichenwagen! Wir brauchen nur den Leichenwagen zu finden, und dann haben wir auch ihn, den Mann, verstehst du? Wir werden einfach hier sitzenbleiben, bis der Leichenwagen vorbeifahren wird! Es wird nicht lange dauern, die Leichen stinken ja schon so furchtbar!“

Vorläufig ist aber statt eines Leichenwagens nur eine große Menschenmenge, die sich brüllend und johlend durch die Hybernergasse zum Pulverturm wälzt, zu sehen. Die Leute schleifen etwas mit. Lilly glaubt zuerst es wäre ein Sack, dann aber ist es kein Sack, sondern eine alte Frau.

„Was ist das?“ fragt Jan entsetzt.

„Bleib nur sitzen, es ist nichts. Die wollen nur jemanden erschlagen, sonst nichts“, beruhigt ihn Lilly.

Zwischen dem Pulverturm und der Böhmisches Escompte-Bank

steht eine Laterne. Um die bilden die Leute einen Kreis. Immer mehr Neugierige kommen näher und bleiben stehen, es ist aber nichts zu sehen. Dann klettert ein Mann auf die Laterne und befestigt oben einen Strick. Das heißt, er zieht ihn nur durch einen Ring durch, so daß er auf zwei Seiten herunterhängt. Lachend winkt er der Menge zu und gleitet wieder herunter. Eine Weile sieht man nichts, dann strafft sich der Strick, und über den Köpfen der Zuschauer hängen zwei Füße in schwarzen, gestopften Strümpfen, eine altmodische weiße Hose mit roter Stickerei und ein blauer Rock, der sich wie ein halbgespannter Regenschirm bauscht.

„Höher“, grölt die Menge. „Wir wollen alles sehen, nicht nur die Hose und den Hintern!“

„Die müssen doch die Alte zuerst mit Petroleum und Benzin präparieren“, schreien die Nächststehenden.

Das besorgt eine entzückende, elegante junge Dame. Graziös besprengt sie das eisgraue Haar der Frau mit der Flüssigkeit aus einer glänzenden Blechdose, nachher auch die schwarze Bluse, den Rock und die Strümpfe.

„Essig auf den Kopf, schnell, die Alte winselt nicht mehr, das Biest ist ohnmächtig geworden! Ist kein Arzt da? Bei so etwas sollte immer ein Arzt dabeisein, sonst krepieren die Deutschen vorzeitig!“

Endlich brennt die alte Frau. Aber nur einen gurgelnden Aufschrei hört man, sonst nichts.

„So geht es nicht“, protestieren die Leute. „Die war ja schon hin, bevor die Braterei angefangen hat!“

„Schon zu alt war sie für den Spaß!“

„Jawohl, wir brauchen etwas Junges!“

Die zweite Verbrennung — diesmal war es ein deutscher Soldat — dauerte über eine Stunde, und die Leute waren sehr zufrieden. Der Soldat bettelte und fluchte, rief nach der Mutter, er weinte und betete und lachte ein grauenhaftes, verzweifelteres Lachen. Kurz bevor er starb, sang er.

Eine Frau und zwei Männer wurden dabei ohnmächtig, und ein kleiner Junge, den sich sein Vater auf die Schulter gesetzt hatte, damit er ja alles gut sehen könne, wand sich in einem Weinkrampf.

„Aber geh, du Dummchen“, liebteste ihn die entzückende Dame mit der glänzenden Blechdose. „Was hast du denn? Das sind doch keine Menschen, die dort auf der Laterne! Die brauchen dir doch nicht leid tun!“

„Und was sind wir?“ keuchte ein alter Herr außer sich. „Was sind wir? Sind wir noch Menschen, wenn wir so etwas dulden?“

„Sie haben wohl den Rundfunk nicht gehört, Sie degenerierter Kapitalist!“ faucht ihn die Dame an.

„Jawohl, ich höre den Prager Rundfunk leider auch“, ruft der alte Mann schlotternd vor Aufregung. „Und ich schäme mich, ja, ich schäme mich, wir alle sollten uns schämen! Wir sind doch Masaryks Volk, und Masaryk war ein Humanist! Das ist ja noch schlimmer als bei der spanischen Inquisition, was jetzt in Prag getrieben wird!“

„An die Laterne mit dem Volksfeind“, unterbricht ihn jemand, und sofort toben alle: „An die Laterne mit dem Volksfeind!“

Der alte Mann steht zuerst wie betäubt da, dann greift er in die Tasche und zieht drei Briefe heraus. „Da — das sind Abschiedsbriefe von meinen zwei Söhnen und meiner Schwiegertochter! Alle drei wurden von den Deutschen hingerichtet! Ich bin kein Volksfeind, ich bin ein guter Tscheche, ich liebe mein Volk, und darum, darum flehe ich, Brüder und Schwestern, wir sind doch alle Menschen — ich habe mich auf das Ende des Krieges, auf den Frieden wie ein kleines Kind auf den Weihnachtsbaum gefreut, und jetzt — ich kann nicht, ich kann nicht —“

Er hebt die Hand, vielleicht will er die Abschiedsbriefe in die Brusttasche zurückgeben, aber die schwielige alte Hand bleibt an seinem Herzen liegen und ballt sich zur Faust. Die Augen zucken ein paarmal, dann fällt der Mann auf den Rücken.

„Was ist? Was ist mit dem alten Narren?“ ruft man von hinten. „Hat er eine auf den blöden Schädel bekommen?“

„Nein, hin ist er. Herzschlag wahrscheinlich“, antwortet jemand.

Die Menge debattiert ein bißchen darüber, man gafft den Toten neugierig an, jemand hebt die Abschiedsbriefe auf und liest halblaut: „Liebster Vater, sei tapfer, ich bin auch tapfer, obwohl ich weiß, daß ich in einer Stunde sterben muß. Vor dem Sterben

fürchte ich mich nicht, ich hätte nur Angst, wenn ich als Feigling weiterleben müßte. So gern hätte ich noch einmal Prag gesehen, jetzt, im Frühling, ist Prag immer am schönsten. Hier ist es noch kalt —“

Die Leute spazieren vorbei, lachend und plaudernd. Ab und zu bleibt jemand stehen und schaut sich die drei Leichen an. Der Soldat hängt noch. Er ist aber kein Soldat mehr, nur ein verkohlter Klumpen. Die alte Frau liegt dicht bei dem alten Mann.

„Ist das ein Ehepaar?“ fragt jemand.

„Wahrscheinlich“, antwortet ein Herr und geht weiter zu dem Café im Repräsentationshaus.

„So etwas Blödes, schau nur, an einem Strick hängt er! Eine Kette hätte man nehmen sollen, der geschieht nichts, aber ein Strick kann leicht Feuer fangen, das ist doch eine schöne, teure Wäscheleine“, sagt ein Bursche zu seiner jungen Begleiterin, und die nickt eifrig. „Freilich, man muß doch nicht immer gleich alles kaputt machen. Komm schnell, bei der Pensionsanstalt werden auch welche verbrannt, sagen die Leute.“

„Jaja, so enden die Volksfeinde! Merkt euch das, Kinder!“ ermahnt Lilly und Jan ein Mann in einer Sokoluniform streng.

„Ja, bitte schön“, knickt Lilly. „Wissen Sie nicht, bitte schön, wann der Leichenwagen kommen wird?“

„Was für ein Leichenwagen?“

„Na, der Leichenwagen, der die Leichen abholt!“

„Heute kommt keiner. Die Leichen werden die Deutschen und die Kollaborateure abräumen müssen.“

„Und wo ist jetzt der Leichenwagen, bitte?“

„Was weiß ich, vielleicht im Allgemeinen Krankenhaus werden welche sein, oder — da schau her, dort fliegt wieder ein Deutscher aus dem Fenster! Die Bestien haben noch immer ihre Verstecke!“ Und er eilt weiter.

Lilly dreht sich um, aber unter dem Torbogen ist niemand. Wo kann der dumme Bub sein? Man sieht ihn nirgends laufen — fast wäre sie über ihn gestolpert. Jan liegt auf dem Pflaster, das Gesicht gelblich und die Augen ganz verdreht.

„Was hast du denn auf einmal? Komm, steh doch auf, wir müssen zum Allgemeinen Krankenhaus!“

Doch Jan rührt sich nicht. Was jetzt? Jemanden fragen, was man machen soll? Dann werden sie wieder fragen, warum sie sich auf der Straße herumtreiben. Und Jan einfach liegenlassen und allein den Leichenwagen suchen gehen — nein, man muß jemanden haben. Wieder schüttelt ihn Lilly, wieder nichts. Vielleicht ist er tot — aber nein, Leichen sehen anders aus. Verzweifelt schaut sich Lilly um. Nichts. Nur die drei Toten, die Abschiedsbriefe, die Laterne mit dem Strick und — mit einem Sprung ist Lilly bei der Laterne, packt die vergessene Essigflasche, läuft zurück und begießt Jans Gesicht, genauso wie es die junge Dame der alten Frau getan hatte. Das hilft. Jans Körper wirkt nicht mehr so steif, langsam kommt er zu sich.

„Ist dir schon besser? Hast du Hunger? Soll ich jemandem sagen, daß unser Vater erschossen wurde? Vielleicht bekomme ich wieder etwas, Schokolade oder —“

„Volksfeinde“, flüstert der Bub. „Volksfeinde!“

„Was für Volksfeinde? Komm schnell, es ist schon beinahe Mittag!“

„Da — die Verbrannten! Volksfeinde waren es! Und Marta — nein, Marta ist keine Volksfeindin!“

„Ja so, du meinst, daß sie auch deine Schwester verbrennen werden! Aber geh, die weiß doch, daß sie eine Volksfeindin ist — ich meine, die weiß doch, daß man sie sucht, die hat sich bestimmt gut versteckt! Komm, wir müssen den Mann mit dem Leichenwagen finden! Der wird uns schon sagen, was wir machen sollen! Komm, die kommen schon wieder! Schnell, siehst du nicht — die werden schon wieder jemanden verbrennen! Hörst du, wie der Mann schreit?“

Sie muß ihn ziehen, sie muß ihn schleppen, und sie muß immer wieder ihr Sprüchlein sagen: „Wir wohnen in der Jama. Unser Vater wurde erschossen —“

Die Leute streicheln sie mitleidig und trösten den laut schluchzenden Jan. Wieder bekommen sie Schokolade und Schinkensemmeln. Aber nicht einmal die ewig hungrige Lilly kann essen. „Lieber Schutzengel, laß mich doch endlich aufwachen“, betet sie, während sie über eine Barrikade klettert.

WO DIE TRÄUME EINGEMAUERT SIND

Als der Leichenwagen mit Frau Blümelein, Marta Konrad und Jakub wegfuhr, winkte das ganze Gasthaus Richard zu. Dann erst erlaubte der Wirt, Michaela und Martin zu wecken.

Die ganze Wand ist mit Ansichtskarten beklebt. Weihnachtskarten mit Krippen, verschneite Kirchlein und Mistelzweige, Osterkarten mit den wunderschön bemalten Eiern — in Mähren und in der Slowakei lebt noch heute diese uralte Kunst —, Grüße aus Wien mit Riesenrad und Stephansturm, Grüße aus Karlsbad mit der eleganten Welpromenade, kitschig-rührende Karten mit Versen aus der „Verkauften Braut“ — Mariechen und Jan, eng umschlungen, schweben auf einem Band, auf dem gedruckt steht „Unsere große Liebe überwindet den Haß“ —, Rosen und Veilchen als beste Grüße zu Namenstagen und Geburtstagen, und immer wieder Prag. Wenzelsplatz bei Nacht mit dem erhaben strahlenden heiligen Wenzel, das Nationaltheater, die Moldau, der Altstädter Ring mit dem mittelalterlichen Turm und dem Uhrwerk mit den zwölf Aposteln, das Grab des Unbekannten Soldaten mit einem traurigen Dornenkranz, die Hinrichtungsstätte der 27 aufständischen Adelligen, die nach der verlorenen Schlacht am Weißen Berg dem Henker übergeben wurden, Vyschehrad mit der sagenhaften Fürstin Libuše, die in ihren sybillischen Träumen „eine große Stadt sah, deren Ruhm bis zu den Sternen reichte“. Diese Stadt nannte sie „die Schwelle“, was tschechisch „Prah“ bedeutet. Das spätere Praha — Prag. Die Schwelle, an der sich alle Völker Europas die Hand reichen sollten. Gleich neben diesem Bild, das von den Fliegen ziemlich verunreinigt ist, hängt ein schmutziger gelber Morgenrock und ein großer, verschwitzter Büstenhalter.

Das breite Bett mit der billigen, vergilbten Steppdecke, in dem Michaela und Martin nebeneinander lagen, war aber frisch überzogen und duftete nach Wind und Sonne. Schrank war keiner in dem Zimmer, nur eine Kommode mit einer gestickten Decke. Auf der Kommode stand in der Mitte eine Photographie, angelehnt an eine leere Schnapsflasche. Ein Mädchen in einem weißen Kleid, das vor dem ersten Weltkrieg modern war, mit einer langen Kerze in der Hand und einem Margeritenkranz im Haar, den Blick der

ein bißchen schielenden Augen einem Gebetbuch auf einem dreibeinigen Tischchen zugewandt. So sah damals die Prostituierte, der dieses Zimmer gehört, aus.

Jetzt steht sie auf der Schwelle der offenen Tür, das verwüstete Gesicht grell geschminkt, das ergraute Haar eigenhändig rabenschwarz gefärbt, in einem zu kurzen Kleid, und lächelt mit dem fast zahnlosen Mund. Vorsichtig bringt sie das Tablett mit den zwei großen Kaffeetassen und einem ganzen Gugelhupf bis zu dem Bett und schaut das Mädchen und den Mann andächtig an. Wie zwei richtige Engel liegen sie da, ganz weiß und so — so — so halt, als wären sie kein Mann und keine Frau. Einmal, als sie in ihrem Beruf noch ganz neu und unerfahren war, da hatte sie etwas erlebt, wovon sie noch heute erzählt, wenn sie recht betrunken ist. Ein Herr nahm sie mit ins Hotel. Es war im Winter und sie war halb erfroren, und der Herr hatte sie gar nicht angerührt, er lag nur neben ihr, sie war vor Hunger und Müdigkeit gleich eingeschlafen. „Der hat mich wirklich geliebt, der ja“, heult sie jedesmal, wenn sie daran denkt.

Michaela erwacht nicht, aber Martin ist sofort munter.

„Das Frühstück“, flüstert das alte Mädchen.

Martin schaut auf seine Armbanduhr. Vier Uhr.

„Das Nachtmahl“, lächelt er. „Wie heißt du denn?“

„Dolores. Eigentlich Františka Vycpálek, aber alle sagen Dolores zu mir, auch die Polizei.“

„Der Name paßt ausgezeichnet zu der Revolution. Gibt es etwas Neues?“

„Nein. Richard hat alles erledigt, er haut sich schon durch, läßt er Ihnen sagen. Dem Papagei hat der Wirt ein Glas mit Marmelade und harte Eier mitgegeben, und die Frau mit dem Hakenkreuz hat fast kein Fieber mehr gehabt.“

„Gut. Mein Wagen hat den Tag auch überlebt?“

„Der hat Benzin bekommen, und die Männer haben ihn gewaschen.“

„Bravo! Ich werde nachher alles bezahlen.“

„Bezahlen? Na, erlauben Sie? Sie sind doch ein Freund von uns! Aber ein Bild von dem Fräulein möchte ich gerne haben. Ich

sammle nämlich Bilder. Die sind doch alle schön, die Bilder an der Wand, nicht?"

„Ja, die sind alle sehr schön. Aber ein Bild von dem Fräulein habe ich nicht. Du bekommst aber eines von mir, Dolores. Wir kommen gleich hinunter.“

Die Alte stellt das Tablett auf den einzigen Sessel hin und schiebt ihn zu dem Bett. Dann nestelt sie halb verschämt und halb kokett an ihrem Ausschnitt. „Da —“, wispelt sie. „Das ist ein österreichischer Kreuzer, den habe ich noch im ersten Weltkrieg von meinem ersten Kunden bekommen. So etwas muß man aufheben, haben die Kolleginnen gesagt, das bringt Glück. Nehmen Sie es, als Talisman. Für das Fräulein. Das Kettchen ist aus echtem Silber.“ Und ohne die Antwort abzuwarten, humpelt sie auf den zu hohen Absätzen aus dem Zimmer. Der Kreuzer mit dem silbernen Kettchen liegt oben auf dem weißbezuckerten Gugelhupf.

Michaela schläft noch immer. Die Sonne und die Schatten, die durch den Spitzenvorhang in das Zimmer hineinschauen, haben die naiven eingewebten Bilder von dem Vorhang auf ihr Gesicht übertragen. Ein Engel sitzt auf ihrer Stirn und bläst in eine Trompete. Um ihren Mund huschen Glockenblumen.

Von weitem hört man Schüsse knallen. Unten, im Gasthaus, beginnt das Orchestrion zu kreischen. Gedämpft nur, wahrscheinlich soll es die Tafelmusik für die zwei dort oben im Zimmer der alten Dolores sein. Eine Operette ist es. „Wo wohnt die Liebe?“ fragt der Tenor bange. „Kannst du's mir sagen? Wo wohnt die Liebe, das muß ich fragen —“

Martin nimmt einen Löffel und hebt das Kettchen mit dem Kreuzer hoch. „Wo wohnt die Liebe?“ wiederholt der Tenor unten. Die Revolution schweigt momentan. Nur die Spatzen in der Dachrinne raufen sich um ein Stück Brot.

Wie weckt man die Liebe? Die Frauen, mit denen man geschlafen hat, weckt man mit einem Kuß, obwohl man eigentlich nicht die geringste Lust zum Küssen hat. Aber wie weckt man die Liebe?

Michaela öffnet die Augen und lächelt. „Habe ich lange geschlafen? Verzeihen Sie, ich habe etwas Schönes geträumt, aber jetzt weiß ich nicht mehr, was es war.“

„Mit unserer Hochzeitsnacht scheint es nicht zu klappen, Mila. Das erstmal haben wir in meinem Wagen auf dem Friedhof übernachtet, fromm und züchtig. Heute haben wir bei einer Prostituierten geschlafen, und wieder fromm und züchtig. Na ja, aller guten Dinge sind drei. Der Kaffee ist zu süß, aber nicht gerade ganz schlecht. Wollen Sie probieren? Trauen Sie sich zu, den ganzen Gugelhupf zu verspeisen, oder darf ich auch ein Stück kosten? Essen Sie nur, vorläufig ist alles in Ordnung. Richard ist schon abgefahren, Jakob läßt Sie schön grüßen. Richtig, noch eine Kleinigkeit! Ich habe mit Emil telefoniert, morgen werden die Russen da sein.“

„Morgen ist also Schluß mit der Revolution?“

„Wahrscheinlich. Auf dem Programm steht die Befreiung Prags durch die glorreiche Rote Armee.“

„Glauben Sie, daß es sehr schlimm sein wird?“

„Kaum. Die Russen haben die schmutzige Arbeit, die Ausrottung der Deutschen in Prag, den Tschechen überlassen. Warum essen Sie nicht, Michaela?“

„Meine Schwester wird sicherlich vor ein Volksgericht kommen, nicht wahr?“

„In dieser Hinsicht können Sie ganz beruhigt sein und darum noch ein Stück Gugelhupf essen. Helena Reumann weiß zuviel, solche Leute schickt man nicht vor das Volksgericht. Die kann man immer brauchen. Hier, schauen Sie, eine Morgengabe für Sie! Nicht von mir, Sie brauchen also nicht zu erröten. Ein Familienschmuck der alten Dolores, der diese traute Kammer gehört. Wahrscheinlich ihr einziger. Eine Erinnerung an — na ja, jeder hat halt seine Erinnerungen. Wollen Sie es in Ihre Tasche geben?“

„Nein, ich werde es umhängen.“

„Aus übertriebenem Taktgefühl?“

„Aus Freude, daß es noch gute Menschen gibt.“

„Dann also, erlauben Sie, daß ich —“

Michaela senkt den Kopf, damit Martin die winzige Spange des Kettchens schließen kann. Seine Hände liegen einen Augenblick auf ihren Schultern, sein Mund berührt fast ihr Haar. Sie hat die Augen geschlossen, sie wartet —

Und Martin sagt grob: „Warum sind Sie eigentlich verheiratet?“

Und wenn Sie schon verheiratet sind, verdammt noch einmal, warum lieben Sie ausgerechnet so einen erbärmlichen Kerl, wie ich es bin? Jede andere Frau würde zu mir passen. Jede andere, nur Sie nicht! So — jetzt gehen wir. Ich bringe Sie zu Ihrem werten Herrn Gemahl. Jawohl, so bin ich. Selbstlos und edel, wie die meisten Schwachsinnigen.“

Der Abschied in dem Gasthaus war kurz. Dolores bestellte sofort einen doppelten Kornschnaps, als sie den Kreuzer an Michaelas Hals sah, und äußerte aufrichtig die feste Absicht, sich wegen dieser „Ehre und Freude“ schrecklich zu besaufen. Der Wirt sagte nur: „Für Sie, Chef, bin ich immer da.“

„Morgen werden die Russen kommen. Verstecken Sie die Uhren und Schmucksachen, falls Sie welche haben.“

Der Trübsüßige begleitete Michaela zum Wagen und legte ihr einen großen Jasminstrauß auf den Schoß. Sie gab ihm dankbar die Hand, was ihn zu der kühnen Behauptung veranlaßt hatte: „Wären Sie bei unserer Branche, Gnädigste, mit Ihrer Schönheit, und überhaupt, Sie würden bestimmt die Königin der Prager Mädchen werden! Adieu, Chef, und besuchen Sie uns bald!“

Diesmal ging die Fahrt ganz glatt. Einige Barrikaden wurden schon teilweise abgeräumt. Mit dieser Arbeit wurden die Deutschen beschäftigt. Frauen, Kinder und Soldaten. Alle bloßfüßig, alle blutig. Die neueste Parole war — kein Deutscher darf gehen, sondern muß im Laufschrift marschieren. Man sah diese „Arbeitskolonnen“ hin- und herlaufen, aus letzter Kraft, aber für die Tschechen waren sie noch immer nicht schnell genug. Die Leichen trugen die Deutschen auf große Haufen zusammen, man warf auch einige Leichen einfach in die Löschteiche. Die Schaufenster wurden eifrig mit Blumen, Trikoloren und Bildern geschmückt. Stalin und Beneš waren in jedem Schaufenster, Churchill und Roosevelt sah man weniger. Man brachte noch immer auf der Straße die Deutschen ohne Grund um, aber das waren jetzt nur noch vereinzelte Fälle.

Erst in der Verbrannten Gasse merkte man wieder, daß die Revolution immer noch nicht satt war. Hier standen die Leute in Gruppen und schrien etwas, sämtliche Weiber waren bewaffnet, und

überall lagen frische Leichen. Man hörte immer wieder ein Wort. Der Sender, der Sender — brüllte alles.

„Was hat der Prager Rundfunk wieder geleistet, daß es wieder von vorne anfängt?“ fluchte Martin. „Schauen Sie nicht hinaus, Michaela! Gleich werden wir —“

Auf einmal, am Karlsplatz, geht es nicht weiter. Von allen Seiten laufen Menschen zusammen, das Gebrüll ist hier donnerartig.

„Was ist los?“ fragt Martin, als der Wagen, eingekellt in der Menge, steckenbleibt.

„Diese Schweine! Diese Barbaren! Haben Sie nicht den Sender gehört? Diese germanische Frechheit! Mitten in unserer heiligen Revolution!“

„Ich muß weiter, ich bin Arzt!“

„Jetzt kommen Sie nicht durch“, sagt eine Frau. „Woher denn, mit einem Wagen! Ich kann auch nicht durch, und dabei möchte ich so gern dort sein!“

„Wo denn? Was ist schon wieder los?“

„Die deutsche Brut, die Fratzen aus dem Kinderkrankenhaus werden eingemauert! Im Bunker dort!“

Dann sitzen sie wortlos in dem kleinen grünen Wagen, Michaela und Martin. Eine Stunde und noch länger. Die Kinder dort hätten Martins zwei Revolver nicht gerettet. Wenn er allein wäre, könnte er wenigstens ein paar von diesen Teufeln in die Hölle schicken. Wie viele Kinder wollte er retten? Hunderte? Nicht ein einziges wird er retten können. Vielleicht nicht einmal seine eigenen Kinder.

Langsam wird es freier um den Wagen, Martin traut sich aber nicht zu fahren. Vor seinen Augen flimmert es, in den Schläfen hämmert schmerzhaft das Blut.

„Sind Sie der Arzt selbst?“ steckt ein Polizist den Kopf in das Wagenfenster. „Könnten Sie einen kranken Buben mitnehmen? Er hat einen epileptischen Anfall oder so etwas. Es ist halt eine Schweinerei, die die Welt noch nicht gesehen hat, man läßt kleine Kinder zuschauen, wie andere Kinder lebendig eingemauert werden. Warten Sie hier, ich bringe den Buben gleich.“

Um den Wagen sammeln sich Neugierige. Michaela, geisterhaft blaß, nimmt Martins Hand und hält sie fest. Dann kommt der

Polizist zurück, mit einem Jungen in einem grünen Anzug auf den Armen. Hinter ihm trippelt ein Mädchen in einem knallroten Kleid, verheult und laut schreiend. „Wir dürfen nicht fort, Herr Wachtmeister, wir müssen doch auf den Leichenwagen warten, wir wohnen in der Jama, unser Vater wurde erschossen — wir müssen dableiben, bis der Leichenwagen kommt!“

„Geh nur, geh“, reden ihr die Frauen zu. „Der Leichenwagen wird deinen Vater auch ohne dich abholen kommen. Der Bub — ist es dein Bruder? Der braucht einen Arzt, schauen Sie nur, wie er ununterbrochen zuckt! Krämpfe hat er, ich glaube, der wird es nimmermehr lange machen. So, steig schnell in den Wagen und sei ruhig! Der Doktor wird deinem Bruder schon helfen, du wirst sehen!“

Der Junge liegt auf dem Rücksitz, sein Kopf auf Michaelas Knien. „Ich glaube — soll ich vielleicht versuchen — ich habe auch Baldriantropfen aus Ihrer Hausapotheke mitgenommen.“

„Sie werden die Mutter schon benachrichtigen, nicht wahr, Herr Doktor?“ fragt der Polizist. „Und du, setz dich zu dem Herrn Doktor nach vorne und rühr dich nicht, verstehst? Das sind heute Zustände, der Vater ist tot, der Bub — auseinandergehen, Himmel-donnerwetter! Platz für den Wagen!“

„Diese verdammten Umwege, die man wegen der blödsinnigen Barrikaden machen muß, sind daran schuld“, brummt Martin grimmig. „Man muß um ganz Prag herumfahren, um in die Nebengasse zu kommen. Ausgerechnet über den Karlsplatz — Was meinen Sie, Michaela“, sagt er deutsch, damit das Mädchen neben ihm nicht verstehen könnte. „Ich glaube, das beste wird sein, den Buben einfach — einfach wird es allerdings kaum möglich sein — in das Allgemeine Krankenhaus zu bringen.“

Das Mädchen neben ihm, das sich inzwischen mit der Trikolore sorgfältig die Nase geputzt hatte, hebt wie gebannt den Kopf und starrt ihn an. Aber nicht sein Gesicht, seine Hände scheinen sie zu interessieren. Was dann folgt, hätte beinahe zu einer Katastrophe geführt. Lilly sprang wie eine Irrsinnige auf und fiel dem Mann um den Hals. Eine Weile sah er nur das schmutzige, verheulte Gesichtchen, und dann in gefährlicher Nähe einen umgeworfenen Straßenbahnwagen.

„Höchstens zwanzig Zentimeter haben für den Weg auf den Friedhof gefehlt“, sagt Martin zähneknirschend. „Setz dich hin, augenblicklich, du frecher, dummer Fratz, sonst —“

Lilly ist aber nicht im mindesten eingeschüchtert. Noch einmal und noch stürmischer umarmt sie Martin und schluchzt überglücklich: „Der Schutzengel — ich hab' gewußt, daß mir der Schutzengel helfen wird! Stellen Sie sich nur vor — wir haben Sie den ganzen Tag gesucht! Da hätten wir aber lange suchen können, warum haben Sie denn nicht mehr Ihren Leichenwagen?“

„Woher weißt du, daß ich einen Leichenwagen hatte?“

„Aber — schauen Sie sich doch Ihre Hand an, hier, ich hab' Sie doch gebissen! Erkennen Sie mich nicht mehr?“

Martin packt Lilly bei den Schultern und betrachtet sie verwirrt. Tatsächlich, das ist doch das Kind von dem Gestapokommissar — wie hieß er nur — Horn — ja, das ist Lilly Horn! Ohne Zöpfe zwar, aber sonst unbeschädigt. „Ja, wo hast du denn deine Zöpfe, Lilly?“

„Die Zöpfe hat mir die Frau des Straßenbahners abgeschnitten, weil Zöpfe nur deutsche Kinder tragen, und die müssen jetzt alle umgebracht werden. Haben Sie gesehen, wie die kranken Kinder eingemauert wurden? Ich ja. Aber jetzt bin ich so froh, daß ich Sie gefunden habe!“

„Und was ist das eigentlich für ein Bub?“

„Ach, das ist eigentlich niemand. Den habe ich nur zufällig gefunden, wissen Sie! Er ist ganz brav, aber er fürchtet sich immer. Wir müssen wieder zurückfahren, damit Sie ihn in das Krankenhaus geben können.“

„Der Polizist hat gesagt, daß sein Vater tot ist. Wo wohnt der Junge?“

„Nirgends wohnt er, so wie ich. Und sein Vater ist gar nicht tot, er hat überhaupt keinen Vater, nur eine Schwester. Ich mußte aber lügen, die Frau des Straßenbahners hat gesagt, daß ich den Gardisten immer sagen soll, unser Vater wäre erschossen.“

„Hören Sie es, Michaela?“ dreht sich Martin um. Lilly glaubt, daß er damit der Schwester andeuten will, daß sie, Lilly, eine Lügnerin sei. Zu Hause hat Papa auch immer zu Mama gesagt: „Hörst du es?“, wenn die Kinder gelogen haben.

„In der Revolution muß man lügen“, verteidigt sie sich resolut. „Sie haben leicht zu reden, Sie wissen ja gar nicht, wer Jan ist. Seine Schwester ist doch eine Volksfeindin und wird öffentlich hingerichtet! Komisch, was? Bald werden alle tot sein, ganz Prag wird tot sein! Mein Onkel Paul ist auch tot. Ich muß Ihnen so viel erzählen! Wo fahren wir eigentlich hin? Wieder zu der jüdischen Totenkammer?“

„Wie heißt der Bub?“

„Jan Konrad. Und denken Sie sich, seine Schwester sollte am Samstag heiraten! Einen tschechischen Offizier! Sie hat einen herrlichen Hochzeitsstrauß gehabt, alles selbst gemacht hat sie, auch die kleinen roten Herzen, hat Jan erzählt.“

Wieder dreht sich Martin um: „Glauben Sie an Wunder, Michaela, oder meinen Sie, daß es oft unwahrscheinlich blöde Zufälle gibt?“

Statt Michaela antwortet Lilly. „Freilich glaube ich an Wunder! Wenn es keine Wunder geben würde, wären Sie doch nicht auf einmal da! Aber ich hab' auch meinem Schutzengel lange zureden müssen. Mach doch endlich ein Wunder, hab' ich ihm gesagt, ein Wunder kostet dich doch gar nichts, und du siehst ja, was die Gardisten treiben! Laß den Leichenwagen kommen — und sehen Sie, auch ohne Leichenwagen ist das Wunder geschehen! Wo fahren wir denn hin? In der jüdischen Totenkammer war es gar nicht schlecht. Und was werden wir nachher machen?“

„Jetzt machst du den Mund zu, ich möchte der Schwester ein paar Worte sagen. Marta Konrad war bei uns Kindermädchen. Ich habe es Ihnen bis jetzt nicht gesagt, weil ich sonst wieder einmal über meine gute Gattin schlecht sprechen müßte. Meine Frau hat sie einfach hinausgeworfen. Aus Eifersucht. Ausnahmsweise war sie aber in diesem Fall grundlos eifersüchtig. Das war ihr aber noch nicht genug. Sie hatte die große Liebenswürdigkeit gehabt, allerdings in der ersten Aufregung, später hat sie es aufrichtig bereut, sie schrieb also einen anonymen Brief an die Gestapo und denunzierte Marta als Kurier einer Widerstandsgruppe. Marta Konrad saß fast ein Jahr im Pankratzer Gefängnis, bevor es uns gelang, durch Bestechung und so weiter, sie freizubekommen. Jetzt ist

sie also Volksfeindin. Ihr Bräutigam war einer von den anständigsten Menschen, die ich je gekannt habe.“

„Ja, aber zwei Kinder haben Sie doch gerettet“, unterbricht ihn Michaela strahlend. „Der Bub ist schon viel ruhiger. Wissen Sie, manchmal glaube ich zu träumen.“

„Ich auch!“ mischt sich Lilly in das Gespräch. „Wissen Sie, woran ich jetzt denke? Ich möchte gerne wissen, ob die kranken Kinder dort im Bunker auch träumen werden. Sie werden doch nicht sofort tot sein, haben die Leute gesagt, das kann lange dauern, bis sie ganz tot sein werden. Und in dem Bunker ist es doch ganz finster. Da kann man doch nichts anderes machen als schlafen, nicht? Und wenn man schläft, träumt man. Wenn sie wenigstens schöne Träume haben könnten, die Kinder! Ein Mädchen, so groß wie ich, hat eine Puppe mitgenommen und wollte sie nicht loslassen, auch dann nicht, als man sie in den Bunker getragen hat. So wurde die Puppe auch eingemauert. Das ist doch traurig, nicht wahr? Eine Puppe kann doch nichts dafür, daß sie eine deutsche Puppe ist und daß es diese dumme Revolution gibt!“

DER SENDER DER RACHE

Der letzte Abend der Revolution war ein sommerlich schwüler Maiabend. Jetzt wußte schon jeder in Prag, daß weder die Amerikaner noch die Engländer, sondern die Russen kommen werden. Nicht alle waren darüber begeistert. Denn schon hörte man von der schrecklichen Befreiung der Stadt Olmütz durch die Rote Armee, von der Jagd nach Frauen, von den sinnlosen Zerstörungen und von dem Terror, der in Olmütz herrschte. Natürlich widersprachen die anderen und erklärten diese Gerüchte für bössartige antirussische Propaganda. Trotzdem blieb die Stimmung bedrückt, und man versteckte und man vergrub, was man für wertvoll hielt.

Martin telefonierte gerade mit dem Sanatorium, als Emil erschien. Diesmal in einem dunklen, schlechtsitzenden Anzug, einem frischen weißen Hemd und einer roten Krawatte.

„Setz dich“, winkte ihm Martin mit der Hand zu. „Ja, hallo — also der Primarius ist verhaftet. Ein feiner Kerl, das muß man ihm lassen. Nein, von meiner Frau weiß ich gar nichts, Was, den alten Gärtner haben sie —? Ja, das stimmt, es werden die Russen kommen. Ich werde noch heute abend versuchen, für den Primarius etwas zu machen. Morgen rufe ich wieder an.“

Emil sitzt ihm gegenüber am Schreibtisch und gähnt. „Was gibt es Neues? Mit wem hast du gesprochen? Meine Männer habe ich übrigens nach Hause geschickt. Oder brauchst du für deine Gefangenen noch eine Bewachung?“

„Gefangene habe ich gar keine“, antwortet Martin gereizt. Auch er ist dunkel angezogen, und man würde ihn für einen erfolgreichen Filmschauspieler halten, für einen verwöhnten Frauentyp, wenn seine Augen nicht so sonderbar blicklos wären, hoffnungslos und zu Tode müde. „Den alten Gärtner vom Sanatorium haben sie auch aufgehängt. Was kannst du für den Primarius tun? Der sitzt im Polizeipräsidium.“

„Frag doch den Marek, was er für ihn machen kann!“

„Du brauchst nicht so zu schmunzeln, ich weiß ohnehin, daß du mich hast beschatten lassen.“

„Das gerade nicht, Martin. Aber interessiert hat es mich selbstverständlich, wie es dir geht. Doktor Hora selbst hat mir gesagt, daß du ihm die Reumann vor der Nase weggeschnappt hast. Er will übrigens eine Legitimation haben.“

„Schon?“

„Erst, willst du sagen.“

„Schon, habe ich gesagt. Du brauchst dich aber nicht zu sehr zu freuen über dieses neue Mitglied unserer geliebten Partei. Wenn Kommissar Hora eine kommunistische Legitimation haben will, dann hat er sicherlich die Legitimation der Beneš-Partei schon in der Tasche.“

„Möglich, das stört uns nicht. Vorläufig ist wichtig, daß wir zahlenmäßig die größte Partei werden.“

„Wegen der Wahlen. Ich glaube aber nicht, daß die Familien der Hunderttausenden verhafteten Kollaborateure aus Dankbarkeit ihre Stimmen der Kommunistischen Partei geben werden.“

„Auch dafür ist gesorgt, Martin. Diese Leute werden nach den

Kaschauer Retributionsdekreten kein Wahlrecht haben. Was gibt es heute zu trinken in deinem Luxuslokal?"

„Was du willst. Nur, bitte, bediene dich selbst.“

„Damenbedienung wäre mir lieber. Die Reumann zum Beispiel —“

„Die kannst du später haben. Weißt du es — — das vom Karlsplatz? Von den lebendig eingemauerten Kindern?“

„Ja“, nickt Emil ruhig, geht langsam zur Bar und besichtigt sorgfältig die Flaschen.

„Ist das alles, was du dazu sagen kannst?“ springt Martin auf.

„Ja“, nickt Emil noch einmal. „Ich nehme Whisky. Soll ich dir auch einschenken?“

„Nein, zum Teufel! Was hat wieder der Herr Fürst für Hetzen ausgebrütet, daß die Leute so toben? Verbrennungen, Mord und Totschlag —“

„Komm, setz dich nieder. Hier, zur Bar, da haben wir auch gleich das Radio. Und trink, sonst müßte ich denken, daß du aus Vorsicht nicht trinken willst, und gegen vorsichtige Männer war ich immer mißtrauisch.“ Langsam dreht er den Knopf an dem Apparat und blickt dabei auf seine Armbanduhr. „In einer Minute“, sagt er. „Gleich wirst du etwas hören.“

Das magische Auge des Radioapparats beginnt zu blinzeln, sein giftgrüner Halbmond füllt sich zu einem Vollmond, ein Zeichen, daß eine Welle eingeschaltet ist. Es gurgelt und quietscht, und dann, punkt neun Uhr, ertönt eine Stimme.

„*Pozor, pozor, teď mluví vysílač pomstý! Čechové a Češky, my Němci se zase vrátíme!*“

„Achtung, Achtung, hier spricht der Sender der Rache! Tschechen und Tschechinnen, wir Deutsche kommen wieder! Der Führer ist nicht tot! Heute mordet ihr unsere Frauen und Kinder, morgen werden wir mit euren Schädeln den Wenzelsplatz pflastern! Es kommt der Tag, an dem für jeden Deutschen zehn Tschechen mit dem Leben büßen werden! Der Werwolf wacht! Achtung, Achtung, hier spricht der Sender der Rache! Tschechen und Tschechinnen —“

„Na, was sagst du jetzt?“ lächelt Emil und schenkt sich ein. „Jetzt begreifst du schon, warum die Kinder eingemauert wurden

und warum heute nacht und noch morgen früh die Deutschen — —“

„Emil“, brüllt ihn Martin an. „Was ist das für eine Teufelei?“

„Du hörst doch, das ist der Sender der Rache. Ein deutscher Sender, vermutlich ein sudetendeutscher Geheimsender. Ganz Prag hat ihn schon gehört. Er spricht fünfmal täglich je eine Viertelstunde.“

„Jetzt paß auf, Emil“, sagt Martin auf einmal ruhig. „Jetzt hab ich genug! Steh auf, steh auf, sag ich dir, ich spaße nicht! Geh zum Telefon und mach ein Ende dieser Niederträchtigkeit, dieser — — Mach Schluß damit, sonst — —“ und er hat einen Revolver in der Hand.

„Ja, wenn du mich erschießt, dann gibt es in Prag eine Leiche mehr, aber sonst wird sich nichts ändern. Wir wollten doch noch über unser Geschäft sprechen, oder nicht?“

„Mit Massenmördern habe ich nichts zu besprechen!“

Sie stehen sich gegenüber, und beide wissen, daß ihre Freundschaft nichts töten kann. Ihre Freundschaft ist schon tot. Sie starb dort in der nach Blut stinkenden Halle des Holleschowitzers Schlachthofes, sie starb gleichzeitig mit dem ausgemergelten alten Pferd, das den Gardisten als Zielscheibe diente. Was blieb, ist Gewohnheit, Berechnung und Mißtrauen. Was kommen wird, ist Haß.

„Bitte, nimm Platz“, sagt Martin und kommt sich lächerlich vor. Lächerlich mit seinem Revolver, lächerlich mit seinem Jähzorn, lächerlich mit seinen Plänen und Träumen.

Emil öffnet eine goldene Zigarettendose, die neben einem goldenen Leuchter auf der Bar lag, und wählt bedächtig eine Zigarette. Natürlich hat er schon tausendmal, ohne zu fragen, aus Martins Zigarettendose oder einfach aus seiner Hosentasche Zigaretten genommen. In Spanien, in Berlin, in Paris, in Moskau. Heute aber kommt es Martin vor, als würde Emil mit der Zigarette alles nehmen. Dieses Haus hier, und noch mehr. Auch seine Freiheit. Gleich aber wird er wütend auf sich. So schlecht, so subjektiv und persönlich schlecht ist Emil nicht. Nur — anders kann man es nicht sagen — nur im Rahmen der Partei.

„Hör zu, Martin“, beginnt Emil leise. „Mit dem Sender der Rache habe ich nichts zu tun und die Partei auch nicht. Selbstver-

ständig weiß ich, und morgen werde ich Beweise dafür haben, welcher Partei er gehört. Es geht um die drei Millionen Sudetendeutschen, die abgeschoben werden. Die Amerikaner, und noch mehr die Engländer, werden bestimmt Katzenjammer bekommen, denn drei Millionen sind drei Millionen. Darum mußte der Sender der Rache auf der Bühne erscheinen. Man kann nicht in einem Land, Tür an Tür, mit Leuten wohnen, die Rache schwören.“

„Und wenn die Welt erfahren wird, daß dieser Sender nur eine perfide Angelegenheit der Tschechen war?“

„Der Tschechen nicht, Martin, nur einer tschechischen politischen Partei, das ist ein großer Unterschied. Wenn die Sache platzen wird, ist diese Partei moralisch erledigt. Unsere Partei wird bestimmt deswegen nicht betrübt sein.“

Martin weiß, daß Emil die Wahrheit gesagt hat. Der Sender der Rache ist kein kommunistischer Sender. Die Partei überläßt riskante Sachen immer den anderen und behält nur den Profit. Deswegen ist auch die Stimme der Revolution keine kommunistische Stimme. Der Herr Fürst ist nur ein Hampelmann, der an einem roten Faden zappelt. Nicht einmal diese gottverdammte Bande, die Revolutionsgardisten, unterstehen direkt der Kommunistischen Partei. Früher hat ihn diese raffinierte Politik beeindruckt, früher war er von den genialen Schachzügen der Roten begeistert. Früher gab es aber nicht lebendig eingemauerte Kinder.

Emil raucht mit geschlossenen Augen. Niemand würde in ihm den Chef des kommunistischen Geheimdienstes vermuten. Er sieht noch immer so bieder und so harmlos aus wie damals, als er seine Gemüsekarren durch Prag schob. Später kaufte er sich einen Gemüseladen. Man mußte sechs Stufen hinabsteigen, um in dieses ewig finstere und feuchte Loch zu gelangen. Seine Kunden waren meistens Arbeitslose, und die kauften nur auf Stottern. Sie hatten nichts. Nur Haß gegen die Satten und Zufriedenen. Das war das beste Material für die Partei, und Emil verstand es ausgezeichnet, sie immer wieder aufzustacheln. Vierzehn Stunden am Tag plagte er sich mit seinen angefaulten Gurken, mit Fallobst, mit welken Karotten und angefrorenen Kartoffeln, und fünf Stunden lernte er. Er fraß sich durch das „Kapital“ durch, er lernte Lenins Thesen auswendig, er konnte ganze Seiten aus Stalins Schriften zitieren.

er hätte Vorträge über die Dekabristen halten können, über Makarenkos neue Pädagogik — aber vor allem lernte er schweigen und gehorchen.

Dieser elegante Verschwender, der Martin, war eigentlich seine einzige Schwäche. Er brachte diesen steinreichen Kapitalisten, diesen Abenteurer aus Langeweile in die Partei, und er freute sich aufrichtig, als die Partei nach diesem seltenen Goldfisch mit ihren sämtlichen Händen griff. Er hatte immer eine passende Erklärung für seine Launen, die die Partei sonst streng gerügt hätte, er tat alles, um Martin die winkeligen und steinigen Wege der Parteipolitik zu ebnen. Freilich, Martin hat ihm unzählige Male das Leben gerettet, aber Martin hätte genauso selbstverständlich sein Leben für jeden anderen eingesetzt. Was er sich aber jetzt, in diesem entscheidenden Moment geleistet hat, während der Revolution — das war Sentimentalität, und die Sentimentalität betrachtet die Partei als die größte Sünde. Allerdings, was die Russen dazu sagen werden, das ist eine andere Frage. Die Russen brauchen manchmal solche Leute, von denen niemand glauben würde, daß sie Kommunisten sind. Darum, vorläufig noch nicht die Brücke abbrechen. Im Gegenteil.

„Also, was hast du alles in deinem Laden, Martin? Diese Giftmischerin, diese Jüdin, die für die Gestapo gearbeitet hat, die haben meine Männer schon ausgepreßt. Viel wußte sie nicht, aber immerhin, zwanzig deutsche Kinder kannst du für sie haben.“

„Hundert wurden ausgemacht, Emil!“

„Meinetwegen also fünfzig.“

„Na, gut also. Für sie fünfzig und für die Reumann zweihundert.“

„Du hast auch noch eine alte Frau hier, die Mutter der Pecha, der zweiten Sekretärin des Polizeipräsidenten Weidemann. Dieses Weib ist gar nichts wert. Noch etwas, die Jüdin haben meine Männer mitgenommen. Brauchst du sie noch? Nein? Schön, da wird sie noch zwei oder drei Tage Zeit bekommen, um ihr Gedächtnis anzustrengen, und dann — — Wie gesagt, die Mutter der Pecha ist gar nichts wert.“

„Aber —?“

„Kein ‚Aber‘, Martin.“

„Wenn es kein ‚Aber‘ geben würde, hättest du die Alte nicht zweimal erwähnt. Das ‚Aber‘ ist die Tochter, nicht wahr?“

„Mit der können wir nichts anfangen. Sie ist weder eine Deutsche noch eine Kollaborateurin.“

„Eben darum ist sie sehr wertvoll, Emil. Schau, lassen wir das Versteckenspielen. Die Pecha wird auf alle Fälle im Polizeipräsidium bleiben, ob der neue Polizeipräsident Peter oder Paul heißen wird. Dumm ist sie nicht, blind und taub ist sie auch nicht. Wie geschaffen für eine wichtige, aber unauffällige Spitzelrolle.“

„Unfreiwillig Spitzel gibt es nicht, Martin.“

„Dann frag sie, was es kosten würde, freiwillig diese Rolle zu spielen. Soll ich sie rufen?“

Frau Pecha steht gerade in Ninas Badezimmer, als sie die Mutter holen kommt. Die Alte bedient das Haustelefon und sorgt für die Kost der „Gäste“. Frau Blümelein, Richard und Jakub sitzen mit ihr in der Küche. Wo Michaela, Helena, Ludwig Heldenstern, Marta Konrad und die beiden Kinder sind, weiß nur Martin.

Die zweite Sekretärin hat ausgiebig gebadet, um den Leichengeruch wegzubekommen, und hat, weil Martin sie so lieb darum gebeten hatte, Ninas geblühtes Abendkleid angezogen. Frau Pecha ist klein und Nina ist groß, das wunderschöne Modellkleid hängt an ihr wie an einem zu kurzen Besen. Ninas Parfüm duftet aber so betäubend und die Umgebung ist so märchenhaft-luxuriös, daß sich Frau Pecha wie in einem Rausch befindet. Wieder kommt sie sich interessant und sogar verführerisch vor. Schöne Kleider machen schöne Frauen, die Schönheit kommt von der Schneiderin, und nicht vom lieben Gott.

Die beiden Männer stehen auf, als sie geziert in das Zimmer schwebt. Sie hat aber keinen Blick für sie, sie starrt nur mit offenem Mund die wunderschöne Frau an, die wie lebendig zwischen den drapierten Vorhängen steht. Dann die Nische mit der Bar, die runde Wand — so hat sicherlich nicht einmal ihr größtes Ideal, der Schuhkönig Tomas Bata, gewohnt.

Erst als sie zwischen den zwei Männern auf dem hohen Barstuhl sitzt und sich an diese labile Sitzgelegenheit gewöhnt hat, schaut sie Martin an. Wunderbar müßte es sein, von so einem Mann geliebt zu werden. Der zweite interessiert sie weniger. Sie hält ihn

für einen Handwerker im Sonntagsstaat. Der Whisky schmeckt nach Karbol, aber vielleicht muß der Whisky so schmecken. Eine verwegene Helena-Pose hätte sie beinahe zu Fall gebracht. Martin legt beschützend den Arm um ihre eckigen, hängenden Schultern und sagt: „Dieser Herr will mit Ihnen sprechen, Frau Pecha. Kennen Sie ihn? Macht nichts, dann werden Sie ihn eben kennenlernen. Den Namen Emil haben Sie aber schon gehört?“

Frau Pecha greift nach dem Barpult, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Das soll Emil sein? Der geheimnisvolle, große Spion? Emil hat sie sich ungefähr wie Mussolini vorgestellt. Brutal, cäsarenartig. Aber nicht wie diesen dämlich grinsenden Onkel.

„Ich bin sehr erfreut, Sie kennenzulernen“, hält er ihr sein Glas entgegen. „Wie lange sind Sie schon im Polizeipräsidium, Frau Pecha?“

„Seit vierundzwanzig Jahren.“ Sofort bedauert sie aber, die Zahl genannt zu haben. Jetzt wird sich dieser einmalig schöne Mann leicht ihr Alter ausrechnen können.

Emil zündet sich eine Zigarette an und betrachtet sie lächelnd. Sein Gesicht ist jetzt ganz verändert. Verschlagen, schlau und gleichzeitig devot. „Das Kleid paßt Ihnen ausgezeichnet, Frau Pecha. Ja, jede Frau liebt schöne Sachen, das war immer so. Eine Frau ohne schöne Kleider und ohne das, was dazu gehört, ist wie ein Bild ohne Rahmen. Wir sind aber noch nicht soweit, ich meine, der Staat ist noch nicht soweit, daß er einsehen würde, daß auch eine Beamtin ihre berechtigten Ansprüche an das Leben hat. Die Gehälter sind leider — na, lassen wir es. Aber in einem Persianermantel würde Ihnen niemand ansehen, daß Sie Beamtin sind. In diesem Kleid sehen Sie wirklich fabelhaft aus!“

Wenn ihr Emil oder sonst irgendein Mann diese faustdicke Lüge im Polizeipräsidium gesagt hätte, in dem nüchternen Sekretärinnenzimmer, hätte Frau Pecha höchstens etwas über Unverschämtheit gemurmelt und kein Wort geglaubt. In dieser Umgebung aber, in Martins Nähe und mit dem Whisky im Kopf — da hätte sie auch geglaubt, wenn Emil behauptet hätte, sie wäre so schön wie die Helena.

Martin gleitet von dem Stuhl herunter und dreht ihr den Rücken zu. Er hantiert an dem Radioapparat. Der blecherne Marsch

fällt höhnisch kreischend in die Stille, dann irgend eine italienische Station, die eine Unzahl höherer Nationalsozialisten aufzählt, die angeblich Selbstmord begangen haben, und dann Musik. Leichte, französische Musik, nicht melodisch, aber prickelnd und einschmeichelnd. Das paßt zu dieser Situation. Die arme Vogelscheuche tut ihm leid. Natürlich weiß er, wo Emil hinauswill. Emil ist kein schlechter Psychologe, er weiß, daß diese Frau, die genauso wie er aus dem Arbeitermilieu stammt, an Raffiniertheit und Finessen nicht gewöhnt ist. Handfest und plump müssen die Schmeicheleien sein, genauso wie sie die Burschen beim Bier in Vorstadtlokalen ihren Orangeade schlürfenden Damen flüstern.

„Eine Frau wie Sie müßte eigentlich alles haben und alles erreichen können.“

Frau Pecha macht tapfer einen großen Schluck von dem scheußlich schmeckenden Whisky und stellt erstaunt fest, daß das Getränk eigentlich gar nicht so übel ist. Rasch macht sie noch einen Schluck und sagt kokett nach Helenas Art: „Sie sind ein Schelm!“

„Ich werde Ihnen beweisen, daß ich kein Schelm bin. Wieviel würden Sie monatlich brauchen, um immer so wunderbar auszuschaun wie heute abend?“ Verstohlen wirft er einen Blick auf Martins Armbanduhr. Hoffentlich wird die Geschichte mit dieser Alten nicht zu lange dauern. Er braucht ja noch die Reumann, und ein bißchen Schlaf vor dem morgigen großen Tag könnte er auch gut brauchen.

Frau Pechas nicht mehr ganz klares Hirn macht einen vergeblichen Versuch zu warnen. Der Mann will ihr Geld geben. Wofür denn? Solche Männer wie er, die geben nicht einmal einen Bissen Brot umsonst. Was kann ein Spion schon wollen?

„Sie können sich die Sache noch überlegen, Frau Pecha. In drei oder vier Wochen, da werde ich schon hoffentlich mehr Zeit haben. Wir können dann zusammen einen Ausflug machen, nach Karlsbad, oder wo Sie halt wollen. Zwingen will ich Sie nicht. Jetzt muß ich leider schon gehen. Also, schöne Frau, vielleicht sehen wir uns bald!“

Frau Pecha hat das Wörtchen „vielleicht“ so verstanden, wie es Emil beabsichtigt hatte. Vielleicht ist gar nichts. Vielleicht ist

Schluß. Vielleicht ist Abschied. Abschied von dem Geld, das sie bekommen könnte, um sich dafür Schönheit kaufen zu können.

„Warten Sie doch noch“, und sie hält seine Hand, die er ihr gereicht hatte, fest.

Emil setzt sich wieder und schweigt. Sie muß jetzt sprechen, sie muß sich selbst anbieten.

„Ich bin nicht betrunken“, sagt die Sekretärin mit ein wenig unsicherer Zunge. „Sagen Sie mir, was Sie von mir wollen!“

„Daß Sie im Polizeipräsidium die Augen und die Ohren offenhalten.“

„Aha“, lacht sie perlend nach Helenas Art. Bei ihr sind es allerdings keine Perlen, sondern nur ein Scheppern der billigen Zahnprothese. Ein Spionagefilm, den sie vor Jahren gesehen hat, tänzelt flimmernd vor ihren Augen. Die Heldin, die große Spionin wurde auch so ähnlich angeworben. Nie hat Frau Pecha gehört, daß es auch häßliche Spioninnen gibt. Es muß also doch etwas an ihr sein, sie kann nicht so häßlich sein, wie sie sich eingebildet hatte, sonst würde dieser Mann —

Ihr Hirn wird plötzlich überklar. Es ist das Stadium, das die Nichttrinker überraschend schnell erreichen und nach dem sich die Nebelschleier hindernd auf den Gedankenweg legen.

„Ich bin einverstanden“, nickt sie ein paarmal sehr ernst. „Aber nur unter einer Bedingung. Geld allein macht nicht glücklich.“

„Nicht ganz, aber ziemlich“, lacht Emil belustigt. „Was möchten Sie denn sonst noch haben?“

„Das können Sie mir nicht geben. Das kann nur dieser Herr da“, und sie zeigt mit ihrem wieder gefüllten Whiskyglas auf Martin. „Lassen Sie mich mit ihm allein, ja?“

Emil zuckt lachend mit den Achseln und geht hinaus.

„Ich bin betrunken“, sagt Frau Pecha kläglich. „Ich will stehen, ich muß es Ihnen im Stehen sagen, aber ich kann nicht herunter.“

Martin stellt sie behutsam auf die Beine und fragt väterlich: „Möchten Sie nicht einen starken Kaffee?“

„Jetzt nicht“, sprudelt sie hastig. „Ich will nicht nüchtern sein, ich muß Mut haben! Sagen Sie, liegt Ihnen viel daran, daß ich das Angebot annehme?“

„Ja, Frau Pecha. Ich will ganz offen zu Ihnen sein. Das Ganze ist mehr oder weniger ein Geschäft. Wenn Sie einwilligen, schenkt mir Emil hundert deutsche Kinder. Das Leben der Kinder, verstehen Sie?“

Die deutschen Kinder interessieren sie nicht im geringsten. Es ist also nur ein Geschäft für ihn, und so hat sie auch das Recht, von ihm etwas zu verlangen. „Hören Sie, ich weiß, daß Sie mich für verrückt halten werden, aber ich sage es trotzdem. Könnten Sie — wollen Sie mir eine Liebeserklärung machen?“

„Eine was? Eine — —“

„Ich will, daß Sie noch heute nacht mindestens eine Stunde so tun würden, als wären Sie in mich verliebt. Ohne Küsse und so weiter, mir genügen die Worte.“

„Aber — wissen Sie denn nicht, daß man, wenn man wirklich liebt, nicht viele Worte macht?“

„Es müssen nicht viele Worte sein, ich weiß nicht, was man dabei sagt, ich habe noch niemals — — Wollen Sie also?“

„Wenn Sie es wirklich wünschen, dann ja.“

„Und werden Sie es gerne tun?“

„Ja, Frau Pecha.“

Was bei ihm Mitleid ist, hält sie für Liebe. Vor allem darum, weil die Nebelschleier wohlwollend alles verhüllen.

Dann rufen Sie ihn und sagen Sie ihm, daß ich einverstanden bin.“

Sie ist froh, daß die Liebesszene nicht gleich gespielt werden soll. Martin begleitet sie hinaus. Dann ist nichts als ein dunkles Zimmer und ein kühles Bett und der Schlaf.

DIE LETZTE NACHT

Die letzte Nacht für viele Tschechen und Deutsche in Prag ist da. Man mordet weiter, man mordet fleißig, man muß morden. Vor den Nationalausschüssen stehen lange Schlangen und warten mehr

oder weniger geduldig auf das kurze Verhör und auf die unentbehrliche Bestätigung der „nationalen Verlässlichkeit“. Die Mitglieder der Nationalausschüsse arbeiten alle eifrig, es hapert aber mit der Orthographie und mit dem Stil. Zuerst wurden zwei Zeugen verlangt, dann sechs, und schließlich zwanzig. Zeugen gibt es aber genug. Die Leute bestätigen sich einfach gegenseitig, daß sie sich während des Krieges antideutsch benommen haben. Jeder wird gefragt, was er während der Revolution getan hat, ob er Barrikaden gebaut hat und ob er den Sender Prag I und vor allem den Sender der Rache gehört hat. Die Bestätigung sieht dann meistens so aus:

„Mojmir Svatopluk, doktor, hatimkrieg plakate geklebt gegen Hitler. Barikaden in der bubnerstraße Gebaut Und sechs Stück deutsche erlegt davon Drei männer zwei Frau und Ein kind. Zuerst wohnhaft daselbst. Bestätigt von Vlasta Popelkova, Nationalausschuß Karolinenthal, stempel kommt.“

Die Mutter der Frau Pecha hat eine viel kürzere Bestätigung bekommen: „Der Besitzer dieser Karte steht unter dem Schutz der Kommunistischen Partei der ČSR. Gezeichnet: Emil.“ Darauf war sie nicht mehr zu halten. „Sonst werden sie mir die ganze Wohnung ausrauben. Die Person, die mich in das Unglück gebracht hat, ist zu allem imstande.“ Sie brachte noch die Küche in Ordnung, und dann ging sie. Nach ihrer Tochter fragte sie gar nicht, nur, ob die Kirchen, jetzt in der Nacht, offen sind, und ob man überhaupt in die Kirche gehen darf, wenn jetzt die Kommunisten regieren. Emil versicherte sehr ernst, daß er auch oft in die Kirche gehe und daß die Kommunisten nicht das geringste gegen schöne, alte Kirchen haben.

Als Martin mit Helena Reumann kam, saß er am Telefon und sagte immer nur: „Da, da“, ja, ja, in dem Tonfall eines gutgeschulten Dieners. Martin wollte ihn mit Helena allein lassen, aber Emil nickte servil sein „Da, da“ und zwinkerte ihm zu, daß er ruhig bleiben soll.

Helena, noch immer ein bißchen nach Äther duftend, erschien in Ninas Pyjama. Überall durchsichtige, schwarze Spitzen, die nackten Füße mit den korallenroten Nägeln in goldenen Sandalen, frisch geschminkt und frisch frisiert, wütend, aber würdig und

gefaßt. Auch sie war von Martins männlicher Schönheit beeindruckt — Gott ja, wenn dieser idiotische rote Bonze nicht da wäre, aber vor allem kommt das Geschäft, das Vergnügen kann man schließlich immer haben. Wie sie sich auf den hohen Barstuhl schwang, den Frau Pecha komisch und mühsam erklommen hatte, war ein Meisterstück. Verspielt mischte sie sich einen Drink, jede Barfrau hätte bei ihr lernen können, wie man die Männer mit dem Strohhalme angeln kann.

„Ich habe mit Ihnen ernste Absichten, Frau Anežka Cibulková“, beginnt Emil, als er das Telefongespräch beendet hatte. „Bleib nur da, Martin, vor dir habe ich keine Geheimnisse.“

„Ihre ersten Absichten, lieber Emil — soll es ein Heiratsantrag sein? Ich glaube nicht, daß wir zwei zusammenpassen. Ihre proletarische rote Krawatte ist zu billig, und Sie sind gute zwanzig Zentimeter kleiner als der Mann meiner Träume sein soll.“

„Wenn ich aber auf einem Stuhl des Gesandten sitzen werde, und Sie neben mir, dann werden die zwanzig Zentimeter keine Rolle spielen. Die rote Krawatte werde ich ablegen, wenn wir allein sein werden. Wollen Sie mir auch einen Drink geben?“

Martin ist erstaunt. Er kennt Emil zu gut, um zu wissen, wann er Spaß macht und wann er ernst ist. Jetzt ist er ernst. Will er tatsächlich diese großartige Dirne — Seine Frau ist sechsundvierzig Jahre alt. Davon hat sie achtzehn Jahre in Gefängnissen verbracht. Wegen ihrer politischen Tätigkeit, das heißt wegen Emil, denn sie verstand nie etwas von Politik. Sie ist klein, mit den rachitischen krummen Beinen der Kinder der Armen, mit dem aufgedunsenen Bauch der Frauen, die, ohne Kinder zu gebären, das Klimakterium erleiden müssen. Kein Hund könnte seinem Herrn mehr ergeben sein als diese Frau ihrem Mann. Wenn sie bei den Verhören bei der tschechischen und deutschen Polizei geprügelt wurde, lächelte sie selig. Sie hätte sich für ihn totprügeln lassen können — für jeden Schlag einen Kuß, sagte er jedesmal, bevor er verschwinden mußte. Die Schläge hat sie kassiert, die Küsse blieb er ihr bis jetzt schuldig. Sie war aber von ihrem Gemüseladen gewöhnt, den Kunden zu stunden. Die einzige Frau, in die Emil bis jetzt wirklich verliebt war, war Nina. Um Nina hat er Martin immer beneidet, in Ninas Gegenwart schwieg er verlegen wie ein Jüngling bei seinem ersten

Stelldichein. Begreiflich, er will auch eine Frau haben, um die ihn alle beneiden würden. Nina ist aber in ihrer hemmungslosen Gefährlichkeit immer noch harmloser als Helena, die die rücksichtslose Gefahr selber ist. Für alle käuflich, für niemanden um Geld zu haben. Das ist Helena.

„Ach, wissen Sie, Emil“, lacht Helena perlend. „In der Ehe sitzt man nicht immer nebeneinander auf Stühlen. Ab und zu liegt man auch zusammen im Bett. Und was das Bett anbelangt, es gibt auch andere Betten, in denen ich Platz finden würde. Aber immerhin, wo werden Sie denn Gesandter sein?“

„In Berlin wahrscheinlich, und später in China oder Korea.“

„Einen Moment, jetzt fällt mir eben etwas ein. Ich habe in der Zelle, als mich dieser brutale Mann —“ und sie schaut Martin mit dem Blick einer Frau, die weiß, was sie will und wen sie will, an — „meinen Koffer gelassen.“

„Mit einem Häufchen Gold des armen Weidermann und der Liste der prominenten tschechischen Kollaborateure mit den Deutschen“, unterbricht sie Emil leichthin, und Martin hat den Eindruck, daß er ihm unangenehmer sei, als es bei dieser geschmacklosen Situation notwendig wäre. „Wenn Sie keine anderen Sorgen haben, Frau Reumann, dann sind Sie zu beneiden. Berlin, China und Korea haben auf Sie keinen großen Eindruck gemacht, nicht wahr? Sie wären sicherlich eher für Amerika, für Nylons und für Jazz. Erraten? Gut, auch das kann man machen. Nach Prag wird ein gewisser Lehman kommen, mit einer amerikanischen Hilfspaketaktion, verstehen Sie? Spionage in Schinkendosen. Ich werde Sie, Frau Reumann, als Sekretärin bei diesem amerikanischen Spionageweig unterbringen. Was das Heiraten anbelangt, das könnten wir noch heute nacht erledigen, aber Sie werden sicher eine Brautzeit mit Brautgeschenken zuerst wünschen. Ihre Wohnung im ‚Braunen Haus‘ wurde leider total ausgeraubt und von einem Tschechen besetzt. Sie bekommen aber von mir eine Ersatzwohnung. Eine Villa mit zehn oder fünfzehn Zimmern. In Bubenec, in der Kastanienallee. Ich glaube, wir könnten jetzt gehen, nicht wahr, schöne Helena?“

„So etwas muß man sich zuerst überlegen“, antwortet Helena

und schaut Martin vielversprechend an. „Was haben Sie meinem gewesenen Schwager gesagt?“

„Ich? Warum hätte ich ihm etwas sagen sollen? Mit mir wollte er nicht sprechen, sondern mit Ihnen.“

Helena schwingt sich auf den Bartisch und betrachtet ihn neckisch durch ihr Glas. „Sie hätten ihm mehr zu sagen als ich, meinen Sie nicht?“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel über meine Schwester.“

„Lassen Sie sie gefälltigst aus dem Spiel.“

„Ich schon. Ich habe sie nicht hierhergebracht. Damit Sie aber nicht fragen müssen, woher ich es weiß, werde ich es Ihnen verraten. Durch den Jakob. Wenn Jakob da ist, und ich habe ihn plappern gehört, ist Michaela auch da.“

„Nicht schlecht kombiniert.“

Emil wird ungeduldig. „Diese Sache könnte man morgen erledigen. Ich werde gehen müssen.“

„Gehen Sie nur ruhig“, sagte Helena übertrieben freundlich. „Auf Wiedersehen also!“

„Sie werden mit mir gehen, Frau Helena!“ Emil ist sichtlich verärgert oder beleidigt.

„Wenn wir Freunde bleiben sollen, müssen Sie sich diesen Befehlston abgewöhnen, mein guter Genosse. Ich möchte noch hierbleiben, weil ich mit meiner Schwester und meinem Schwager sprechen will, und außerdem möchte ich endlich wieder einmal allein schlafen. In der Zelle waren über fünfzig Frauen anstatt vieren, wie es sich gehört.“

„Sie müssen mit mir fortgehen, Frau Reumann! Es gibt mehrere ziemlich mächtige Männer in Prag, die Sie vorläufig nicht finden dürfen. Als Freundin und Vertraute des deutschen Polizeipräsidenten stehen Sie selbstverständlich auf der Kriegsverbrecherliste, und man würde mit Ihnen kurzen Prozeß machen, wenn man Sie erwischen würde. In Ihrem Fall genügt nicht meine Macht, Sie werden mit den Russen sprechen müssen.“

„Die Russen sind ja noch nicht hier.“

Martin schlendert hinter den Bartisch, bückt sich und zerkleinert mit einem winzigen goldenen Hammer das Eisstück in dem

Eiskästchen. Die Russen sind noch nicht da. Mit wem hat Emil vorhin telefoniert? Das konnte doch kein gewöhnlicher Partisane gewesen sein, die müssen sich bei ihm Befehle holen. Er kroch aber förmlich auf allen vieren, immer nur „da, da“, widerspruchslös und sogar ängstlich. Warum hat er mir nicht gesagt, wer es war? Weil die Reumann gerade kam? Emil mißtraut mir, das ist sicher. Und trotzdem hat er vor mir die Pecha und die Reumann für seine Dienste angeworben. Und warum will er Helena so plötzlich mitnehmen? Erst hat er doch so notwendig ein Privatgefängnis gebraucht in meinem Haus. Jetzt hat er scheinbar anderswo sein Hauptquartier aufgeschlagen. Wenn man aber jemandem mißtraut und doch vor ihm keine Geheimnisse hat, dann könnte der Betreffende nur —

Er wirft ein Stückchen Eis in seinen Whisky und sieht zu, wie sich die Kanten in dem Getränk schnell glätten. Da glättet sich auch etwas. Emil hat den Kampf mit ihm aufgegeben. Mit wem gibt aber Emil den Kampf auf? Nur mit einem — Toten. Der Betreffende ist schon so gut wie tot. Wenigstens für Emil. Stimmt aber diese Rechnung? Sind es nicht nur die überreizten Nerven, die ihm etwas Unmögliches vorgaukeln? Man müßte ihn auf die Probe stellen.

„Ich muß euer witziges Schweigen unterbrechen. Bevor ich den Herrn Heldenstern hole — könntest du mir, Emil, sagen wir, zehn solche Kärtchen geben, wie es die alte Frau von dir bekam?“

„Aber natürlich! Auch mehr kannst du haben. Nur unterschreiben muß ich sie noch. Bring inzwischen den Mann her, ja?“

Martin nickt und verläßt schnell das Zimmer. Unterschreiben will er? Der Ausweis für die alte Pecha war doch schon unterschrieben, oder nicht? Und daß er gar nicht gefragt hatte, für wen er diese schützenden Ausweise brauche —

„Wie fühlen Sie sich, Herr Heldenstern? Schon besser?“ fragt er höflich, als er mit dem jungen jüdischen Musiker zurückkehrt. „Ihre Frau Schwägerin will Sie sehen. Hier — durch diese Tür, bitte!“

Helena thront nicht mehr auf dem Bartisch, sie sitzt züchtig im Fauteuil bei dem Schreibtisch. Emil hebt nicht einmal den Kopf

und schreibt weiter. Ludwig Heldenstern bleibt bei der Tür stehen. Niemand zeigt Lust, als erster zu sprechen.

Plötzlich läutet das Telephon. Emil hebt die Hand, aber schon ist auch Martin bei dem Apparat.

„Bist du es?“

Es ist Ninas Stimme. Unwillkürlich schaut Martin ihr Bild böse an. Was will die? Reumütig zurückkehren oder einen neuen Skandal machen?

„Ja“, sagt er kurz.

„Bist du allein? Wenn nein, dann antworte nicht und häng auf. Ich werde dich später noch einmal anrufen.“

Martin legt den Hörer hin. „Eine Dame war es. Wir haben aber mehr als genug Damen hier.“

Emil macht keine Bemerkung und zeigt keine Neugier. Daß Damen Martin öfters anrufen, weiß er. Ninas Stimme hat er bestimmt nicht erkannt, sie sprach sehr leise.

„Nehmen Sie doch Platz, Herr Heldenstern! Dieser Herr ist ein sehr guter Freund von mir, der wird uns gar nicht stören. Vor allem, Ihre Frau ist hier. Sobald Sie mit Ihrer Schwägerin gesprochen haben, werde ich Sie zu ihr bringen.“

Was er von Ludwig Heldenstern und von Helena Reumann erfährt, wäre unter anderen Umständen beglückend und sehr wichtig. Jetzt ist aber nur wichtig, daß Emil ihn beschwindelt hatte. Er hat die Ausweise nicht unterschrieben, unterschrieben waren sie schon, nur das heutige Datum schrieb er dazu. 9. Mai 1945. Der Punkt hinter der Ziffer fünf hat einen Schnörkel, der wie ein schräg herunterfallendes „n“ aussieht. Alle zehn Ausweise haben denselben Schnörkel.

Emils Wagen rollt durch die dunkle Allee. Die schlaue Helena hat Ludwig Heldenstern mitgenommen, denn der Ärmste, wie sie sagte, braucht jetzt Trost und Pflege. Wenigstens solange soll er bei ihr bleiben, bis der Rummel mit den Russen vorbei sein wird. Emil bleibt nichts anderes übrig, als diesen bescheidenen und gar nicht lästigen Besucher in Helenas neuer Wohnung zu dulden. Vielleicht hat es ihm sogar gepaßt, denn die Leute sind jetzt alle krankhaft argwöhnisch. Wenn sie einen armen, kranken Juden in der Villa sehen werden, werden sie dort kein Spionagenetz vermuten.

DER LETZTE TAG

Kaum ist der Wagen aus dem Tor, das sich hinter ihm automatisch schließt, schon hastet Martin in die Küche. Richard sitzt wach beim Tisch und raucht. Der Papagei sitzt ihm gegenüber auf der Stuhllehne und schläft.

„Damit ich nicht vergesse, Chef“, fängt Richard an. „Die Leute erzählen, daß hoch oben in dem Turm der Theynkirche, beim Altstädter Ring, ein deutsches Mädchen sitzt und von dort schießt. Angeblich soll sie verrückt geworden sein. So etwas muß aber nicht gerade Verrücktheit sein, meine ich. Man hat sie mit den Operngläsern und Tiedern angeschaut, sie soll blutjung und bildhübsch sein. Zu ihr kann man nicht, sie knallt jeden, der die Stiege zu ihr hinaufgeht, ab. Jetzt kommt es darauf an, wieviel Munition sie hat und wie lange sie noch ohne Schlaf aushalten wird. Wenn sie einschläft, wird man sie natürlich erledigen. Wenn ich bedenke, daß ich noch am Donnerstag keine anderen Sorgen hatte, als schwarze Zigaretten aufzutreiben — was gibt es Neues, Chef?“

„Viel, Richard.“

„Wann werden wir die deutschen Kinder über die Grenze schmuggeln?“

„Niemals, Richard.“

„Warum denn? Hat der Kerl nicht sein Wort gehalten?“

„Ich werde dir später alles erzählen. Jetzt brauchen wir sofort ein Fahrzeug. Dein Leichenwagen kann es diesmal nicht mehr sein, den kennen sie schon.“

„Wollen Sie türmen, Chef? Jetzt, wo die Russen —“

„Du mußt, Richard, die Kranke, die Schwester, die Zigeunerin und die zwei Kinder über die österreichische Grenze bringen. Traust du dir das zu?“

„Freilich, aber die Russen —“

„Die Russen kommen von Norden und von Osten, und bei Budweis ist die Demarkationslinie, dort stehen die Amerikaner. Wir brauchen ein Fahrzeug, denk rasch nach, es ist schon beinahe zwei Uhr früh!“

Das Telefon, das in einem Wandschrank steht, surrt leise. Mar-

tin drückt auf den gelben Knopf unter der Wahlscheibe und nimmt den Hörer ab.

Es ist wieder Nina. Eine neue Nina. Zerfahren, unsicher und wie gehetzt. Sie spricht ein schauderliches Kauderwelsch aus Russisch, Tschechisch, Deutsch und Französisch. „Bist du jetzt allein? Ist der ekelhafte Krämer schon fort? Hat er dich gewarnt? Nein, selbstverständlich, er war immer ein erbärmlicher Egoist. Du hast ihm aber vertraut, du hast immer den Unrichtigen vertraut, mir nie! Du mußt sofort das Haus verlassen! Oder nein, jetzt lieber noch nicht — ja, geh gleich fort! Pjeruschkin ist da. Du weißt doch, Major Pjeruschkin vom NKVD. Gott, natürlich weißt du es, du kennst ihn doch aus Moskau! Und mit ihm einige Offiziere, jetzt sind sie alle besoffen. Pjeruschkin hat ein Hemd an, ich sag' dir, nicht einmal ein Bettler würde diesen stinkenden, schmutzigen Fetzen anrühren wollen. Sei nicht böse, ich will ja alles wieder gutmachen, darum rufe ich an! Ich weiß ja nicht einmal, wo ich eigentlich bin. In Dejwitz muß es sein, glaub' ich. Also ich hab' mich so aufgeregt, wie du mich so beleidigt hattest, dort in dem Sanatorium — wie geht es der deutschen Frau übrigens? Hat sie schon ihr Kind? Jetzt wirst du dich aber nicht mehr um sie kümmern können, du mußt fort! Ich habe — du wirst mich natürlich nicht verstehen, dem Pjeruschkin erzählt, daß du auch für die Deutschen etwas gemacht hast — ich weiß, vielleicht ist es gar nicht wahr, aber du hast nie auf die Deutschen geschimpft, und die Germanka hast du in Schutz genommen. Nimm dir meine Schmucksachen, alles, verstehst du? Also Pjeruschkin hat mit Emil telefoniert und hat ihm gesagt, daß — es ist ganz schrecklich, ich glaube, sie wollen dich umbringen oder lebend nach Rußland bringen! Die Kinder sind bei mir, sie fragen nach dir, aber es geht ihnen sehr gut. Viehisch benehmen sie sich, die Sowjetmenschen! Hinaus darf ich nicht, stell dir das vor! Aber, nicht wahr, ich könnte doch später nach Paris oder zu den Amerikanern. Vielleicht sind die anderen Sowjetmenschen besser, bei dem NKVD waren immer die größten Lumpen. Nicht einmal eine Zahnbürste hab' ich bei mir. Bist du gesund? Du darfst nicht zuviel trinken, das schadet dir. Wir treffen uns in Paris, willst du? Du weißt doch, in

dem Hotel, wo wir damals gewohnt haben. Die Kinder lassen dich —“

Vorsichtig legt Martin die Gabel neben den Telefonapparat und lauscht. Ninas Stimme flüstert in der Muschel weiter. Auch Richard ist aufgestanden. Man hört ein Surren irgendwo im Park. Martin packt Richard beim Arm und zieht ihn aus der Küche. Jakob hebt den Kopf und blinzelt, steckt ihn aber gleich wieder unter den linken Flügel und schläft weiter.

„Was war das, Chef?“ fragt Richard aufgeregt.

„Unser Fahrzeug kommt, glaube ich. Geh zu den Frauen und trommle sie zusammen. Die Kinder auch. Sie sollen nicht erschrecken, es wird vielleicht ein bißchen geschossen werden.“

Bevor Richard etwas fragen kann, ist er fort. Die Schuhe wirft er weg und läuft auf Zehenspitzen über die Kellerstiege hinunter und dann wieder ein paar Stufen hinauf, öffnet eine kleine Tür und ist im Park. Er läuft geduckt zwischen den schlafenden Jasminsträuchern, der Himmel ist, Gott sei Dank, noch immer schwarz. Da wird es am besten sein. Es ist ein Kinderspielplatz, mit kitschigen Gartenzwerge und zwei großen gipsernen Hirschen. Ninas Geschmack, hundertmal wollte er diese Biester hinauswerfen lassen, heute ist er froh, daß sie da sind. Hastig schleppt er zwei von den Zwergen zu den Hirschen, die Gruppe ist alles andere als male-risch, aber eine brauchbare Deckung. Denn hier müssen sie vorbei, nicht durch die Hauptallee. Nina hat sie sicherlich instruiert, wie sie un-gesehen in das Haus gelangen können. Auch den Haus-torschlüssel können sie nur von ihr haben. Die arme, dumme Nina! Wie sie alles mögliche und unmögliche zusammenfaselte, um ihn aufzuhalten und gleichzeitig nervös zu machen. Natürlich hat der NKVD nicht geschlafen, die Männer waren schon längst unterwegs. Hat man sie zu dem Telefongespräch gezwungen, oder — Egal. Wenn man nur wüßte, wie viele kommen werden. Immerhin, es steht eins zu eins. Sie sind mehrere gegen ihn, er hat aber eine Deckung.

Martin spürt, wie seine Handflächen durch die unerträgliche Spannung feucht werden. Er legt die beiden Revolver ins Gras und wischt sich die Hände an den Hosen ab. Was machen die solange,

warum kommen sie noch nicht? Wenn sie durch die Hauptallee gehen, dann ist alles verloren.

Da sind sie schon. Er sieht sie nicht, er hört sie auch nicht, aber er weiß mit dem sechsten Sinn des Menschen, der in höchster Gefahr ist — sie sind da, ganz in der Nähe. Er drückt sich platt an die stark duftende Erde, nur den Kopf hebt er ein bißchen. Er sieht die drei Füße des gipsernen Hirschen, den vierten Fuß haben ihm die Kinder zu Ostern abgeschlagen — er hebt den Kopf noch höher, mehr kann er nicht, sonst —

Da stolpert jemand über den im Sand vergessenen Trittroller, kaum zehn Schritte vor ihm. Ein Fluch, auf russisch — und schon kracht es. Die Männer sind gar nicht zum Schuß gekommen, so überraschend kam es. Drei waren es.

Martin steht auf. Da läuft noch einer ohne Deckung über die Tulpenbeete.

„Ich bin schon da, Chef“, keucht Richard. „Wo sind Sie? Oder sind Sie tot?“

„Ich nicht, aber dich hätte ich beinahe erschossen, du alter Narr! Duck dich sofort und krieche zu mir! Da bin ich, bei den Zwergen! Bleib hier, ich muß nachschauen, ob der Wagen leer ist.“

Das Fahrzeug war eine verbeulte Wehrmachtskarre, aber mit einem Wimpel der Krasnaja Armija, der Roten Armee. Drinnen lagen drei lange, pelzgefütterte Mäntel, ein vergoldeter Meßkelch und eine Kiste mit Wodkaflaschen. Der Wimpel war mit lilafarbenen Streifen versehen, dem Zeichen des NKVD.

Als er zurückkam, saß der Funebermann bei den Toten und zog gerade einem von ihnen die lehmfarbene Bluse aus. Die Mützen, auch mit lila Streifen versehen, zierten die Köpfe der Zwerge und des Hirschen.

„Das werden wir gut brauchen können, das Zeug da, Chef! Pfui, die Kerle stinken wie die Pest! Die haben sich mindestens ein Jahr nicht gewaschen. Ist das tatsächlich die wertete Rote Armee?“

„Nein, mein Freund, das ist etwas viel Besseres. Das ist der NKVD. Du wirst dich vermutlich auf Wein umstellen müssen, Richard, und auf Wien überhaupt. Wenn diese Geschichte herauskommen wird — verdammt noch einmal, verzeih mir, Richard!“

„Aber, Chef, es ist doch gar nichts passiert! Ich habe Ihnen doch

gesagt, daß ich auswandern will, nicht? Na also. Kommen noch mehrere von dieser Sorte her?“

„Ich glaube nicht. Warte, ich werde mir die Ausweise anschauen.“

„Die hab' ich schon alle bei mir in der Tasche, Chef. Der eine hat zwei solche Bücherln gehabt.“

„Gib her! Das wird wahrscheinlich der Ausweis seines gefallenen Kollegen sein. Da steht es — zum Teufel, wieso kann ich so plötzlich die kleine Schrift lesen? Es war doch stockfinster!“

„Freilich, aber Sie waren eine gute halbe Stunde hier draußen. Mir ist die Zeit nicht so rasch vergangen wie Ihnen, und den Frauen auch nicht.“

„Hast du das Telefon so gelassen?“

„Versteht sich. Sie werden schon wissen, warum Sie nicht aufgehängt haben. Die Weiber waren übrigens ganz vernünftig, und die Kinder habe ich schlafen lassen. Bloß die Tante von der Polizei wettete und wollte mit mir. Grob war ich nicht, ich mußte ihr aber eine schmieren, damit sie zu sich kommt. Die Schwester hat ihr Kognak zum Trinken gegeben. Die Schwester ist übrigens etwas ganz Feines, Chef!“

„So, jetzt können wir gehen, Richard! Nimm die Uniformen, ich werde die Mäntel aus dem Karren bringen.“

Der Garten war voller Vogelgesang. Aus der Küche hörte man Jakob mit Helenas verführerisch girrender Stimme plappern: „Die Männer sind manchmal wirklich komisch, Herr Hitler!“

DIE LIEBESERKLÄRUNG

Sie sitzen alle, bis auf Marta Konrad und ihren Bruder Jan, im Speisezimmer und trinken sehr starken Kaffee. Frau Blümelein nicht mehr als Zigeunerin, sondern in Ninas apartem schwarzem Kostüm, Frau Pecha in einem sandfarbenen Kostüm, das ebenfalls aus Ninas Garderobe stammt, Lilly in einem Trainingsanzug — gottlob erinnert sie Martin trotzdem nicht an seine gleichaltrige

Tochter Tatjana. Richard mit seinem steifen Hut auf dem Kopf, Martin noch immer in dem dunklen Abendanzug und Michaela in ihrem blau-weiß karierten Taftkleid. Jakob ist auch da, er spaziert ungeniert auf dem Tisch herum und knabbert genießerisch an einem Würfel Zucker. Marta und Jan liegen noch in einem Gästezimmer, man will sie erst kurz vor der Abfahrt wecken. In den drei breit offenen Fenstern schaukeln auf dem Gitter wie schmutzige graue Tennisbälle Spatzen und warten auf ihr Frühstück. Heute hat aber Martin keine Zeit für sie. Sollen sie nachher hereinkommen und alles auf dem Tisch auffressen. Nachher —

„Nein, Frau Pecha, Sie brauchen keine Angst zu haben“, versichert Martin schon zum zehntenmal. „Emil wird den Mund halten, weil er Sie braucht, und die Russen wissen nicht, daß Sie hier waren. Sie werden das Haus durch einen Nebeneingang verlassen und ruhig zum Polizeipräsidium gehen. Auch wenn man Sie fragen sollte, aber man wird Sie nicht fragen. Ich kenne Emil ziemlich gut, glauben Sie mir. Er wird Sie bestimmt anrufen und verlangen, daß Sie schweigen. Er wird Sie schön bitten, oder vielleicht auch drohen, jedenfalls wird er aber auch schweigen.“

Frau Pecha schiebt den Kaffee weg und greift nach der Kognakflasche, aber Martin nimmt sie ihr aus der Hand. „Jetzt nicht, Frau Pecha. Trinken Sie den Kognak am Abend, zu Hause, auf meine Gesundheit, auf unser aller Gesundheit, denn die Gesundheit ist vorläufig alles, was wir noch nicht verloren haben. Du hast alles verstanden, nicht wahr, Richard?“

„Alles, nur das nicht, daß Sie nicht mit uns fahren wollen.“

„Es ist doch kein Platz in der Karre, das weißt du auch. Neben dir darf auf keinen Fall jemand sitzen, höchstens der Bub, der Jan, schön auf russisch aufgemacht. Marta Konrad wird liegen müssen, Frau Blümelein, die Schwester und Lilly können zusammensitzen. In einer Stunde spätestens können wir losfahren.“

„Und Sie, Chef?“

„Ich? Ich komme nach.“

Jakub fliegt Michaela auf die Schulter und reibt den Schnabel zärtlich an ihrer Nase. „Denn wir fahren gegen Engeland“, schmettert er mit der Stimme des Wunschkonzerttenors und ahmt dazu täuschend ähnlich das „bum, bum“ der Pauken nach. Aber nicht

einmal Lilly, die an ihn ihr ganzes Herz gehängt hat, lächelt über sein Kunststück.

„Du weißt also, die Maschinenpistole hübsch sichtbar auf den Knien lassen und nichts als fluchen, wenn dich jemand anhalten sollte“, sagt wieder Martin und wagt Michaela nicht anzusehen, obwohl er ihren Blick ununterbrochen fühlt.

„Na klar, was das Fluchen anbelangt, da kann man sich auf mich verlassen. Im ersten Weltkrieg waren doch die russischen Gefangenen bei uns hier, lauter gutmütige Kerle waren es, aber fluchen konnten sie, das war direkt ein Fest! Wenn die Damen nicht da wären, ich könnte Ihnen vorführen, Chef, wie ich russisch fluchen kann. Ich denke mir, ich werde irgendwo, ein gutes Stück vor Budweis, die Karre baden schicken, damit sie niemand findet, und einen Milchwagen oder meinetwegen einen Mistwagen requirieren. Bis dahin wird vielleicht auch die kranke Frau soweit sein, daß sie ein bißchen laufen kann. Wir werden ohnehin nur in der Nacht marschieren müssen. In Budweis hab' ich einen Kollegen; falls er nicht als Kollaborateur hängt, werde ich ihn finden. Der kennt sich in der Umgebung gut aus. Die russischen Legitimationen werde ich auf alle Fälle mitnehmen. Und in Wien —“

„Gehst du sofort die Familie suchen, die ich dir gesagt habe. Die werden dir schon raten und helfen.“

Frau Blümelein ist sehr gefaßt. Die Mitteilung der Frau Pecha, daß ihr Artur mit Verbrechern gemeinsame Sache macht, hat ihr Gleichgewicht wiederhergestellt. Sie weiß jetzt, daß sie in Prag verloren wäre. Aus Wien oder später aus der Schweiz wird sie ihr Vermögen reklamieren können. Richard gefällt ihr ausgezeichnet, und sie sind einig, daß sie in Wien, falls es irgendwie gehen sollte, ein kleines Beisel aufmachen werden. Mit Ninas Schmucksachen wird man allerhand machen können.

„Zum Essen habt ihr genug in dem Wagen, mindestens für vierzehn Tage.“ Kaum hat er den Satz gesagt, erinnert sich Martin, daß er denselben Satz mindestens schon dreimal gesagt hat. Was soll man aber sagen, was soll man nur, um Gottes willen, bei solchem Abschied sagen, was nicht banal oder sentimental wäre.

In der Ecke, auf dem Radioapparat, der die Form einer Tischlampe hat, liegt Tatjanas kleine Lieblingspuppe Katja. Martin steht

auf und geht zuerst zum Fenster. Noch heute werden in seinem Park die Rotarmisten wüten. Und in seiner Villa — naja. Er schaut sich um, ob ihn niemand beobachtet, und steckt rasch die winzige Puppe in die Tasche zu seinem Revolver. Dann schaltet er die Lampe ein. Das Zimmer ist voller Sonne, das Licht der Glühbirne unter dem zartgrünen Schirm sieht man kaum.

„— nach Prag! Prager und Pragerinnen, wir haben nicht umsonst um Hilfe gefleht, die Retter kommen schon! Die glorreiche, unvergleichliche Rote Armee eilt Prag zu Hilfe! Der größte Staatsmann und Feldherr aller Zeiten, Marschall Stalin, hat persönlich Befehl gegeben zu diesem letzten Kampf um unsere geliebte Stadt! Die besten Soldaten der Welt werden in einigen Stunden hier sein! Prager und Pragerinnen, alles muß auf die Straßen! Mit Liebe, Jubel und Blumen wollen wir die herrliche Rote Armee bei uns begrüßen! Niemand darf zu Hause bleiben, Prager und Pragerinnen! Der schönste Tag unserer Nation ist da! Bald werden wir unsere tapferen Retter umarmen können, mit Tränen der Freude und der Dankbarkeit in den Augen! Die deutsche Barbarei ist zu Ende. Wir haben zugeschlagen, wir haben gekämpft, wie es sich für das Volk des Jan Žižka geziemt, aber ohne die herrliche Rote Armee wären wir von der deutschen Soldateska trotzdem vernichtet worden. Darum, Prager und Pragerinnen, wir bleiben in alle Ewigkeit mit der Sowjetunion verbunden, mit diesem wahrlich sozialistischen Land, mit diesem Paradies der Arbeiter, mit diesem —“

„Na also, die Rote Armee kommt pünktlich fünf Minuten nach zwölf“, grinst Richard. „Bis dahin bin ich aber nimmermehr da und muß also weder vor Freude heulen noch Blumen streuen.“

„Wir werden bald gehen müssen.“ Martins Stimme ist ganz fest, aber seine Mundwinkeln zucken nervös. „Kommen Sie her, Frau Pecha, ich, werde Ihnen durch das Fenster den Weg zu dem verborgenen Türl zeigen. Begleiten kann ich Sie nicht, ich muß noch —“

Er stockt. Richtig, die Liebeserklärung muß er ihr noch machen.

„Da, zuerst zu dem Gartenpavillon müssen Sie — Richard, du kannst schon die Marta zu dem Wagen bringen. Frau Blümelein, bitte, ziehen Sie Jan an, aber nicht zu warm, er muß die russische Bluse auch anziehen. Bleiben Sie hier, Michaela —“ sagt er rasch,

als das Mädchen mit den beiden gehen will. „Was wollte ich jetzt, richtig, den Schmuck — ja, den Schmuck stecken Sie in einen von den Polstern da auf dem Fauteuil und nähen Sie es wieder zu. Lilly, lauf schnell in das Kinderzimmer und bring das Nähkästchen! Du wirst es schon finden, nicht wahr? So, Frau Pecha, also an dem Pavillon vorbei und dann nach links, bis zu der Mauer. Da haben Sie den Schlüssel zu dem Türl, werfen Sie ihn nachher in irgend einen Kanal. Sehen Sie, den Marek wollte ich auch anrufen, den habe ich ganz vergessen, und das Sanatorium — aber helfen kann ich sowieso nicht mehr. Und jetzt —“

Michaela kniet vor dem Fauteuil und stopft die Ringe, Arm-bänder, Ohrgehänge, Perlenschnüre und Goldmünzen zwischen die watteartige Füllung des Polsters. Wie war es? Einfach wunderbar war es, als Ludwig Heldenstern erzählte, daß sie ihn nur darum geheiratet hatte, weil sie ihm helfen wollte. Sie dachte, man wird ihn nicht wie andere Juden abtransportieren, wenn er mit einer Arierin verheiratet ist. Nein, Herr, Michaela hat mich nie geliebt, sie war aber meine Freundin, die einzige Freundin, die ich hatte, als mich alle verlassen haben, als alle vor der Gestapo gezittert haben. Sie war mehr als eine Freundin, sie ist ein Engel, aber ihre Schwester ist ein Satan. Anders kann ich sie leider nicht nennen. Ohne daß wir etwas gewußt haben, Michaela und ich, veranlaßte sie unsere Scheidung, das heißt die Annullierung der Ehe, die nie, wie die Juristen sagen, konsumiert wurde. Der Polizeipräsident Weidemann und seine Beziehungen zu den Gerichten — Helena hatte natürlich ein leichtes Spiel. Es wäre gut, es wäre das beste, wenn sie Michaela mitnehmen würden, recht weit von hier, denn Helena wird nie Ruhe geben, und Michaela darf nicht über die schmutzigen Wege ihrer Schwester gehen.

Es wäre gut, es wäre das beste. Nein, das Beste muß anders sein. Michaela muß mit Richard fort, wenn Martin in dem Wagen von den Russen oder von den Tschechen geschnappt würde — die würden alle in dem Wagen totmachen. Er muß versuchen, allein aus Prag zu verschwinden, er darf vorläufig nicht einmal nach Wien, denn auch dort sind die Russen, und der NKVD hat lange Finger. Vielleicht zuerst nach Bayern, in der Aktentasche hat er sechs verschiedene falsche Ausweise. Er kann als Franzose auftreten, er

kann einen Italiener spielen, er kann Berliner sein — na, das hat jetzt noch Zeit.

Die Liebeserklärung. Eigentlich hat er noch nie einer Frau eine Liebeserklärung gemacht, nicht einmal als Student. Aber Michaela muß wissen, sie muß hören, daß er sie liebt, und darum wird die Frau Pecha ihre Liebeserklärung haben.

Martin packt die schluchzende Frau Pecha bei den Schultern und spricht schnell, wie gejagt: „Ich weiß, daß Sie die ganze Zeit darauf gewartet haben, ich weiß, daß ich schon längst hätte reden sollen. Aber es ist so schwer zu sagen ‚ich liebe dich‘, wenn man Tag und Nacht nichts anderes im Geiste sagt als diese drei Worte. Jetzt, wo wir Abschied nehmen müssen, möchte ich aber doch diese drei Worte immer wieder wiederholen, ganz laut, immer wieder, denn sonst habe ich Ihnen nichts zu geben. Ich liebe Sie, ich liebe Sie —“

Und er beugt sich tief und küßt Frau Pecha die Hand.

„So, jetzt aber müssen Sie fort“, sagt er und schiebt sie zu der Tür.

„Was soll ich jetzt machen?“ schluchzt Frau Pecha laut auf.

„Die Nase putzen und laufen!“

„Soll ich jetzt auch noch für Emil arbeiten?“

„Aber selbstverständlich! Erstens wird es Ihnen gut gehen, und zweitens werde ich mich eines Tages melden, und dann werden Sie mir auch Verschiedenes erzählen, nicht wahr? Alles, was meinen Freund Emil interessiert hatte. Ich melde mich ganz bestimmt, Kennwort ‚Liebeserklärung‘, ja?“

„Sagen Sie mir nur noch eines, für wen arbeiten Sie eigentlich?“

„Ich, Frau Pecha? Ich war immer der Meinung, daß ich für die Menschen arbeite.“

Frau Pecha trippelt durch den Park und winkt, stolpert, und winkt wieder. Befriedigt sieht Martin, daß sie mit der Kognakflasche winkt. Eine praktische Frau, die wird nicht untergehen. Oder hat sie die Kognakflasche als süßschmerzliche Erinnerung an ihn genommen?

„Alles in Ordnung, Chef!“ meldet Richard. Er ist nicht zu erkennen in dem langen Russenmantel und der flachen Kappe mit dem allmächtigen lilafarbenen Streifen. „Jetzt nur noch der Papa-

gei. Komm, wir fahren nach Engeland, Jakub! So, Chef, falls ich in Wien wirklich ein Beisel aufmachen werde, und darauf könnte ich wetten, nicht wahr, Frau Blümelein, also falls — wissen Sie, wie das Lokal heißen wird? ‚Beim Kelch‘, wie Švejks Stammlokal hier in Prag. Dort treffen wir uns auf alle Fälle Punkt sechs!“

„Wird gemacht, Richard. Auf Wiedersehen, Kollege Funebermann, auf Wiedersehen, Frau Blümelein! Servus, Lilly!“

Lilly steckt die Hände in die Taschen des Trainingsanzuges und rührt sich nicht von der Stelle. „Ich gehe nicht“, sagt sie trotzig.

„Mach keine Dummheiten und geh!“

„Ich geh nicht! Ich will bei Ihnen bleiben! Ich hab doch niemanden, nur Sie! Und Sie haben auch niemanden, also müssen Sie wenigstens mich haben!“

Gerührt und gleichzeitig ungeduldig wendet sich Martin zu Michaela. „Bitte, nehmen Sie das dumme Kind und —“

Michaela übergibt den jetzt ziemlich schweren Polster Richard und lächelt: „Ich gehe auch nicht, Martin. Lassen Sie mich da, lassen Sie mich dort, wo Sie sein werden! Sie müssen, Sie haben doch der Frau Pecha gesagt — Sie sagten mir doch —“

Kein Mensch ist auf der Straße zu sehen, als der Wagen den Park verläßt. Die Karre sieht wie eine Hochzeitskutsche aus. Richard meinte, es wäre unbedingt notwendig, den Wagen mit Blumen zu schmücken. Erstens wird man nicht hineinsehen können, und zweitens ist er ja jetzt ein Russe und soll mit Blumen überschüttet werden, hat der Prager Rundfunk gesagt.

Die drei, Martin, Michaela und Lilly, schauen dem Goldregen, dem Flieder und dem Jasmin nach.

„Feine Leichenwagen werden auch mit Blumen geschmückt, nicht wahr?“ fragt Lilly, als der Wagen nicht mehr zu sehen ist.

DAS ENDE

Der kleine grüne Wagen ist grau geworden und hat eine andere Nummer. Die Farbe ist noch nicht ganz trocken, aber Martin hofft auf die Sonne und auf den Wirrwarr, den es bei der Begrüßung der

Roten Armee geben wird. Keiner wird Zeit haben, auf die zu frische und zu schlechte Lackierung aufmerksam zu werden. Als er über den Kinderspielplatz geht, um sich rasch bei der Gartenpumpe die Hände zu waschen, sind die drei toten NKVD-Männer nicht mehr da, und statt der Blutlache ist dort eine große Wasserlache. Richards letzte Arbeit als Funebermann. Die NKVD-Männer liegen in einem Brunnen, der nicht mehr benützt wurde und wegen der Kinder mit schweren Brettern gesichert war. Um so besser, vielleicht werden die Russen eine Weile glauben, daß die drei Männer irgendwo saufen oder den Weibern nachjagen. Vielleicht kann alles noch gut gehen.

Auch der kleine Wagen bekam Blumenschmuck, nicht zuviel, die Familie, die drinnen sitzt, ist gutbürgerlich und kann Maß halten. Erst als sie den Berg hinunterfahren, fällt Martin ein, daß er erstens kein Geld mitgenommen hatte und zweitens, daß Michaelas rotes Haar zu auffallend leuchtet. Sie haben aber nicht einmal einen Mantel oder einen Pullover mitgenommen, kein Tuch, gar nichts. Aber in der Not kann auch ein Taschentuch als Kopftuch dienen. Michaela hat aber keines, und Lilly auch nicht. Martin kramt in seinen Taschen herum und entdeckt schließlich ein längst vergessenes Geschenk. Ein Tüchlein aus gelber Seide, mit einer naiven Stickerei in der Ecke. Ein Tigerkopf in einem Lorbeerkranz, darunter zwei Buchstaben. „R. B.“ Es kommt ihm vor, als hätte er das Tüchlein schon vor Jahren von Rosita Bella bekommen, und dabei war es kaum vor einem Monat. Er hat Gewissensbisse, als er das Tüchlein Michaela gibt. Michaela soll ein Geschenk von einer seiner Geliebten tragen, und diese Geliebte hat er ganz vergessen.

Die Straßen haben ein neues Gesicht. Prag ist eine fremde Stadt geworden. Das erste, was auffällt, sind zahlreiche Bettler, die an allen Ecken hocken und knien, mit oder ohne Drehorgel, unwahrscheinlich zerlumpt und schmutzig. Die gute Hälfte von ihnen sind die sogenannten Kollaborateure, die Gehetzten und Gejagten, die durch diese Tarnung ihr Leben zu retten versuchen. Sie betteln, und die Straßen sind mit Geld bedeckt. Deutsches Papiergeld, das niemand mehr haben will, liegt überall umher.

Auf kleinen, schnell zusammengebastelten Ständen oder einfach auf den Stühlen oder direkt auf den Gehsteigen wird die neueste

Ware schreiend angeboten. Blechbroschen mit bunten Beneš- und Stalin-Köpfen, dreifarbige Kokarden mit Sichel und Hammer, Ansichtskarten mit Beneš und Stalin, Beneš mit Gattin, Beneš ohne Gattin, Beneš mit einem Hund, Beneš ohne Hund, Beneš streichelt ein russisches Kind, Stalins hämisches Lächeln, hundertmal anders und jedesmal gleich, Notenblätter mit dem Partisanenlied, das jeder aus dem Radio Moskau kennt, kleine Broschüren mit höchstens zwanzig Seiten, auf denen die Prager Revolution in hinkenden Versen verherrlicht wird, halbwelke, traurige Blumen, mit denen man die Rote Armee billig begrüßen soll. Hitler-Bilder — Hitler auf dem Galgen, Hitler in der Hölle, Katyn, mit den offenen Massengräbern der polnischen Offiziere, Überschrift: „Vergiß nicht, daß auch diese deutsche Greueltat gesühnt werden muß.“ Kleine Lexika — „Lerne Russisch, die schönste Sprache der Welt, die Sprache des Generalissimus Stalin.“ Schnapsflaschen mit einem Bild eines Rotarmisten, der gerade allein einen Haufen deutscher Soldaten erledigt hat. Das Gesicht des Rotarmisten ist edel wie das Antlitz eines Barockengels, den deutschen Soldaten dagegen hat man auch im Tod einen blöden und rohen Ausdruck gegeben. Auch die erste tschechische Zeitung, die nach der Revolution erschien, wird überall angeboten. Sie hat nur ein einziges Blatt, es ist die Zeitung der Beneš-Partei. Jetzt heißt sie aber nicht mehr wie früher „Das tschechische Wort“, sondern „Das freie Wort“. Die Worte „frei“ und „Freiheit“ prangen überall. Auf dem Kessel, in dem im heißen Wasser Würstchen schwimmen — „Wir haben unsere Freiheit wieder“, auf den Gläsern mit den Essiggurken — „Wir sind frei, dank der Roten Armee“.

Je mehr sich der Wagen der Moldau nähert, desto größer wird das Gedränge. Die Menschenströme wälzen sich singend und grölend, die Wagen versuchen sich durchzuschlängeln. Gott sei Dank gibt es jetzt mindestens zehnmal so viele Autos wie vor der Revolution. Martins Wagen fällt also nicht auf. Benzin gibt es überall genug, meistens umsonst, aus Beständen der Deutschen Wehrmacht.

Hinter der Brücke sieht man die ersten russischen Uniformen. Sonderbarerweise sind es aber Frauen, stämmige, starke Rotgardistinnen, mit prallen Ammenbrüsten. Sie regeln den Verkehr. Die

tschechische Polizei hat nichts mehr zu sagen, Prag untersteht jetzt dem Sowjetmarschall Konjew. Große Plakate verkünden es, und die Tschechen murren, als sie diesen ersten Befehl der Befreier lesen. Die Befreier befehlen also genauso wie die Deutschen.

Die Rotarmistinnen stärken sich aus den Flaschen, deren Hälse ihnen aus den Taschen ragen. Keine einzige lächelt dem jubelnden Volk zu, sie zeigen mit dem Gewehr, daß sie weder eine Begrüßung noch eine Annäherung wünschen. Kontrollen gibt es gar keine hier, in der inneren Stadt. Sie wären auch nicht möglich in dieser brüllenden Lawine, die sich brutal nach vorne drängt.

In jeder Straße spielt eine andere Kapelle einen anderen Marsch, man hört nicht sein eigenes Wort, auch wenn man noch so schreit.

Die Wagen dürfen nicht die Nationalstraße passieren, Martin muß deshalb auch wie die anderen nach links abbiegen, um weiter zu können. Hier, in der schmalen, fast sonnenlosen Straße, ist es ruhiger.

„Ich muß versuchen, das Unmögliche möglich zu machen, wenn wir aus Prag herauskommen sollen“, sagt Martin und durchsucht schon wieder alle Taschen. Keine einzige Zigarette findet er.

Michaela, die neben ihm sitzt, wühlt in der Aktentasche. Die zwei silbernen Becher sind da, die Kognakflasche, Dokumente, eine Serviette, aber Zigarette keine einzige.

„Ohne Geld — wissen Sie, Michaela, daß ich heute zum erstenmal in meinem Leben ohne Geld bin? So etwas wird, glaube ich, jetzt öfters vorkommen. Na, ohne Geld ist immer noch besser als ohne Mut. Beim Altstädter Ring habe ich einen bekannten Trafikanten, dort werde ich versuchen — Richtig, wenn wir schon bei dem Versuchen sind, ich will versuchen, so unmöglich zu flüchten, daß niemand an die Möglichkeit einer solchen Flucht glauben wird. Ich will der Roten Armee entgegentreffen, anstatt vor ihr zu fliehen wie ein normaler Flüchtling. Und so zwanzig oder dreißig Kilometer hinter Prag werde ich mit vielem nettem Winken abbiegen. Aber auf alle Fälle, können Sie fahren? Könnten Sie unter Umständen allein weiterfahren?“

„Nein, ich verstehe gar nichts von Autos, aber ich will auch nicht allein weiterfahren, Martin. Ich bleibe bei Ihnen, auch wenn —“

Lilly hat einen Fensterplatz neben Michaela und winkt fleißig. Die Revolution hat sie ganz vergessen, sie will nicht an sie denken. Als aber der Wagen über den Altstädter Ring fährt, ist plötzlich alles wieder da, das Vergessene. Hier ist sie gestanden und hat die zwölf Apostel, den roten Hahn und den Tod angeschaut, und hier hat es mit der roten Farbe angefangen. Wann war es eigentlich? Am Freitag nachmittag, ja, Freitag war es, am Freitag wurde immer Kunstthonig ausgegeben, das sind fünf Tage — vor fünf Tagen war noch nichts, da lebten sie noch alle, die Mama, der Papa, die Kinder und der Onkel Paul und all die Toten, die sie in den fünf Tagen gesehen hat.

Auch jetzt stehen auf dem Altstädter Ring Leute, sehr viele sogar. Die eine Mauer des alten Rathauses ist kaputt, vielleicht von einer Bombe, oder es hat hier gebrannt. Die rote Farbe auf den Gehsteigen ist noch immer schön hell, das Blut dagegen ist nicht mehr rot, die Blutlachen sehen schwarz aus. In dem kleinen Fenster des uralten Uhrwerkes steht mit gehobener Sense der Tod. Damals, am Freitag, da zeigte er sich nur in dem Fenster und verschwand gleich wieder. Jetzt steht er da und rührt sich nicht. Das Uhrwerk wird wohl beschädigt sein. Was dachte sie damals, am Freitag? Wenn der losgelassen wäre, der Tod, wo hier so viele Menschen sind — und die Tschechen haben den Tod tatsächlich losgelassen. Ob sie es jetzt fertigbringen werden, den Tod wieder zurückzuschicken? In der Schule hat der Lehrer erzählt, daß das Uhrwerk des Altstädter Rathauses schon sehr alt ist und daß der Uhrmacher, der es gemacht hat, mit den zwölf Aposteln und mit dem Hahn, schon vor mehr als hundert oder zweihundert Jahren gestorben ist. Wenn die Tschechen keinen Uhrmacher finden werden, der das alte Uhrwerk reparieren könnte, was dann? Dann wird der häßliche, böse Tod ewig in dem Fenster stehenbleiben. Recht geschieht ihnen, den Tschechen, warum haben sie den Tod vor der Revolution nicht einfach eingesperrt? Dann wäre gar nichts passiert.

Die herumstehenden Leute weinen um das alte Rathaus. „Dafür wird man mindestens zehntausend Deutsche hängen lassen“, droht ein Mann mit der Faust. Was er weiter sagt, versteht man nicht. Gleich neben ihm schreit ein Junge „Heiße Würstel! Kauft heiße

Würstel! Jeder muß sich stärken, wir müssen die Rote Armee anständig kräftig begrüßen!“

Martin macht einen Umweg, er will zu dem Trafikanten. Die Trafik ist aber zu. Er will weiterfahren, aber in der Gasse ist das Gedränge so groß, daß er umkehren muß.

Hunderte trampeln auf einem roten Fetzen herum, brüllend wie wilde Tiere. Der Fetzen war noch vor einer halben Stunde die junge Artistin Rosita Bella. Als sie die letzte Patrone verschossen hatte, spielte sie zum letztenmal mit dem Tod und ließ ihn gewinnen. Der Turm der Theynkirche wurde die Zirkuskuppel, der morsche Fensterrahmen zum Trapez. Als sie fünf Jahre alt war, wagte sie den ersten Sprung ohne Schutznetz. Es war wonnig und schauerhaft zugleich, als der Sand der Manege auf sie zuraste. Aber schon war das schwingende Trapez da, ein Griff — und die Manege stand wieder still und die Artisten applaudierten. Am Abend danach schenkte ihr der Vater ein Kaninchen. Er hat es gestohlen, das Tierchen sollte von den Riesenschlangen verspeist werden. Das Kaninchen war Rositas erstes eigenes Tier und ihre erste große Liebe.

Ein Wagen mit zwei tschechischen Offizieren und einigen Männern in Zivil kommt angesaut. Sofort weiß die Menge, daß die Herren der jetzigen tschechischen obersten Behörde angehören, dem Nationalrat, und daß sie untersuchen wollen, wer der blutige Fetzen, der kurz vorher eine todesmutige Schützin auf dem Turm der Theynkirche war, in Wirklichkeit ist. Einige behaupten, daß es überhaupt kein Mädchen war, sondern der Hitler selbst, einige wollen wieder wissen, daß es die Frau des Reichsprotektors Heydrich war, die ihren von den Tschechen ermordeten Mann rächen wollte. Die Untersuchung klärt aber nicht die Identität der Schützin, der zertrampelte Fetzen bleibt ein zertrampelter Fetzen. Etwas finden die Männer aber doch. Ein goldenes Medaillon, verbogen und blutig. Jemand biegt es mit Schnaps, und jetzt sieht man in dem Medaillon ein kleines Bildchen irgend eines Heiligen. Niemand weiß aber, wer dieser Heilige eigentlich ist, nicht einmal der Kirchendiener, der gerufen wurde. „Es könnte“, meinte er, „der Franz von Assisi sein oder auch der heilige Rochus, der Patron der Hunde.“

„Jedenfalls also ein Heiliger, der etwas mit Viechern zu tun gehabt hat“, lacht einer vom Nationalrat, und die Leute lachen alle über diesen Witz mit.

„Sie kommen, sie kommen schon“, donnert es von allen Straßen, und alles rennt zum Wenzelsplatz. Die Rotarmistinnen, die den Verkehr dirigierten, werden weggeschwemmt. Sie lassen es sich aber ruhig gefallen, denn ihre Rolle ist vorläufig zu Ende.

In der Mitte des Wenzelsplatzes steht ein Auto neben dem anderen. Auch Martin gelang es in letzter Minute durchzukommen. Sein Wagen steht in der ersten Reihe, gegenüber dem Palais Koruna. Sofort klettern auf das Dach des Wagens die Herumstehenden, auch die Dächer der anderen Autos sind zu Tribünen geworden. Die Menge auf den Gehsteigen brüllt ohrenbetäubend.

„At' žije Rudá armáda!“

„Es lebe die Rote Armee! Es lebe die Rote Armee!“

Und sie kommt, die Rote Armee. Vom Pulverturm über den Graben zum Wenzelsplatz. Verstaubte Panzer mit verstaubten, jauchzenden Soldaten. Die Panzer rollen ganz langsam, sie sind über und über mit Blumen bedeckt und rollen über Blumen. Die Rotarmisten springen herunter und holen die tschechischen Kinder, mitfahren, mitfahren, die Menge rast vor Begeisterung, die Rotarmisten heben die Kinder hoch und küssen sie. Panzer, Panzer, Panzer, Blumen, Blumen, Blumen, Kinder, Soldaten, junge Mädchen in tschechischer Nationaltracht, Sokoluniformen, alles reitet auf den Panzern, man trinkt sich zu, die Rotarmisten stinken nach Schweiß und Wodka, das schadet aber nicht, vor allem riecht alles nach Blut. Die Rotarmisten werfen Schokolade in die Menge, Machorka und Zigaretten. Man rauft sich um die ersten Geschenke der großen russischen Freunde, jeder will ein Erinnerungsstück haben.

Wie ein Wiesel schlüpft Lilly aus dem Wagen und kriecht auf allen vieren zwischen den Beinen der Zuschauer hindurch. Martin hat keine Zigaretten, und die Russen werfen ganze Päckchen herunter. Die Leute schimpfen und lachen, Lilly lacht auch und kriecht weiter. Jetzt ist sie dicht bei den schmutzigrünen Raupen, so von unten sehen die Ungeheuer noch häßlicher aus. Aber ausgerechnet jetzt fällt keine einzige Zigarette herunter, nur Machorka. Riesen-

große Räder, zwei, vier, sechs — sie zermalmen das Pflaster, so einen großen Wagen hat Lilly noch nicht gesehen. Und wieder Räder, wieder so ein riesengroßer Wagen, und von ihm herunter tropft rote Farbe. Und da hängt ein Bein in einem hohen Stiefel, dort wieder eine Hand. Lilly schaut hinauf — die drei großen Wagen sind mit toten deutschen Soldaten beladen. Wie Holzklötze hat man sie übereinandergeworfen, lange können sie noch nicht tot sein, das Blut ist noch schön rot. Eine Gebirgsjägersmütze fällt herunter, eine weiße Blume ist an ihr befestigt. Edelweiß ist es, Edelweiß tragen häufig die Ostmärker, hat der Papa gesagt, die Ostmärker wollen aber keine Ostmärker mehr sein, sondern Österreicher.

Die Zuschauer verstummen. Nur vereinzelt ruft man noch „Es lebe die Rote Armee“, die meisten schimpfen.

„Es ist nicht notwendig, beim Siegesmarsch Tote mitzuschleppen!“

„Siegesmarsch? Was für ein Siegesmarsch, ich bitte Sie? Ein Spaziergang ist es. Die haben die deutschen Soldaten rasch irgendwo in Prag abgeschlachtet, damit wir glauben, daß sie gekämpft haben.“

„Die haben nicht gekämpft, die sind doch alle besoffen!“

„Vorsicht, Bruder, es gibt kommunistische Spitzel unter uns! Der Feind hört mit!“

„Leichen haben wir selbst genug, die muß man uns nicht nach Prag bringen!“

„Pfui! Pfui! Eine Roheit und eine Geschmacklosigkeit ist es, an so einem Tag Leichen zu zeigen!“

Jetzt rollen wieder die Panzer, und es regnet wieder Zigaretten und Schokolade. Lilly erwischt ein Päckchen Zigaretten und kriecht damit schnell zurück. Ihre Hände sind rot gefärbt, das Päckchen ist auch rot. Sie wischt es, so gut es geht, an dem Trainingsanzug ab und gibt es Martin. „Da, jetzt können Sie endlich rauchen!“

Die Panzer rollen noch immer, jetzt teilen sie sich aber am Brückl. Die linke Reihe fährt hinauf über den Wenzelsplatz, die rechte Reihe fährt weiter zum Nationaltheater. Die Zuschauer zerstreuen sich langsam, denn es gibt wieder etwas Neues zu sehen.

Die Politruks, die politischen Kommissare. Auf einmal sind sie da, niemand hat sie kommen gesehen. Sie stehen auf den Dächern der Autos, neben ihnen ein tschechischer Dolmetsch, und sie reden und reden. Über den furchtbaren Kampf der glorreichen Roten Armee um die Stadt Prag. Die Leute hören, was die Dolmetscher sagen, und grinsen und machen Bemerkungen.

„Er soll uns sagen, der Politruk, wo die furchtbaren Kämpfe stattgefunden haben, hörst du? Wir möchten uns das Schlachtfeld anschauen!“

„So ein verlogener Hund, glaubt er denn, daß wir ganz blöd sind?“

„Ist das die russische Gestapo?“

„Nein, das sind die Politruks, das ist die politische Polizei der Roten Armee.“

„Na hören Sie, wozu braucht eine Armee ihre eigene Polizei?“

Vor dem Hotel „Die goldene Gans“ gibt es einen Tumult. Ein russischer Panzer hat eine von den sagenhaften Linden, die nach dem ersten Weltkrieg zur Erinnerung an die Proklamierung des Tschechoslowakischen Staates gepflanzt wurden, überfahren. Die Tschechen glauben fest daran, daß ihr Staat so lange leben wird, solange alle diese Linden, die in zwei Reihen den Wenzelsplatz schmücken, leben werden. Jetzt ist aber eine von diesen Linden tot.

„Schwein, russisches, besoffenes“, brüllen die Leute. „Kämpfen kann er nicht, aber unsere heilige Linde totmachen, das kann er! Nicht einmal die Deutschen haben den Linden etwas getan, und so ein russischer Satan —“

„Die sollen gleich wieder umkehren und zum Batjuschka Stalin zurückfahren! Der braucht sie, diese Bande, wir nicht!“

Die Politruks schreien die Dolmetscher an, sie sollen Ordnung machen, die Dolmetscher ducken sich aber und erklären, daß sie nichts machen können. Einer von ihnen, der geschrien hatte, man solle der herrlichen Roten Armee für die Befreiung alle diese blöden Linden opfern und nicht nur eine, wird fürchterlich verprügelt.

Inzwischen rollen die Panzer immer noch. Jetzt brüllen die Rotarmisten mehr als die Zuschauer.

„Ich denke, wir können fahren“, sagt Martin. „Wir müssen zu der Trojabrücke.“

Auch andere Wagen wollen zu der Trojabrücke, denn dort wird die Rote Armee feierlich zum erstenmal auf Prager Boden begrüßt, und dort gibt es eine Menge zu sehen, erzählt man sich gegenseitig. Sie bilden also eine Kolonne, zusammen sind es zwanzig oder fünf- undzwanzig Autos. Martins kleiner Wagen hält sich ungefähr in der Mitte dieser fahrenden Kette. Man kann nur sehr langsam fahren, denn die Zuschauer laufen fast ununterbrochen von einer Straßenseite auf die andere, zwischen den rollenden Panzern. Warum sie es tun, weiß man nicht. Der eine Autofahrer behauptet, daß es Saboteure sind, die den feierlichen Siegesmarsch der Roten Armee stören wollen.

Sie fahren, und an ihnen vorbei fahren in entgegengesetzter Richtung immer wieder andere Bilder. Kahlgeschorene deutsche Frauen, die den Boden küssen müssen — „Ihr Hitler-Säue, küßt den Staub, den die herrlichen russischen Panzer hinterlassen, schleckt ihn ab!“ Mädchen, in den bunten tschechischen Nationaltrachten wie ein Bild aus der „Verkauften Braut“, tanzen mit den Rotarmisten. Auf einem ausgebrannten deutschen Tigerpanzer steht ein russischer Offizier und singt. An ihm vorbei werden deutsche Soldaten getrieben, alle bloßfüßig, sie marschieren nicht, sie wanken, sie schleppen die Verwundeten mit, und alle haben tote Augen. Bei jeder Strophe hebt der betrunkene Russe seinen Revolver und erschießt den Soldaten, der gerade an ihm vorbeiwankt. Die Strophen sind zu kurz, er schießt immer nur bei einer bestimmten Note, die Soldaten können sich leicht ausrechnen, wen die Kugel treffen wird. Auf einem kleinen Platz lagern deutsche Frauen mit Kindern, der erste Transport, der nach Bayern gehen soll. Zu Fuß, ohne Gepäck, ohne Essen. Zwei tschechische Frauen gehen mit einer großen Kanne zwischen den Erschöpften hin und her. Die deutschen Kinder und ihre Mütter sind halbtot vor Durst, aber in der Kanne ist Essig. Ein Rotarmist läßt sich verdolmetschen, weshalb die Leute so lachen, geht hin, reißt die Kanne den zwei Weibern aus der Hand und schlägt mit ihr über ihre Köpfe. Dann brüllt er, man soll sofort den deutschen Kindern Wasser bringen, sonst wird er alle Tschechen erschießen. „Tscheche nix gut“, fletschen auch andere Rotarmisten die Zähne.

Blühende Bäume, Fahnen und Fähnchen, Leichen, Musik, Tanz,

klagende verwundete deutsche Pferde, denen niemand den Gnadenschuß geben darf, Panzer, brüllende Rotarmisten, strahlende Sonne auf dem wunderhübschen blauen Maihimmel.

Dazwischen zwei Menschen und ein Kind in einem ergrauten kleinen Wagen auf der Flucht. Sie müssen auch jauchzen und winken, sie müssen auch lachen, man darf nicht auffallen, alles kann noch gut werden. Dabei wissen die beiden, Martin und Michaela, daß nie, nie mehr etwas gut sein wird. Ewig wird diese Stadt ein riesengroßer Friedhof bleiben, ewig werden die hunderttausend Ermordeten hier ruhelos umherwandeln und ihr wegen einer grausamen Stimme verlorenes Leben suchen.

Dort steht ein Junge, mit Ketten an eine Holzkiste gefesselt, und sein Kleid brennt, sein Haar brennt, er will laufen, er will sich retten, aber die Kiste hält ihn fest. Er fällt hin und kriecht, die Kiste schleppt er mit, sie brennt auch schon. Dort sitzt eine Taube, und eine andere Taube liegt da, und die ist tot, die verlassene Taube berührt ihre Gefährtin immer wieder zärtlich mit dem Schnabel — steh auf, steh doch endlich auf —, aber die tote Taube wird nie wieder aufstehen. Dort spielen tschechische Kinder mit abgeschnittenen Ohren und Fingern, sie stopfen sie in eine Schinkenkonserve und laufen damit zu einem Haufen Deutscher, die die Straße kehren müssen. „Da, friß das!“ Aus einem Fenster fliegen Teppiche, Pelze und Kleider herunter, alles in Fetzen zerrissen, die Leute haben schon genug von diesem Zeug und vernichten alles, was ihnen in die Hände kommt und was sie nicht brauchen können. Dort steht ein Rotarmist und küßt und umarmt drei Mädchen zugleich, um den Hals hängt ihm ein Wecker an einem roten Band. Eine Rotarmistin probiert ein langes, durchsichtiges Nachthemd, sie zieht es über die Uniform an und stolziert umher, die Tschechen biegen sich dabei vor Lachen.

Und immer noch rollen die russischen Panzer, endlos rollen sie. Die Kolonne fährt an ihnen vorbei, die Rotarmisten brüllen begeistert, als sie die schöne Michaela sehen. Blumen fliegen in den Wagen hinein, ein Soldat springt von einem Panzer herunter und gibt Michaela einen Kuß und eine Flasche Wodka.

Bald werden sie bei der Trojabrücke sein. Die Kolonne bleibt immer wieder stecken, eine unübersehbare Menschenmenge

blockiert die Straße. Gerade wird durch die Lautsprecher die Ansprache eines tschechischen Schriftstellers übertragen, man sieht ihn auch, er steht oben auf einer halb abgeräumten Barrikade, dick, mit offenem Hemd, und fuchtelte mit den Händen. Gardisten kommen angelaufen — weiterfahren darf man nicht, gleich wird der Primator, der neue Bürgermeister der Stadt Prag, eine Ansprache halten. Zurück können die Wagen aber auch nicht, es wird eine Weile hin- und hergestritten, dann schlägt Martin vor, daß man nach der Ansprache des Bürgermeisters die Brücke passieren soll und über eine andere Brücke wieder zurückfahren soll. Der Vorschlag wird angenommen, die Gardisten sind froh, daß sie sich wieder mit den dicken Rotarmistinnen unterhalten können.

Hier, vor der Trojabrücke, gibt es eine gewisse Ordnung. Die Abordnung des Turnverbandes Sokol steht stramm in Viererreihen, Schulkinder haben ein Spalier gebildet, irgendwelche Vereine gruppieren sich um ihre Fahnen. Die Ansprache des Bürgermeisters interessiert niemanden, er sagt genau dasselbe, was sein Vorredner, der dicke Schriftsteller, gesagt hat, und was der Herr Fürst im Prager Rundfunk ununterbrochen wiederholt. „Wir danken der glorreichen Roten Armee, die deutschen Barbaren müssen ihre Greuel taten mit ihrem Blut bezahlen, wir schwören ewige Treue der großen Sowjetunion.“

Links von der Brücke, vor einer Zinskaserne, steht ein Haufen Männer und Frauen. Still und demütig, mit dem unsicheren Blick eines Hundes, der Prügel erwartet. Das sind die „Weißen Russen“, die oftmals gleich nach dem ersten Weltkrieg nach Prag kamen, alle waren angeblich Fürsten und Generäle und Popen, und alle lebten in Prag gut und ohne Arbeit, mit Stipendien und Zuwendungen reichlich versorgt, auf Kosten des tschechoslowakischen Staates. Alle waren sie die ärgsten Feinde des Kommunismus, jetzt stehen sie wie Bettler da, und ihr Sprecher, der Besitzer eines eleganten Prager Nachtlokals, soll den Roten weismachen, daß sie in Wirklichkeit immer mehr oder weniger Kommunisten waren, und nur durch die Umstände, nicht wahr — und so weiter.

Auf der anderen Seite, rechts von der Brücke, stehen einige hohe russische Offiziere und jagen den Sprecher jedesmal zurück, wenn er versucht, sich ihnen zu nähern.

Martin kennt fast alle die „Weißen Russen“, sie kamen öfters zu Nina und zu ihm, mit Nina plauderten sie stundenlang, mit ihm sprachen sie nur kurz und jedesmal dasselbe. Jedesmal wollten sie Geld haben. Damals waren sie nur widerlich, jetzt können sie gefährlich werden, wenn sie ihn entdecken. Denn sie verkaufen alles an alle. Gesinnung und Menschen, egal wen, nur wenn sie gut und ohne Arbeit leben können.

Rasch bedeckt Martin das Fenster, an dem Lilly sitzt, mit den längst verwelkten Jasminzweigen. Das fällt nicht auf, auch die anderen Autoinsassen haben die Wagenfenster an der linken Seite mit allem möglichen gegen die heiß brennende Sonne geschützt. Dann raucht er schweigend die russischen Zigaretten. Peinlich und unangenehm ist, daß sich immer mehr Leute, die sich bei der langen, pathetischen Ansprache langweilen, Michaela anstarren. Eine Sekunde denkt er daran, sie zu bitten, das gelbe Tüchlein tiefer ins Gesicht zu ziehen, dann würde er sie aber auch nicht sehen können. Und es ist ihm, als dürfte er jetzt nichts anderes tun als sie anzuschauen.

Endlich ist die Ansprache des Bürgermeisters zu Ende, die Menge brüllt erleichtert „Es lebe die Rote Armee“ und die Wagen setzen sich wieder in Bewegung.

Auf der rechten Seite der Straße, dicht bei der Brücke, muß etwas Neues geschehen sein, die Leute laufen alle dorthin. Martin wendet den Kopf, zwischen zwei Panzern sieht er eine winzig kurze Zeit hohe russische Offiziere, und in ihrer Mitte etwas Buntes. Es ist eine große, schöne Puppe, in zierlichen Stiefelchen aus Safianleder, in einem langen, blauen Rock, in einer weißen Bluse mit gestickten Puffärmeln, in einem schwarzen Miederchen, das über und über mit Gold und Perlen besät ist. Die Puppe lacht gerade einen Offizier an, ihre Augen treffen sich mit Martins Augen, ihr Blick streift Michaela — und schon ist wieder ein anderer Panzer da, zwischen der Puppe und dem kleinen Wagen.

Die Brücke — die Brücke — nie war sie so lang wie heute. Martin versucht nachzudenken, aber es fällt ihm merkwürdigerweise nur die Melodie eines längst vergessenen Tangos ein. „Das ist der Dank für meine Liebe, das ist der Dank, für das, was war. Ich kann das große Rätsel heute noch nicht fassen, du hast mich eines Tages

ganz allein gelassen —“ Die Brücke schaukelt, vielleicht bricht sie unter den Panzern zusammen. Er hat doch in der Offiziersschule gelernt, nein, das betrifft die Infanterie. Die Infanterie darf nicht auf der Brücke — selbstverständlich hat Nina die Russen alarmiert, seltsam, wie sich ihre Augen in einer einzigen Sekunde verändert haben. Als sie ihn erblickte, war in den Augen Überraschung und vielleicht auch ein bißchen Freude, als sie Michaela anschaute, da war es nur Haß und Rache. Jetzt sind sie vielleicht schon hinter ihm her. In dem Spiegel ist aber nichts zu sehen, nur die zwei oder drei Wagen, die hinter ihm fahren, und die Panzer. Ob sie schießen werden? Wahrscheinlich nicht, wenn man ihn ohnehin erwischen kann, wozu also schießen? Ruhig, nur Ruhe! Die Russen und Nina standen rechts von den fahrenden Panzern, sein Wagen fährt links von den Panzern. Der Wagen mit den Verfolgern — was für ein blödes Wort — die Verfolger — müßte also zuerst zwischen den Panzern auf die linke Seite kommen. Warum lassen sie ihn nicht einfach von den Rotarmisten anhalten? Wenn sie rufen würden — Unsinn, die Panzer dröhnen derartig, daß man nicht einmal einen Schuß hören würde. Richtig — ein Schuß. Wenn es nur ein Wagen wäre, nur ein Wagen mit den Verfolgern — schon wieder dieses dumme Wort — dann könnte man schießen. Wird denn die Brücke nie ein Ende haben? Man müßte es Michaela sagen. Man müßte ihr noch etwas sagen. Später, später, vor allem muß man nachdenken. Entlang der Panzerkette wird er hinter der Brücke nicht mehr fahren können, die Russen könnten die Russen — nicht einmal die richtigen Worte hat man schon. Und wer weiß, ob ihn Russen verfolgen werden. Vielleicht werden es Tschechen sein. Gott gib's, daß es die Gardisten wären, die sind dumm, die könnte man abschütteln. Die Brücke — schon sind wir auf dem anderen Ufer? Also links fahren, natürlich links, nach rechts kann man doch nicht.

„Sie haben uns erkannt, Martin, nicht wahr?“ sagt Michaela ruhig, als der Wagen über einen Feldweg saust.

Woher weiß sie es? In dem Spiegel ist noch immer nichts zu sehen. Vielleicht hat Nina doch nichts gesagt, vielleicht —

Da — da sind sie schon! Ein Wagen ist es nur, ein ausgeleierter großer Wagen. Vier russische Mützen, die breiten Gesichter zeigen sich abwechselnd in dem Spiegel. Sie fahren ganz gemütlich, viel-

leicht sind sie zu sicher, daß sie ihn einholen werden, vielleicht ist der am Steuer kein guter Fahrer.

„Lilly, leg dich sofort auf den Fußboden hin! Und Sie auch, Michaela!“

Lilly gehorcht, aber nicht zu schnell, mit Martin hat sie keine Angst, so lange sie bei Martin ist, kann ihr nichts geschehen. Sie liegt auf dem Rücken und sieht Bäume und Wolken vorbeifliegen, lauter kleine Häuser und Felder sind da. Hier ist es ruhig, hier gibt es keine Revolution.

Wenn man nur wüßte, wohin. Jedenfalls fort von dem offenen Feld, hier irgendwo muß ein Wald sein. Im Wald kann man leichter verschwinden. Der Russe ist wirklich kein guter Fahrer, oder er ist betrunken.

„Warum haben Sie sich nicht versteckt, Michaela?“ fragt er, als er endlich bemerkt, daß das Mädchen noch immer neben ihm sitzt.

Sie lächelt nur und legt den Kopf auf seine Schulter.

Man müßte ihr doch etwas sagen, etwas — da ist der Wald schon! „Michaela, Mila“, sagt er laut, ohne zu wissen, daß er gesprochen hat. Der Wald nähert sich, er läuft ihnen schützend entgegen — die Russen halten noch immer die gleiche Entfernung.

„Sie heißen wirklich Mila?“ zwitschert Lilly. „Wirklich? Wie kann nur jemand ‚die Liebe‘ heißen? Aber es ist ein schöner Name, viel schöner als Lilly.“

Wie kann nur jemand „die Liebe“ heißen? Sie ist die Liebe, sie ist die Liebe selbst — eine Waldlichtung mit blauen Schmetterlingen und weißen Birken flattert vorbei — Michaela hat die Frau aus Liebe zu ihm erschossen, alles war aus Liebe, was sie tat.

Der kleine Wagen macht einen Sprung und tänzelt wie betrunken auf den zwei linken Rädern. Um ein Haar — man darf jetzt nicht träumen, man muß nur fahren, fahren und nachdenken. Von einer Seite nähert sich rasend schnell der Wald, von der anderen Seite die Russen. In dem Spiegel zeigt sich ein Revolver — die Russen haben begriffen, sie wollen ihn noch vor dem Wald erwischen — jetzt rufen sie etwas!

„Stoj, stoj!“

Stehenbleiben — lächerlich, wie kann man stehenbleiben, wenn man sitzt? Der Kerl schießt, nicht auf die Räder, auf ihn zielt er.

Krach — so kann er immer schießen, der gute Knabe! Schützenkönig könnte er nicht einmal beim Feuerwehrfest in Jungbunzlau werden. Die Bäume sind da, sie bilden ein Spalier. Da war er doch schon einmal — wann — voriges Jahr, mit den Kindern. Und hier wäre die Tatjana — gleich aber muß er sprunghaft an die kleine Puppe denken, die er in der Tasche hat. Warum ausgerechnet an die Puppe? Wie war es damals? Tatjana ist die Puppe, es war eine große Puppe, und ganz neu war sie, über den steilen Weg hinuntergerutscht, und das Kind wäre beinahe in den Abgrund gestürzt. Das — das wäre, nein, das ist die Rettung! Eine irrsinnige Rettung, aber immerhin!

Er biegt nach rechts, der kleine Wagen rutscht auf einem glatten Teppich aus Tannennadeln. Da muß irgendwo der steile Weg sein, der Weg, auf dem die gefällten Bäume hinunterbefördert werden. Der Weg ist ganz schmal, man muß ganz genau wissen, wo er ist, rechts und links ist eine fast senkrechte Felsenwand. Die Russen kennen natürlich diesen Weg nicht — muß man denn, verdammt noch einmal, über so etwas Selbstverständliches nachdenken? Selbstverständlich wissen die Russen nicht, wo der Tod wartet und wo er gnädig eine zweiprozentige Chance gibt. Aber mit Michaela und dem Kind — ausgeschlossen!

„Michaela, begreifen Sie mich richtig, ich will nicht, daß wir alle sterben, ich will leben, mit Ihnen leben, Mila“, spricht er so schnell, daß sie ihn kaum verstehen kann. „Sie müssen mit Lilly aussteigen, bald, ich werde Ihnen nachher sagen, warum. Ich will die Russen auf einen falschen Weg führen, das kann ich aber nur, wenn ich allein bin. Das ist der einzige Ausweg, der letzte Ausweg, Michaela! Nur ein kleines Weilchen werden wir uns trennen, zum letztenmal, ich komme gleich wieder zu Ihnen, Mila, und dann — Jetzt werde ich noch zweimal nach links fahren, beim zweitenmal werde ich ganz kurz bremsen — laufen Sie mit Lilly geduckt in den Wald, bis die Russen die Biegung erreichen, werden Sie versteckt sein! Ich komme gleich wieder, Mila — ich liebe Sie!“

Wie viele Sekunden bleiben uns noch? Michaela legt die Lippen fest auf den dunklen Stoff, dort, wo Martins Herz schlägt — die Bremse schreit erschreckt auf — und schon liegt Michaela mit Lilly im dichten Gebüsch. Es sind Haselnüsse, so viele Haselnüsse —

Der russische Wagen stürzt vorbei, Michaela springt auf und bleibt aufrecht stehen. Jetzt weiß sie, was Martin tun will, jetzt weiß sie alles.

„Liebster — seitdem du mich verlassen hast — du sagtest beim Abschied — die Trennung würde nur ein kleines Weilchen dauern.“

Der kleine Wagen ist verschwunden, als hätte ihn die schwarze Erde verschluckt.

„Was haben Sie gesagt? Was ist mit Martin? Wo ist er?“ schluchzt Lilly und drängt sich fest an Michaela.

„Jetzt ist sie aber nicht mehr deine Frau, Liebster, nicht wahr? Jetzt gehörst du nur mir. Jetzt brauche ich mir keine Vorwürfe zu machen, daß ich einen verheirateten Mann liebe. Die Toten sind nicht verheiratet. Du bist nur ein Geliebter, der auf sein Mädchen wartet, auf seine Liebste, auf mich, nicht wahr?“

Der Wagen mit den Russen bäumt sich wie ein scheues Pferd auf, die Räder schreien kreischend um Hilfe — und dann ist nur ein unmenschliches Geheul zu hören und ein Gepolter.

„Die Russen sind hin, sie haben den Weg verfehlt“, schreit Lilly und läuft zu dem Abgrund.

Michaela steht noch immer da, die Arme weit ausgebreitet wie zu einer sehnsüchtigen Umarmung nach einer langen, unendlich langen Trennung. Ihre Augen sehen nichts, nur die Kasette mit den Briefen einer längst Toten an einen Toten. Der Wald rauscht, es ist wie ein verhaltenes, lustiges Knabenlachen.

Wissen Sie was, Michaela, wir werden jetzt zusammen schlafen gehen. Ganz keusch, wie zwei Geschwister, wie sich's auf einem Friedhof ziemt. Wir werden uns in meinem Wagen hinlegen.

„Mila, Mila“, gellt Lillys helle Stimme. „Ich sehe den kleinen Wagen nicht! Mila, Mila, so kommen Sie doch her! Die Russen sind ganz bestimmt hin! Ich sehe aber nichts, nur Staub! Martin ist aber bestimmt nichts geschehen, wir werden gleich sehen —“

Aber man sah nur Staub, der sich wie eine Trauerfahne aus dem Abgrund immer höher erhob.



In unserem Verlag sind folgende weitere
Werke erschienen:

Erich Kern: *DAS GOLDENE FELD* — Roman aus der
Ukraine

293 Seiten, Ganzleinen, DM 14,80

Zahlreiche Pressestimmen des In- und Auslandes bestätigen in ihrer übereinstimmend positiven Kritik, daß der bekannte, von seiner großen Lesergemeinde besonders geschätzte Autor diesen Kriegeroman nicht nur mit mitreißender Gestaltungskraft geschrieben hat, sondern daß es ihm auch gelungen ist, die zweite Begegnung des deutschen Soldaten mit der Ukraine genauso wahrheitsgetreu einzufangen, wie den Reichtum und die Weite des Landes, seine Geschichte, seine Probleme und vor allem seine Menschen. Die schweren Fehler der deutschen Politik wurden ebenso aufgezeigt wie der schicksalhafte Kampf gegen die rote Flut, der in einigen Szenen außerordentlich lebendig geschildert wird. Über allem aber steht die erdhafte Gestalt einer ukrainischen Frau, der Daria Stepanowna, deren Schicksal dem ihres Volkes gleicht.

Siegfried Fiedler: *SCHARNHORST — GEIST UND TAT*

256 Seiten und 20 Bildseiten, Ganzleinen, DM 12,80

Ein junger, sehr begabter Autor, Artillerieoffizier des 2. Weltkrieges und Hauptmann in der Bundeswehr, hat nach umfangreichem Quellenstudium mit diesem Buch eine erhebliche Lücke in der Scharnhorst-Literatur schließen können. Bild und Werk Scharnhorsts, rein historisch dargelegt, werden ohne Polemik in die geistige Entwicklung unseres Volkes am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert eingeordnet. Die hierüber angestellten Untersuchungen knüpfen an die großartige nachgelassene Studie R. Stadelmanns an und weisen die Kontinuität der preußischen Staatsentwicklung von der nachklingenden Fridericus-Epoche bis in die Reformzeit nach. Es wurde hier der geglückte Versuch unternommen, die Traditionen und das Ethos der preußischen Militärmonarchie in ihrer Vereinbarkeit mit den freiheitlichen Kräften der bürgerlichen Ära aufzuzeigen und nicht als hart aufeinanderprallende Gegensätze. Der Verfasser zeigt den Sol-

daten Scharnhorst nicht nur in seiner gewohnt geschilderten Reformertätigkeit. Er bemüht sich auch um die Klarstellung seiner übersehenen Fähigkeiten zum Feldherrn.

Nicht zuletzt aber geht es darum, die wehrpolitische Aktualität unserer Zeit auf ganz andere geistige und soldatische Leitbilder hinzulenken, als es heute die Konzeption der „Inneren Führung“ der Bundeswehr tut, indem sie allzu bereitwillig den Gedanken von der Priorität der technischen Entwicklung aufgreift und mit methodischen Lehrweisheiten das neue Soldatentum den historisch bewußtlosen Folgerungen anpaßt.

Aus diesem Grunde richtet sich dieses Buch an alle geistig interessierten Soldaten, vor allem auch an die Offiziere der Bundeswehr, damit sie beginnen mögen, der großen Tradition der Scharnhorst-Zeit folgend, mit der Kraft des Geistes um die Lebensfrage unseres Volkes mitzuringen. Wer von ihnen dieses Buch gelesen hat, der wird zugeben müssen, daß sich die preußischen Reformer in ähnlicher Lage weit tiefere Gedanken um die wehrpolitischen Probleme ihrer Zeit gemacht haben.

Pantermeyer: *GRENADIERE* — 2. Auflage

416 Seiten, 16 Bildseiten mit 30 Aufnahmen, 7 Kartenskizzen, Ganzleinen, DM 16,80

Der jüngste Divisionskommandeur der Wehrmacht, der als „Pantermeyer“ rühmlichst bekannte Generalmajor der Waffen-SS a. D. Kurt Meyer, nach dem Kriege schuldlos von den Alliierten zum Tode verurteilt und fast zehn Jahre später begnadigt, hat mit diesem hervorragenden, in sehr kurzer Zeit in der 2. Auflage erschienenen Werk nicht nur eines der packendsten Erlebnisbücher des 2. Weltkrieges und der Nachkriegsjahre geschrieben, sondern auch seinen blutjungen Grenadieren ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Ulrich Detlev Rose: *DIE UNHEIMLICHEN WAFFEN*

— Atomraketen über uns —

316 Seiten mit 41 Bildern und graphischen Darstellungen, Ganzleinen, DM 16,80

Unter Mitarbeit hoher amerikanischer Militärs und des Generalobersten a. D. Dr. Rendulic entstand hier ein hochaktuelles, spannend und sachlich geschriebenes Buch über die Revolution der Raketenrüstung von unerhörter Eindringlichkeit, das in über 50 Pressebesprechungen eine außerordentlich positive Aufnahme fand.

Alex Buchner: *KAMPF IM GEBIRGE*

234 Seiten mit 43 Skizzen, Zeichnungen und Bildern,
DM 12,80

Mit einem Geleitwort von General d. Geb.-Tr. a. D. Lanz und einem Beitrag von General d. Geb.-Tr. a. D. Konrad versehen, ist dieses ungewöhnlich lebendig geschriebene Buch eine Fundgrube an Erfahrungen und Lehren aus der Praxis für die Praxis. Darüber hinaus ist es auch ein weiteres Erinnerungsbuch für die deutsche Gebirgstruppe des 2. Weltkrieges, das sich „dank seiner Objektivität der Darstellung den ihm gebührenden Platz in der Kriegsgeschichte erobern wird“, wie es treffend in einer Fachkritik heißt.

Heinz Guderian: *PANZER — MARSCH!*

2. ergänzte Auflage. — 244 Seiten mit 48 Bildern und taktischen Skizzen, DM 8,80

Aus dem Nachlaß des Schöpfers der deutschen Panzerwaffe, bearbeitet von Generalmajor Oskar Munzel, Inspizient für Panzer, Panzergrenadiere und Panzeraufklärer der Bundeswehr. Das Buch hat in der Fachwelt des In- und Auslandes vielseitige und hohe Anerkennung gefunden. Die 2. Auflage wurde nach neuesten Unterlagen ergänzt und durch den Abschnitt „Die neue deutsche Panzerwaffe“ erweitert.

Richard Schatton: *GESETZ ZU ARTIKEL 131 GG IN DER FASSUNG VOM 11. 9. 1957*

mit den ergänzenden Bestimmungen des Bundesbeamtengesetzes, Bundesbesoldungsgesetzes, Beamtenrechtsrahmengesetzes, Anmerkungen, Hinweisen, Kommentaren, Berechnungsbeispielen und zehn Tabellen. 180 Seiten, kartoniert, DM 6,20.

FÜR TAPFERKEIT UND VERDIENST

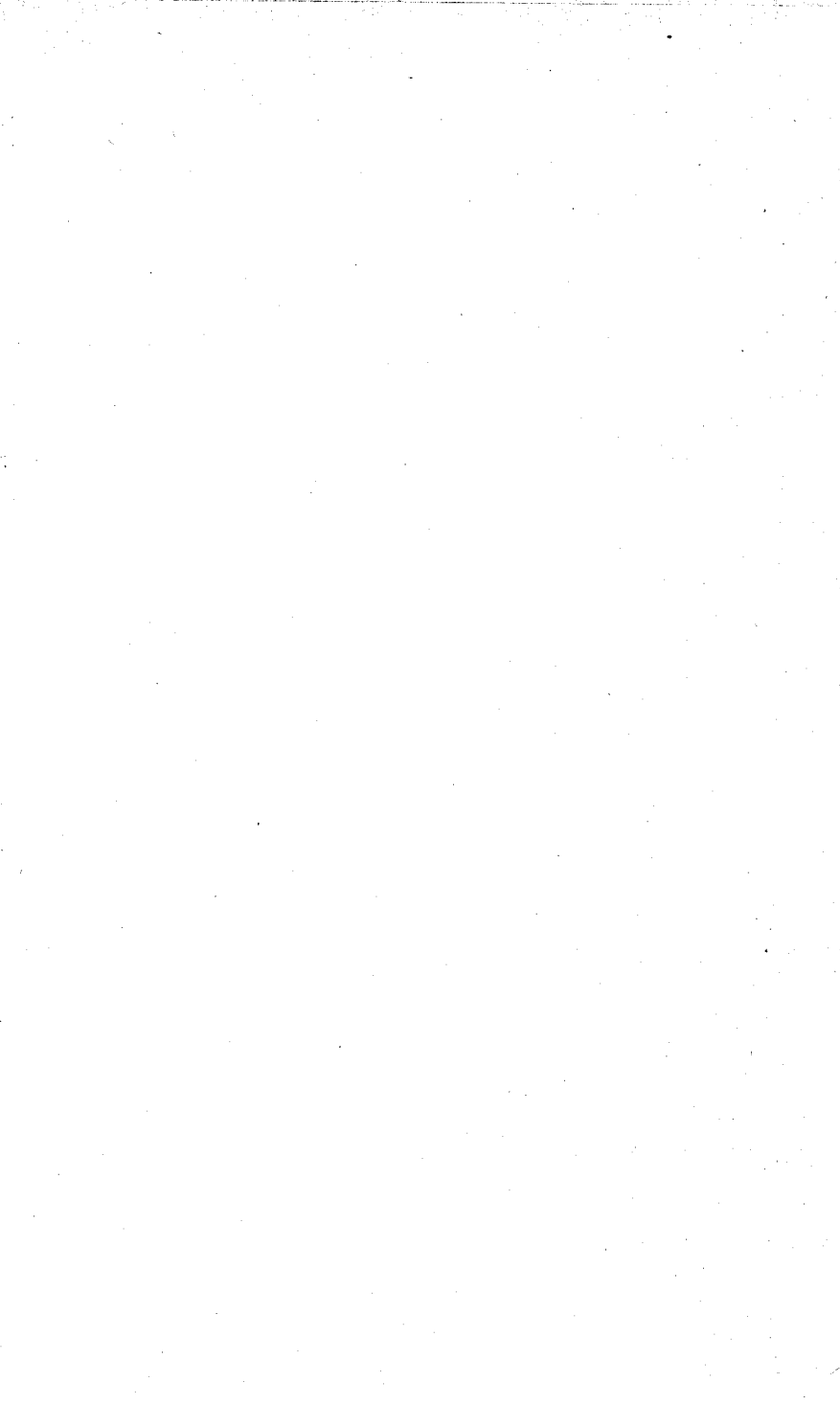
Ein Almanach der von Deutschland und seinen Verbündeten im ersten und zweiten Weltkrieg verliehenen Orden und Ehrenzeichen. Acht Kunstdrucktafeln, zahlreiche Abbildungen im Text sowie der letzte Wehrmachtbericht in künstlerischer Gestaltung. 60 Seiten, DM 3,20.

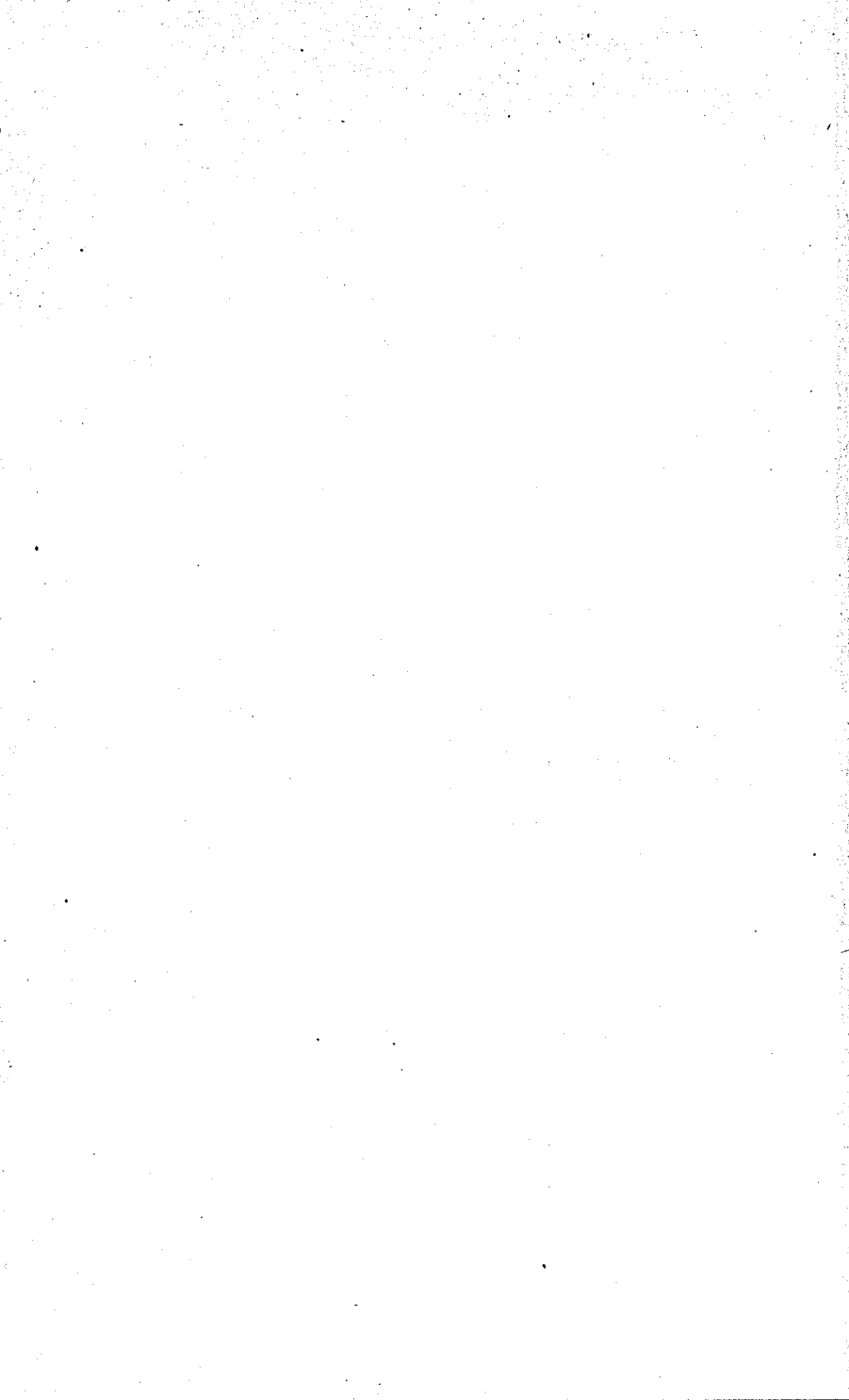
DEUTSCHER SOLDATENKALENDER

Das beliebte und bestens eingeführte Jahrbuch mit farbigem Titelbild, Vierfarben-Kunstdrucktafeln, reichhaltigem Bildmaterial und einem außerordentlich vielseitigen Inhalt, 228 Seiten, erscheint seit 1953 in jedem Jahr.

SCHILD-VERLAG G. m. b. H.

München-Lochhausen





15.80

Barén

Prag

Tote

tanz

